Erwin Bernsteins theatralische Sendung

Ein Berliner Theaterroman von

Friedrich Freksa

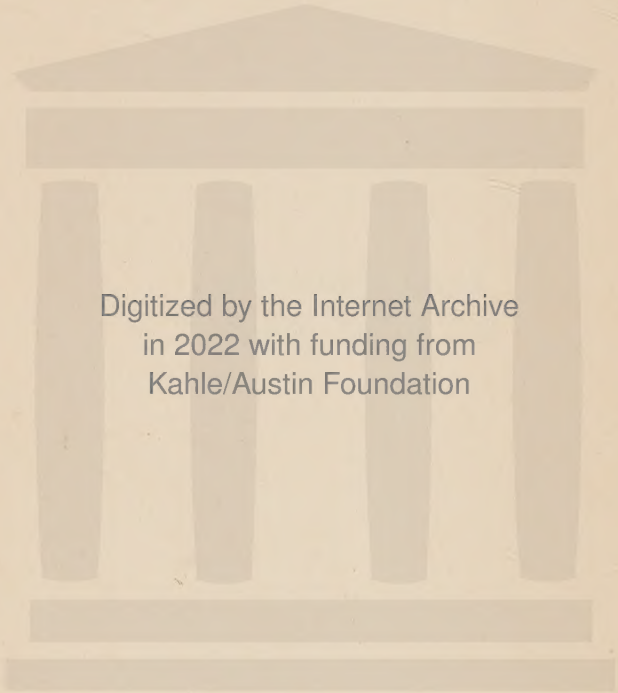
Erster Band

1 · 9 · 1 · 3

München und Leipzig bei Georg Müller

Copyright 1913 by Georg Müller München

Georg Schaumberg,
dem getreuen Eckehart



Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/crwinbernfteinst0000unse

Erstes Buch / Die Varietéschmiere

Höher reckten sich die langen Steinwände der Häuser, als drohten sie den letzten kargen Himmelsstreifen abzudecken, der den Menschen noch blieb. Schluchten der Urwelt glichen im Grau des Novembertages die Gassen der Großstadt. Stumm schienen sie eine Schicksalsstunde zu erharren, um sich über all dem bleichen, schwächlichen Leben in ihren Abgründen und Höhlen zu schließen.

Mit krummem Rücken und gesenktem Kopfe zog ein fliegender Händler seinen Obstkarren über den feuchten Asphalt. Der schützende Plan war zur Hälfte von den Haufen roter Aepfel und grüner Bananen herabgeglitten und diese Früchte schimmerten als einziger bunter Fleck in dem trüben Einerlei der vom feinen Regen durchsprühten Straße.

Ein junger Mensch, der sich wie ein Kater, der das Feuchte fürchtet, hart an den Häusern entlang drückte, sah dem Karren nach. Mit langem Halse und aufgerissenen Augen schaute er auf das frische Obst. In heftiger Bewegung fuhren seine Hände aus den Hosentaschen, als wolle er blind auf den Karren losstürzen und zugreifen. Aber mit einem Rucke wandte er den Kopf wieder gegen die Mauerwand und ballte die Fäuste, um seine körperliche Gier zu bekämpfen. Mit gewaltsamer Drehung der Gurgel schluckte er das Hungerwasser, das ihm im Munde

zusammengelaufen war, hinunter. Noch einmal lugte er verstohlen den Fahrdamm hinauf: Karren und Mann verblichen im Regennebel zu einer Schattensilhouette.

Der junge Mann atmete auf und strich sich das ungeordnete Haar, das üppig unter der Krempe seines Schlapphutes hervorquoll, mit einer weichen Handbewegung aus dem blassen, bartlosen Gesicht. Ruhig glitten seine klugen, grauen Augen auf die andere Straßenseite hinüber zu der Normaluhr des Uhrmachers. Es war vierzig Minuten nach drei. Er seufzte wie ein Wartender, der jede Minute zählt, senkte den Kopf und begann langsam dicht an der Straßenwand hinauf und hinab zu schreiten. Die Hände hatte er wieder in den Hosentaschen vergraben und das nicht allzu dicke Jackett preßte er mit den Ellenbogen hart an die Rippen, um nichts von der Wärme seines Körpers zu verlieren.

Endlich erreichte der zögernde Uhrzeiger die Vier. Hastigen Schrittes begab sich der Wartende zu einem Hause, das das Endziel seiner Wanderung gebildet hatte, trat in die Pforte, streifte von dem abgetragenen grauen Jackett die Tropfenperlen, schlug den Kragen herab, fühlte nach dem schwarzen Lavallier, fuhr mit den fünf Fingern durch sein lockiges Haar, und stieg dann eine abgetretene, saubere Treppe hinauf, die durch große Fensterscheiben ein so helles Licht empfing, wie es der graue Tag nur gestattete.

Im vierten Stock blieb er atemlos vor einer Tür stehen, die ein großes, weißes Schild trug, auf dem mit schwarzen Buchstaben in geschnörkelter Schrift die Worte „Photographisches Atelier" prangten. Wehmütig überflog der junge Mann noch einmal seine abgerissene Erscheinung, knöpfte das Jackett bis auf den letzten Knopf un-

ten auf, zupfte hier und da, zögerte und zog endlich an dem altmodischen birnenförmigen Porzellanklingelzug. Ein greller Messington schrillte drinnen im Korridor und hallte leise in dem graugestrichenen Treppenhause nach.

Beklommen lehnte der Besucher an dem hellbraunen, etwas abgegriffenen Geländer, das den Treppenabsatz abschloß. Erregung und Spannung strafften die abgezehrten Züge seines Gesichtes.

Schritte kamen näher, eine Kette klirrte, die Türe öffnete sich und in ihren Rahmen trat ein frisches, blondes Mädchen in weißer Schürze, das den Dunstkreis einer warmen Küche mit sich führte.

Mit einem tarierenden Blicke hatte sie den Besucher überflogen und bemerkte geringschätzig: „Photographieren is heute nich, weil's zu duster is. Wenn Sie deswegen da sind, denn kommen Sie man jefälligst wieder!"

„Mein Name ist Bernstein, könnte ich vielleicht Fräulein Minna Meister sprechen, ich bin ein Kollege von ihr," erwiderte der junge Mann in einem ruhigen angenehmen Tone, der das Mädchen fast erstaunt aufschauen ließ.

Als sie dem sicheren Blicke seiner grauen Augen begegnete, der ihre Kleider zu durchdringen und sie zu enthüllen schien, errötete sie, lächelte, wandte sich wie gekitzelt in den Schultern und sagte: „Ach, Sie sind der Schauspieler, den das Fräulein schon so lange erwartet! Na, denn kommen Sie man rin, immer jrade aus, die letzte Tür is es. Stoßen Sie sich nich, es is dunkel!"

Der junge Mann klopfte. Da niemand antwortete, öffnete er die Tür ein wenig und schlüpfte geschmeidig durch den engen Spalt. Innen blieb er am Türpfosten stehen, als hätte er eine verbotene Handlung begangen.

Er hatte wohl ein anderes Zimmer erwartet, ein Chambregarniezimmer, wie sie bei Vermieterinnen gewöhnlich sind und ihm bekannt waren. Nun aber umfing ihn ein Raum, in dem alles persönlich war, in dem eine Geschichte und ein Schicksal zu walten schienen.

Durch lichtgelbe Fensterbehänge aus chinesischer Seide drang ein mildes, warmes Licht in dieses Stübchen, dessen Möbel aus jener geschmackvollen Zeit des englischen achtzehnten Jahrhunderts stammten, da ein Chippendale tonangebend war. Dreierlei war bestimmend für den Raum: Ein Klavizimbel, das mit fröhlichen Blumenmalereien bedeckt war, ein Schrank auf geschweiften Füßen und mit kunstvoll getriebenen Messingschlössern und ein runder Tisch vor einem Kanapee, dem sich drei bequeme, wie das Kanapee mit grünem Brokat bezogene Sessel anschlossen.

Eine venetianische Kristallkrone hing über dem Tische. Kerzen von Walrat zeigten das Verständnis der Besitzerin für ihren Wert an. Der Boden war bedeckt mit einem schweren braunen Afghanistanteppich, dessen Farbe zu dem goldigen Tone des Eichenholzes der Möbel und dem zarten verblichenen Grün des Brokates im rechten Verhältnis stand.

Jagdbilder und Porträts aus jener alten englischen Zeit zierten die Wände, die mit einer hellgelben, zarten Seidentapete bedeckt waren.

Alles in diesem Stübchen stand zueinander in harmonischer Beziehung, angefangen von den auf einer kleinen Kommode stehenden altchinesischen Vasen, in denen kurzabgeschnittene gelbe Rosen fast versanken, bis auf die grünseidenen Lichtschützer, die an den Kerzen des Klavizimbels hafteten.

Die Gesichtszüge des Besuchers verrieten unter dem Eindrucke dieses Raumes die zaghafte Scheu, die den Niedriggeborenen gegenüber einer vornehmeren Umgebung stets zu befallen pflegt. Seine Blicke prüften die fremden Gegenstände, er versuchte sich rechnungsmäßig klar zu machen, was wohl das alles wert sei.

Plötzlich übermannte ihn ein heißes Hungergefühl. Krampfhaft zog sich sein Magen zusammen, er mußte sich setzen und zusammenkrümmen. Der Anfall ging vorüber, aber die seelische Energie des jungen Mannes war erschöpft.

Warum war er nicht früher zu der Kollegin hinaufgegangen, die ihn erwartete. Wenn sie jetzt hereinkäme, würde sie es ihm sofort ansehen, wie es um ihn stände. Sich nicht durchschauen zu lassen, war eine der Maximen, die er sich in dem kurzen Lebenskampfe, der hinter ihm lag, zu eigen gemacht hatte.

Dieses Prinzipes wegen war er auf der kalten Straße fast eine halbe Stunde auf und ab gelaufen. In Oesterreich hatte er einmal von einem distinguiert aussehenden Herrn im Eisenbahnwagen das Wort aufgeschnappt: „Ueberlegene Leute lassen sich Zeit!" Und nach Ueberlegenheit strebte er um jeden Preis. Darum war er nicht pünktlich. Die Leute sollten empfinden, daß er nicht auf sie angewiesen wäre, daß noch anderes ihn mehr interessierte, als die Verabredungen mit ihnen.

Die weißlackierte Tür zwischen Schrank und Kanapee öffnete sich. Sofort fuhr der junge Schauspieler auf und nahm Haltung an.

Ein weiches Frauenlachen erklang. Große grauschimmernde Augen richteten sich freundlich auf den jungen Menschen, der verwirrt zu Boden blickte.

Es war ihm, als ob diese Frau, die da eben eintrat, den düsteren Raum aufhellte. Ihre raschen Bewegungen strömten starkes Leben aus, ihr weißes, etwas breites Gesicht, das von rötlichen widerspenstigen Haaren umrahmt war, riß sofort die Herrschaft an sich. Sie trug einen Geruch von reifem Korn in das Zimmer. Trotz ihres gutsitzenden russisch-grünen Tailor-made-Kleides schien sie Bernstein irgendwie nackt zu sein. Ein starker weiblicher Strom ging von ihr aus und umfloß ihn, so daß sein männliches Begehren wach wurde. Seine Energie, Sicherheit und Verschlagenheit kamen ihm zurück.

„Bernstein, spielen Sie vor sich selbst Komödie?" fragte sie ihn noch immer lachend.

„Küß die Hand," antwortete er und schaute dabei auf ihren schön geschnittenen, ausdrucksvollen Mund, dem es nichts schadete, daß er ein wenig groß war. Sie wurde verlegen, wand sich in den Schultern und begann mit den Fingern auf dem Tische zu trommeln.

„Warum haben Sie mich so lange warten lassen?" fragte sie ärgerlich.

„Ich hatte eine wichtige Zusammenkunft mit einem Freunde wegen eines Engagements!" log er und seine Augen wurden noch unverschämter.

Das Gesicht von Fräulein Meister rötete sich stärker. Fast wie eine Enttäuschung klang es, als sie nun zaghaft fragte: „Haben Sie wirklich ein Engagement gefunden?"

„Es ist nicht ganz sicher," gab er zur Antwort, während sich seine Blicke zu verhüllen schienen.

Fräulein Meister schritt im Zimmer auf und nieder. Sie hatte einen freien, unbekümmerten Gang, wie ihn aufrichtige Menschen haben, die gewöhnt sind, gerade

Wege zu gehen. Bernstein zog den Kopf in die Schultern, er belauerte jede ihrer Regungen.

Ihre Worte waren voll Unmutes, als sie sagte: „Sofort, nachdem ich Sie im Café getroffen, habe ich an Pfalzburger telephoniert... Er hat mir hoch und heilig zugesagt, er würde alles für Sie tun, was in seiner Macht ist."

Der junge Schauspieler blickte zu Boden. Eine angenehmere Nachricht konnte er kaum erwarten. Eine sechswöchige Engagementslosigkeit hatte seine geringen Mittel völlig aufgezehrt. Alles, was er an Garderobe besaß, war bereits ins Pfandhaus gewandert. Es war ein reiner Glücksfall gewesen, daß er diese Kollegin, mit der er in Linz zusammengespielt hatte, im Café Westminster, der Theaterbörse, traf. Er hatte nie geglaubt, daß sich diese Frau irgendwie um ihn kümmern würde, denn der Abstand zwischen ihm, dem Anfänger, und ihr, einer fertigen Künstlerin mit Namen, war damals in Oesterreich zu groß gewesen. Aber er blieb seiner Devise: Sich nichts merken zu lassen, den anderen keine Ueberlegenheit zu gewähren, auch jetzt getreu. Fast traurig sagte er: „Der Gedanke, am Varieté herum zu schmieren, ist nicht schön!"

„Haben Sie immer noch die Eierschalen der Theaterschule an sich?" fragte die Kollegin ihn spöttisch. „Wer von uns kommt denn nicht in die Verlegenheit, zu schmieren! Und Knappstein, der die Truppe leitet, ist ein anständiger Direktor, besser als mancher Stadttheaterpascha!"

„Ich war nahe daran, ein Engagement hier in Berlin zu kriegen."

„In Berlin! Dafür bist du noch zu klein!" rief Fräulein Meister, indem sie sich des kollegialen Du bediente, la-

chend aus. „Um hier festen Fuß zu fassen, brauchtst du noch Jahre! Und den Hamlet kannst du später immer noch spielen, wenn du das Zeug dazu hast!"

In diesem Augenblick überkam den jungen Mann ein neuer Hungerkrampf. Schweiß trat ihm auf die Stirn, seine Augen wurden starr.

„Gott! was fehlt Ihnen?" sagte die Kollegin und strich ihm leise mit der Hand über das Gesicht.

Bernsteins Mundwinkel zuckten.

Mit dem Instinkte einer gütigen Frau begriff sie seinen Zustand und sie sagte, um ihn über die Klippe hinwegzuhelfen: „Sie haben sich erkältet, Sie haben das rauhe Wetter unterschätzt. Gleich wird der Kaffee kommen." Sie klingelte und gab dem Mädchen einen leisen Auftrag. Dann wandte sie sich wieder an ihren Gast.

„Wir werden sofort zu Pfalzburger ins Bureau fahren. Er ist der beste Agent, den ich kenne, ein wenig grob, aber ehrlich, soweit er es sein kann. Lassen Sie sich nur nicht von ihm verblüffen. Na, ich werde ja dabei sein."

Bernstein sah sie mit großen aufmerksamen Augen an. Er litt unter dem Gedanken, daß sie den Grund seiner Schwäche gemerkt haben könne. Aber sie plauderte so unbefangen, daß er glauben mußte, er habe sich ganz gut aus der Affäre gezogen.

„Ein Pseudonym müssen wir für Sie noch erfinden!" sagte sie nach einer Pause, in der sie im Zimmer auf und ab ging, während er in einem Stuhl saß. „Ich nenne mich Betsy Faithfull! Für Sie müssen wir auch noch etwas ausdenken, etwas Ausländisches wie Manfredi, Cordiano oder Monsieur Barbouchère!"

Er erwiderte nichts, beschloß aber, sich keinen frem-

den Namen zuzulegen, um ihr zu zeigen, daß er sich nicht von ihr bedingungslos leiten ließe.

Das blonde Dienstmädchen kam herein. Sie trug ein großes Tablett, das mit Kaffee, Kuchen, Butter, Schinken und Wurst reichlich belastet war.

Das Mädchen lächelte den jungen Mann vertraulich an und verließ mit Röckeschwenken das Zimmer.

Bernstein vergaß seine Haltung, als er die ersten Bissen zu sich nahm. Das physische Hungergefühl, das beim Kauen sich zur Unerträglichkeit steigerte, raubte ihm jede Ueberlegenheit, jeden Vorsatz.

Mit mütterlicher Freude sah Minna Meister zu, wie es ihm schmeckte. Sie strich ihm die Brötchen, die er stillschweigend verschlang.

Seine Art, die sie für Stolz nahm, hatte ihr imponiert.

Endlich waren die eregten Magennerven Bernsteins beruhigt. Er lehnte sich zurück.

In Minna Meisters Augen glaubte er etwas wie Mitleid zu sehen. Darum fragte er: „Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen, ein Engagement bei einer Varietétruppe anzunehmen? Ich dachte, Sie hätten das nicht nötig."

Sie schaute ihn offen an.

„Ich hatte mit meinem Direktor in Köln Differenzen! Man ist ja nicht ungestraft ein Weibsbild! Ich habe während der Saison abgebrochen. Nun habe ich für den nächsten August Engagementsvorschläge nach Hamburg und gute Bedingungen. Und um mir das nicht zu verschlagen, krieche ich eben jetzt bis Mai beim Varieté unter!"

„Sie hätten doch aber auch in Berlin gastieren können!"

„Dazu langt's noch nicht, kleiner Bernstein! Das kommt vielleicht später einmal! Und auf eine engagementslose

Zeit lasse ich es nicht mehr ankommen, wenn ich auch ein paar Groschen gespart habe. Ich habe das einmal früher durchgemacht. Man verludert lebendigen Leibes!"

Wie ein Seufzer klangen diese Worte, und sie sah sich im Zimmer um, als nehme sie die Möbel rings als Zeugen dieser Worte.

Bernstein fing diese stummen Gedanken gleichsam auf. Seine Neugierde wurde wach. Er gedachte herauszubekommen, was diese Frau wohl in ihrer engagementslosen Zeit erlebt haben mochte. Aber Fräulein Meister bot ihm im Augenblick keine Chance. Sie stand auf und sagte: „Wir müssen gehen."

Und sie nahm Hut, Schleier und Schirm und schritt zur Türe hinaus.

Auf der Straße winkte sie einer Droschke.

Als sie einstieg, sah er ihren zierlichen Fuß, und ein Stück ihres kräftig geformten Beines.

„Haben Sie sich schon einen Namen zurechtgelegt?" fragte sie ihn, während sie fuhren. „Das Dümmste fällt einem sicher ein, wenn man sich im Augenblick entschließen soll!"

Während sie noch sprach, fiel sein Blick aus dem Droschkenfenster auf das Schild einer Zigarrenfirma: E. G. Herrmann stand da in großen goldenen Lettern. Abergläubisch, wie nun einmal Schauspieler sind, nahm er das als Zeichen. Diese goldenen Lettern blieben vor seinen Augen stehen, während er neben sich die Wärme des gesunden Frauenkörpers spürte.

* *
*

Das Bureau des Theateragenten William Pfalzburger

befand sich in einem alten vergrauten Hause der Königstraße unweit vom Alexanderplatz, das in seinem Innern jene Wohnungen verschollener Zeit barg, in denen Dunkelheit, Ernst und Kargheit herrschten. Aus dem Warteraum quoll Fräulein Meister und ihrem Begleiter der Dunst von nassen Kleidern, schlechter Lüftung und ungewaschenen Menschen entgegen. Es war ein sogenanntes Berliner Zimmer, das mit dem einen Fenster in einen sehr engen, schachtähnlichen Hof hinausführte und ständig durch drei offene fächerförmig brennende Gasflammen erleuchtet wurde, die einen leisen, schwermütig klingenden Sington von sich gaben. Die Wände waren ehemals mit einer lichtgelben Tapete bekleidet gewesen, die durch Alter und Gasdunst bräunlich geworden war. Unten in Sockelhöhe aber zeigte sie einen grünschwarzen Ton, der durch das Reiben und Dagegenlehnen von den tausend Rücken derer, die hier immer warten mußten, entstanden. Die Wände entlang liefen breite, dunkle Bänke, die glatt waren vom vielen Sitzen. Unter den Gasflammen in der Mitte stand ein wackliger, runder, verbeulter Kirschbaumtisch, der auf einer Säule ruhte, die in drei geschweifte Füße auslief. Eine nie benutzte Wasserkaraffe mit zwei schmutzigen Gläsern prangte auf diesem Möbel, um das herum drei vergrämte hölzerne Bureaustühle, von denen jede Politur gewichen war, über vergangene Zeiten zu trauern schienen.

Erst als Bernstein seine Augen an die traurige, dunkelgelbe Atmosphäre dieses Raumes, der nach Schmutz und Bedrängnis roch, gewöhnt hatte, gewahrte er einige Bilder von Mimen mit Namenszuge, die mit grüngewordenen Reisnägeln an die Tapete befestigt waren und mit ihren theatralischen Stellungen oder dem freundlichen

würdevollen Gesicht einen merkwürdigen Gegensatz zu dieser Umgebung bildeten.

In diesem öden Raum verloren sich die Menschen, deren Gesichter unwirklich, deren Augen unnatürlich dunkel erschienen. Eines jeden Umriß hob sich wie mit Kohle umrändert von diesen Wänden ab. Ein jeder war in eine besondere Atmosphäre von Einsamkeit eingehüllt; nur die Gestalt eines großen Herrn in schwarzem Mantel, der den Kopf gegen die Fensterscheiben lehnte, glich in dem Zwielichte einem schweren Schatten, der fremd war in diesem Raume.

In der Ecke neben einem vergilbten altberliner Kachelofen nahmen die beiden Besucher Platz. Einen Augenblick hatten sich alle Gesichter ins Helle erhoben, jetzt sanken sie wieder herab in Dunkelheit und ein dumpfes Brüten über sich selbst. Leise gedrückte Stimmen erklangen zaghaft, als flüsterten Gefangene miteinander, die die Stimme des Aufsehers fürchteten.

Bernstein sah sich scheu um und schaute seine Begleiterin hilfesuchend an. „Engagementslose Zeit!" sagte Minna Meister mit gepreßter Stimme, daß es fast wie ein Seufzer klang. Dann saßen beide schweigend nebeneinander und warteten ergeben und geduldig wie die anderen.

Der junge Mensch begann langsam die einzelnen Gestalten zu mustern. Es waren Schauspieler und Schauspielerinnen in jedem Alter, doch überwogen die Herren. Die Damen waren meist aus höheren Jahrgängen. Minna Meister war die jüngste unter ihnen. Die Kolleginnen prüften ihre volle Figur und ihre hübschen Züge mit gehässigen Blicken und herabgezogenem Mundwinkel. Eine sehr starke Person in rotem Mantel, der mit falschem Pelz garniert war, strich dicht an der Ofenecke vorbei und starrte

das Fräulein mit ihren hervortretenden braunen Augen aufs unverschämteste an. Dann stellte sie sich vor Bernstein hin mit einem breiten wissenden Lachen auf den dicken Lippen. Als sie sich wieder zu ihrem Sitze zurückbegeben hatte, umspann sie das Paar mit ihren Blicken.

In einer Ecke saß ein junger Mensch mit gescheiteltem blonden Haare, gutsitzendem Ulster und glänzenden Lackstiefeln an den Füßen. Er las in einer Sportszeitung und ließ seine dicken blauen Augen mit einer gewissen Andacht über die Zeilen rollen. Sein Schädel hatte die entschiedenen Anzeichen eines Imbezilen. Doch bewahrte er eine bestimmte Geschlossenheit in der Haltung, die den Kenner reizen mußte.

Wer das Theater nicht kannte, hätte diesen Herrn auf einen Bonvivant geschätzt. Bernstein hatte sofort die Witterung, daß es ein Komiker sein müsse. Es waren vielleicht einige sonderliche, gespannte Halsbewegungen und eine merkwürdige müde Gleichgültigkeit des Gesichtes, die ihm das zu verraten schienen.

Von der Betrachtung dieses Menschen wurde er durch den Herrn abgelenkt, der vorher seinen Kopf gegen die Scheiben des Fensters gepreßt hatte. Mit einem plötzlichen Entschluß wandte er sich um, trat ins Zimmer und in die Wirklichkeit. Ein mächtiger Kopf mit rötlich blonden Haaren, das trotz der verhältnismäßigen Jugend seines Trägers stark gelichtet war, sprang in die Augen. Große, gewaltige Züge trug das Gesicht, das beherrscht ward durch eine gewaltige, Intelligenz verheißende Stirn und ein paar blitzende Augen unter buschigen Brauen. Das Kinn war massiv, eckig. Die beweglichen dünnen Lippen deuteten auf den großen Sprecher. Schultern und Brustkasten wölbten sich breit. Ein Fehler war es, daß

dieser Mann ein wenig zu kurze Beine hatte. Wie er aber jetzt durch den Raum schritt, zeigte es sich, daß seine Technik zu schreiten, diesen Mangel gänzlich vergessen ließ.

Brutal öffnete er die Tür zu dem Bureau und schrie hinein: „Sagen Sie Pfalzburger, dem alten Gauner, ich warte seit einer Stunde, um 4½ war ich bestellt. Es ist eine Gemeinheit, die Zeit anderer Menschen so zu verschwenden!" Damit warf er die Tür ins Schloß und ging sichtlich befriedigt hinaus. Ein Buchhalter oder Sekretär des Agenten stürzte sofort aus der Tür hinter ihm her, um den Verärgerten zu beruhigen. Da richtete sich der junge Mann mit dem blonden Scheitel und den Lackstiefeln auf und rief mit schleppender Stimme: „Lassen Sie ihn gehen, Herr Hirsch! Nach diesem Abgang tritt Eduard erst morgen wieder hier auf. Ich kenne ihn! Und Pfalzburger kennt ihn auch!"

Ein leises Lachen erhob sich unter den Anwesenden. Die Gasflammen begannen durch die Erschütterung der Luft zu zucken. Der ganze Raum schien zu kichern.

Nur ein junger Mensch in der dunklen Ecke gegenüber dem weißen Ofen blieb von allem unberührt, was um ihn her vorging. Er hatte die dunklen ziemlich langen Haare nach hinten zurückgekämmt. Seine Nase war scharf geschnitten, die Stirne erschien nicht allzu hoch, doch die Züge des Gesichtes verrieten Adel. Um den Mund spielte ein verträumtes halb schmerzliches Lächeln. Bernstein wandte sich an Minna Meister: „Wissen Sie zufällig, wer das ist?"

Minna Meister schüttelte zuerst den Kopf, doch als sie den Träumer in der Ecke voll ins Auge faßte, durchlief es ihren Arm, den Bernstein umfaßt hielt. „Ja, das ist — wirklich, ja, das ist Wilhelm Cantor, mit dem ich in

Görlitz zusammen war! Vor drei Jahren! Das ist ein ganz famoser Kerl! Ein ganz famoser Kerl!" Und impulsiv stand sie auf und lief durch das Zimmer und schlug dem Träumer auf die Schulter. Mit einem naiven Erstaunen im Gesicht, das in rasche Freude überging, erhob sich Cantor und begrüßte ohne viele Worte Fräulein Meister mit einem kräftigen Händedruck. Frei und offen wandte er sich dann an Bernstein, den Minna Meister vorstellte und sagte mit einer klaren gedämpften Stimme: „Dies Warten in den schmutzigen Vorzimmern der Agenten kann viele Illusionen zerstören. Nicht?"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür und eine harte laute Stimme gebot: „Fräulein Minna Meister, darf ich bitten."

Fräulein Meister schüttelte Cantor die Hand und schritt schnell zur Türe. Bernstein folgte ihr mechanisch. Er sah in dem Türrahmen einen Herrn, dessen braungelbe Haut aus der oberen Wandtapete des Wartezimmers geschnitten zu sein schien. Kleine stechende Augen hausten in dem faltigen Gesicht. Rechts und links hinter den Ohren standen ein paar widerspenstige schwarze Haarbüschel empor, während die Stirn sich sehr weit bis zum Nacken hinzog. Gekleidet war die kleine bewegliche Gestalt in Gehrock mit grauen Beinkleidern. Als dieser Herr den jungen Schauspieler hinter Minna Meister erblickte, verzog sich sein Gesicht zu einer Grimasse.

„Aber Fräulein Meister!" rief er aus, „zehn Minuten müssen Sie mir schon ein Tête-à-Tête mit Ihnen allein gönnen. Sie können mir glauben, daß ich mich schon den ganzen Tag auf Ihren Besuch gefreut habe!" Dann wandte er sich an den verblüfften Bernstein: „Hernach, junger Herr, stehe ich sofort zu Ihren Diensten. Aber jetzt müssen

Sie mir Ihre schöne Freundin schon überlassen." Mit diesen Worten legte er seine Hand vertraulich Minna Meister ins Kreuz und schob sie in das Zimmer hinein.

Neidisch beobachteten alle anwesenden Frauen diese kleine Szene. Bernstein biß sich in die Lippen und wandte sich ab. Stumm setzte er sich neben Cantor, der ihn mit einer Handbewegung einlud. Resigniert blieb er an der Seite des neuen Bekannten sitzen. Er fühlte, wie Cantor seine Augen lange und prüfend auf ihm ruhen ließ. Und instinktiv nahm er einen gepeinigten, gequälten Gesichtsausdruck an, um das Interesse dieses Mannes gespannt zu erhalten. Da hörte er die leise Stimme seines Nachbarn: „Gewiß, diese Art der Agenten ist in unserem Berufe peinlich, wie alles Geschäftliche! Ich kann Ihnen das nachfühlen. Als ich zum ersten Male hier saß, kam ich mir entwürdigt vor, wie ein Sklave, der zum Verkaufe ausgestellt. Aber darüber muß man hinweg! Unser Beruf ist doch sonst so reich."

Bernstein blickte auf. So hatte noch nie ein Schauspieler zu ihm gesprochen. Und er schaute in milde Augen, in ein Gesicht, das ihm Sympathie verriet.

Dankbar erwiderte er den Blick.

Da öffnete sich abermals das Arbeitszimmer des Agenten. Laut rief die Stimme von vorher: „Herr Erwin Bernstein!"

Er erhob sich und schritt vorsichtig durch die Spalte der Tür. Sein Herz schlug laut, wie damals, als er sein Schulexamen ablegte.

Der Raum ward beherrscht durch das braungelbe Haupt des Agenten, der in seinem Sessel vor dem Arbeitstisch wie ein phantastisches Götzenbild kauerte. An den Wänden klebten alte, grüngraue Tapeten. Sonst be-

fanden sich in dem Zimmer noch ein Doppelstehpult vor den beiden Doppelfenstern, und gegenüber dem Arbeitstische Pfalzburgers drei amerikanische Holzstühle, und zwei alte Aktenschränke.

„Ich gratuliere Ihnen, Herr Bernstein," rief Pfalzburger laut, „daß Sie eine so tüchtige Freundin gefunden haben wie Fräulein Meister. Wenn Sie sich immer solche Freundinnen im Leben aussuchen, Herr Bernstein, werden Sie es weit bringen!"

Und der alte Faun betrachtete die beiden, die vor ihm standen, fügte sie zusammen, verglich und erwog. Minna wurde blutrot, sie ergriff ihren Muff und eilte zur Tür: „Ich habe keine Zeit, Herr Pfalzburger, machen Sie mit Herrn Bernstein den Kontrakt perfekt. Nicht unter zweihundertfünfzig, das sage ich Ihnen!" Und mit Trotz in der Stimme fügte sie hinzu: „Dich, Erwin, erwarte ich heute abend bei mir!"

Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

„Ein prächtiges Weib, diese Meister," äußerte der Agent und rieb sich die Hände. „Ich kann Ihnen zu dieser Braut nur aufrichtig gratulieren, Herr Bernstein. Und geschäftsklug! Ne feine Frau! Ne kluge Frau! Seien Se froh, daß Sie die haben und nicht so einen kleinen, dummen Theaterfratz!"

Diese nackten deutlichen Worte beleuchteten Erwin Bernstein zum ersten Male sein Verhältnis zu Minna Meister, wie es die anderen ansahen. Bisher hatte er sie genommen, als was sie sich ihm gab, als guten, hilfsbereiten Kollegen. Nie hatte er bisher in ihr etwas anderes gesehen, obwohl er sich den Reizen ihrer starken Weiblichkeit nicht entzog. Jetzt spürte er, daß ihre Sympathie für ihn etwas mehr war und seine Begierden er-

wachten. Doch mischte sich noch Angst und Zweifel in seine plötzliche Hoffnung. Verhielt es sich auch wirklich so, wie der Agent es schwatzend darstellte?

„Aber Sie hören mir ja nicht zu," erscholl Pfalzburgers Stimme. „Sie hören ja nicht, was ich sage! Also hier ist der Vertrag für Herrn Direktor Knappstein. Morgen fahren Sie nach Hannover und stellen sich zur Verfügung. Für die zehn Tage Probe erhalten Sie den Tag drei Mark und hernach zweihundertundfünfzig Mark Gage. Bis Mai sind Sie gebunden. Reisediäten dritter Klasse!"

Bernstein sah den Vertrag durch. „Zweihundertundfünfzig sind für Varieté doch zu wenig! Ich habe doch schon am Theater in Linz zweihundert gehabt!"

Der Agent schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Sagen Se mir, wo Sie her sind!" schrie er. „Oder soll ich es Ihnen sagen. Antworten Se, wo sind Sie her?" Und dabei starrte er den überraschten, jungen Schauspieler durchbohrend an.

„Ich bin bei Wien gebürtig!" stammelte Bernstein verlegen.

Der Agent stand auf, trat auf ihn zu: „Bei Wien! sagen Sie. Bei Wien! Bitte woher sind Sie bei Wien?"

Bernstein wich einen Schritt zurück. Der Agent folgte ihm und drängte ihn mit Worten an die Wand: „Sind Se von Hitzing? Sind Se von Döbling? Oder vom Semmering? Herr, sagen Sie mir, wo Sie her sind, wenn Sie bei Wien gebürtig sind?"

„Ich bin aus Kronstadt!" seufzte Bernstein, als er sich so im wahren Sinne des Wortes in die Enge getrieben sah.

„Kronstadt nennt er bei Wien!" rief der Agent la-

chend. „Das ist, als wäre Tilsit bei Berlin! Hat einer so etwas schon gehört! Na und was war Ihr Vater — — Brauchen mir nicht zu antworten — — Handelsmann war er! Und ein kleiner! Sie brauchen sich nicht erst Mühe zu geben, zu lügen! Leute, wie Sie, gehen hier dutzendweise durch, aus Leitomischel, Czernowitz, Kronstadt, die Schauspieler werden! Is 'n Geschäft! — Aber reden sollen Sie mir nicht, daß zweihundertundfünfzig Mark wenig sind für so einen wie Sie! Dankbar sollen Sie sein. Und ohne Fräulein Meister, die 'nen Narren an Ihnen gefressen hat, wie es nun Frauenzimmer mal tun, hätten Sie die Gage nicht! Mein Wort darauf!"

„So, nun unterschreiben Se — aber Se müssen noch 'nen Künstlernamen haben. Erwin Bernstein ist unpraktisch. Nennen Sie sich Enrico Brioni, oder was fällt mir ein —"

Erwin Bernstein sagte mit plötzlichem Entschluß „Ernst German werde ich mich nennen. Das ist einfach und klar."

„Zu einfach!" erwiderte der Agent. „Zu einfach. Das fällt nicht auf!"

Aber Bernstein hielt an seiner Ansicht fest. „Diese ausländischen Namen", sagte er, „fallen gar nicht mehr auf. Wenn aber in dem Programm nun so ein einfacher Name mit darunter ist, so werden die Leute aufmerksam!"

„Hat 'n Köppchen! Hat 'n Köppchen!" schrie der Agent. „Er weiß, was er will. German, gar nicht übel. Nennen Sie sich doch lieber gleich Deutsch, wenn Sie sich schon German benamsen!"

Aber mit großer Ruhe füllte der junge Schauspieler den Raum aus und schrieb: „Erwin Bernstein, genannt Ernst German!"

Der Agent wiegte die Schulter. Dann rief er ins Ne-

benzimmer ein paar Worte. Der Kassierer kam, brachte Reisegeld und Gagenvorschuß, hundert Mark nebst einer Quittung.

Bernstein unterschrieb. Der Agent gab ihm Geld und Duplikat des Vertrages, erhob sich, schüttelte ihm die Hand: „Wenn Sie wieder ein Engagement benötigen, Herr German, so bitte ich Sie, mich zu informieren." Damit entließ er den jungen Schauspieler und rief in das Wartezimmer: „Herr Wilhelm Cantor!"

Der Austretende und der Eintretende überschritten die Schwelle zu gleicher Zeit. Sie wechselten einen Blick. Dann schloß sich die Tür.

* *
*

Die hundert Mark Gagenvorschuß verliehen Ernst German, alias Erwin Bernstein, Lebenswärme, Energie, Heiterkeit, Kühnheit. Mit der Miene eines Grandseigneurs auf Reisen trat er in ein Konfektionsgeschäft und kaufte sich eine Phantasieweste, da das entsprechende, zu seinem Anzuge gehörige Kleidungsstück bei einem Trödler um fünfundzwanzig Pfennige trauerte, die es seinem Herrn als Pferdebahngroschen eingebracht hatte. Ein frischer Stehkragen verstärkte die Eleganz des jungen Schauspielers, der nun über die Frage nachsann, wie er den sehr abgerissenen Stiefeln aufhelfen könne. Endlich kaufte er sich ein Paar graue Gamaschen für vier Mark zwanzig und so verlieh er auch seinen Gehwerkzeugen frischen Glanz. Nachdem er das Haupt einem Friseur zur Renovation der Locken und Wangen und Kinn zur Befreiung von den Stoppeln anvertraut hatte, schob er den Hut lässig ins Genick, steckte eine Zigarre schief in den Mundwinkel und begab sich in die Friedrichstraße zum

Heidelberger. Dort labte er sich an Pastetchen, Lachs und einigen kleinen Delikatessen, die ihm ein Gefühl von Wohlleben und Luxus angenehm vortäuschten.

Bei einer kleinen Tasse Mokka überlegte er alsdann die Aenderung in seinem Leben. Mit der Gage war er zufrieden. Auf zweihundertfünfzig Mark im Monate hatte er es bisher noch nie gebracht, hundertachtzig Kronen war sein höchster Satz gewesen. Diese Nachricht würde zu Hause in Kronstadt die Achtung vor ihm und seinem Können bedeutend steigern. Aber sie durften um des Himmels willen nie erfahren, daß er in einem Varieté auftrat. Diese Tatsache mußte auf das Sorgfältigste verhehlt werden. Sein alter Vater hatte sich lebhaft dagegen gesträubt, daß der Sohn zur Bühne ging. Er hätte ihn so gut in seinem Schnittwarengeschäfte brauchen können. Aber der Schauspielerstand erfreut sich gerade da, wo das Deutschtum zu kämpfen hat, einer besonderen Achtung. Und endlich hatten die Eltern, wenn auch mit Widerstreben, eingewilligt, daß der Sohn Künstler wurde.

Der alte Ephraim Bernstein hatte den Sohn selbst auf den Bahnhof zum Zuge gebracht, der Erwin zum Studium nach Wien bringen sollte. Wie ein Patriarch legte er ihm die Hand auf den Kopf und sagte mit zitternder Stimme: „Gehe in Frieden, mein Sohn. Hoffentlich erlebe ich es noch einmal an dir, daß du hierher als Direktor zurückkommst, wie der Herr Direktor Steinhofer aus Prag."

Steinhofer stillte die kulturellen poetischen Bedürfnisse der Deutschen Siebenbürgens jedes Jahr durch eine vierwöchentliche Tournee. Er war angesehen und beliebt. Dazu trug aber wesentlich sein repräsentatives Aeußeres bei, sein kostbarer Pelz, sein rabenschwarzer, eleganter

Wiener Gehrock und sein dicker Brillantring. Er trank niemals den guten ungarischen Wein, immer nur französischen Champagner. In seiner Gestalt vereinte sich der sagenhafte Glanz allen Künstlertumes. Und Erwin hatte sich fest vorgenommen, wie Steinhofer in seine Vaterstadt zurückzukehren, mit noch schwärzerem Gehrocke, mit noch größeren Brillanten und mit noch mehr französischem Sekt.

Als er später in Wien die Burgtheaterleute kennen lernte, faßte er eine souveräne Verachtung gegen den großen Künstler Steinhofer. Da ward ihm Steinhofer glattweg zum Urbild des Schmierentheaterdirektors.

Aber wie weit war er jetzt im Augenblicke von Steinhofers Herrlichkeit entfernt. Prag war immerhin ein nobler Platz. Und er — er war Varietéschauspieler bei Herrn Direktor Knappstein.

Aber die Hoffnung auf Minna Meister ließ eine Niedergeschlagenheit nicht in ihm aufkommen. Die schmutzigen Reden des Agenten hatten ihm den Weg gewiesen. Noch nie hatte er zuvor eine Geliebte besessen, obwohl er kleine Scharmützel genug gehabt hatte. Der Gedanke an Minna Meister berauschte ihn und er versank in vage, nebelhafte Träumereien.

Endlich stand er auf, um zu ihr zu gehen. Jetzt glaubte er, ihm wäre die Bedeutung ihrer Antwort auf die frechen Blicke und Andeutungen des Agenten klar geworden. Diese Antwort sollte heißen: Ja, ich liebe den jungen Menschen und kein Mensch sonst auf der Welt hat sich darum zu kümmern.

Diese Frau allein war das Engagement am Varieté wert. Und er wollte die Gelegenheit nicht verpassen.

Als er zum zweitenmal an diesem Tage in das

Zimmer von Minna Meister trat, blieb er betroffen neben der Tür stehen. Auf dem ovalen Tisch dampfte eine Punschbowle, und Minna Meister stand frisch und rosig in einem weichen, gelbseidenen Schlafrocke und schenkte ein Glas des heißen Getränkes ein.

Soweit entsprach alles seinen geheimen Wünschen. Daß aber in dem einen Sessel Wilhelm Cantor seine langen Glieder ausstreckte, paßte nicht in sein Liebes- und Eroberungsprogramm.

„Tritt nur näher, kleiner Erwin!" rief Fräulein Meister dem lautlos Dastehenden übermütig entgegen. Der junge Schauspieler fand wieder das Wort. Mit stiller Würde entgegnete er: „Verzeihung! von heute ab heiße ich Ernst German!"

Minna Meister ließ sich in den anderen Sessel fallen und lachte laut und hell, anschwellend und abschwellend eine lange Lacharie. Wilhelm Cantor, der das verdrießliche Gesicht des jungen Kollegen beobachtete, lächelte nur ein wenig in sich hinein, wie es seine Art war und bemerkte, als das Fräulein aus Atemnot eine Pause machte: „Ich finde es aber sehr nett, daß er sich einen so einfachen Namen gewählt hat, und sich nicht mit dem Bombast ausländischer Allüren schmückt."

Bei dieser Antwort durchdrang Ernst German ein Gefühl der Dankbarkeit. Er reichte Cantor die Hand und setzte sich auf den dritten Sessel an den Tisch.

Mit seinem sicheren Spürsinn für Menschen merkte er im Verlaufe von einer Viertelstunde, daß Cantor ein ganz seltsamer Mensch von persönlichem Denken und einer fanatischen Hingabe an seine Kunst sein müsse. Der über der Nasenwurzel zusammengefalteten niedrigen Stirn dieses Mannes sah es German an, daß er sich seine Gedan-

ken sauer werden lassen mußte, daß er sich einen jeden selbst erkämpfte. Grimmig zog er zu Felde gegen Hohlheit und Macherei der herrschenden Schauspielkunst.

„Sie sprechen, sie deklamieren, aber sie empfinden nichts! Haben sie einen König zu spielen, so nehmen sie Gesten und Bewegungen an, die dem Herkommen nach vom Publikum bei Königen verlangt werden! Sie ahnen nicht den Unterschied eines Schillerschen und eines Shakespeareschen Königs! Rollen spielen sie und werden nie zu Menschen! — Und unser höchster Ehrentitel ist, Menschendarsteller zu sein. Das heißt, nie komödiantisch zu sein, die Schminke vergessen zu lassen. Es ist nicht die schöne Sprache, aus der die Schauspielkunst erwächst! Die Geste ist es, die Bewegung! Und wenn sie schweigen, sollen sie mehr wirken, als mit großen Worten! Der Aufschrei und die Pause offenbaren des Schauspielers Menschlichkeit und sein Können! Da hilft kein Mätzchen mehr, da wirkt nur noch die Persönlichkeit!"

Weniger die Worte waren es, die eine tiefe Wirkung auf German hervorbrachten als der Glaube, der diese Worte erfüllte. Er saß hier einem Menschen gegenüber, der um ein weniges älter war als er, der auch durch Hunger und Kummer hindurchgegangen war wie er, und der dennoch in seiner Kunst das Heiligste sah, das es in seinem Leben gab.

German duckte sich unter dem Gewichte der Persönlichkeit Cantors. Etwas wie Neid stieg in ihm auf. Er traf da auf eine Kraft, die er nicht kannte. Er spürte, daß ihm etwas fehlte, was Cantor besaß, und sein sicherer Instinkt sagte ihm sofort, daß hier etwas Wertvolles vorhanden war.

Gleich aber faßte ihn Mißtrauen und Eifersucht.

Machte Cantor auf ihn selbst einen tiefen Eindruck, so mußte er auch auf Minna Meister stark wirken. Und tastend ließ er die klugen, grauen Augen zur Seite rollen, um die Freundin zu beobachten.

Tief aufatmend lag das Fräulein in ihrem Sessel zurückgelehnt da. Ihr Busen straffte das dünne Gewand, das die reife, schöne Form ihres Körpers verriet. Ihre Lippen waren leicht geöffnet. Röte lag über dem Gesicht bis tief auf Hals und Nacken. Sie erschien hingebend in diesem Augenblick. Dann aber lachte sie auf mit tiefen, gurrenden Tönen und erhob sich, um Cantor ein Glas Punsch einzuschenken. Dies Lachen und diese Bewegung beruhigten German wieder. Es war ein mütterliches Lachen, eine mütterliche Freude in Minna Meister, als hätte ein altkluger Bube ihr etwas recht Verblüffendes gesagt, mit der Schwärmerei, die Knaben so wohl ansteht.

German ließ seine beobachtenden Augen zu Cantor zurückfallen und sah, wie dieser ruhig und selbstverständlich das dampfende Glas aus Fräulein Meisters Händen nahm. Er sah, daß sich ihre Fingerspitzen nicht berührten, er sah, daß dieser Asket nicht die leiseste Bewegung des Dankes gegen das Weib, das vor ihm stand, machte. Da sagte sich der mißtrauische Beobachter endlich, es kann zwischen den beiden nichts sein und nichts gewesen sein. Nun erst kam er zum vollen Genusse der Meinungen und Aeußerungen Cantors.

Er begann sich in das Wesen dieses Menschen einzubohren. Er rückte ihm näher, fragte kurz und klug und sah ihn mit einer Aufmerksamkeit an, die mehr als Schmeichelei war. Doch vergaß er die Anwesenheit Minna Meisters nicht. Er spürte, daß sie ihn zeitweilig fest anschaute, als wäre sie erzürnt, daß er sich so ganz dem

dritten hingab. Er aber ertrug diese Blicke, die auf seinem Gesichte hafteten, lange, bis er sich endlich zu seiner Wirtin wandte und ihren Blick erwiderte. Mit einer sehnsüchtigen, flehenden Geste streckte er ihr sein Glas entgegen.

Sie mußte eine neue Flasche Wein holen und trat dann, sei es durch Zufall, sei es, daß seine gemachte Harmlosigkeit sie reizte, neben ihn. Er beugte die Schulter nach vorn und ruhte fast an ihrer Hüfte. Da wechselte sie den Platz und ließ sich neben ihm nieder.

Cantor merkte nichts. Er zergliederte das Können der bekannten Sprecher der Hauptstadt. Er ahmte sie nach, zeigte ihre Vorteile und Nachteile. Es waren scharfe, knappe Charakteristiken, die er gab.

German nahm alles in sich auf wie ein dürres Gartenland, das einen frischen Regen erhält. In diesem Cantor waltete etwas, wie er sich in seinen Jugendjahren den Schauspieler vorgestellt hatte. In diesem etwas linkischen, weltabgewandten Menschen spürte er Künstlerschaft, mehr Künstlerschaft als selbst bei manchen Größen der Burg, die er persönlich kennen gelernt hatte. Und die Worte und Meinungen dieses Menschen brannten sich in seiner Seele fest, die voller Sehnsucht war nach geistigem Leben und auf Ideen wartete, wie die Seele eines jeden, unverbrauchten jungen Menschen.

Sein Körper aber fühlte die Ausstrahlung des reifen Frauenleibes an seiner Seite. Leise legte er den Arm über die Lehne des anderen Sessels und ließ in einem Augenblicke, da Cantor selbstvergessen vor sich hinstarrte, die Hand hinabgleiten und umschlang die Hüfte seiner Wirtin. Minna Meister litt es. Sie drängte sich dichter neben ihren Schützling. Wie in einem doppelten Rausche

lauschte German den Reden Cantors. Es war so viel Neues, was ihm diese Stunden brachten. Er genoß. Und ein weiches Lächeln, das sich auf seine Lippen legte, lieh ihm einen Charme sondergleichen, den die Frau an seiner Seite wohl empfand.

Cantor riß vom Büchergestell aus der Ecke einen Reclamband und begann zu lesen, Verse aus Kleist, wie er sich den Homburg dachte. Und seine Stimme paßte zu dem trotzigen, überschäumenden Naturell des Kleistschen Helden. Wie der Tritt antrabender Schwadronen erklang der Vers: „Dann wird er die Fanfare blasen lassen" —

German empfand, was Schauspielkunst sein könne. Da flüsterte ihm Minna Meister ins Ohr: „Ist er nicht ein sonderbarer Kauz! Wer von den anderen Kollegen käme auf die Idee, um diese Stunde aus Kleist vorzulesen!"

German drückte sie fester an sich. Er war ihr so dankbar, daß sie den Reiz dieser Persönlichkeit nicht empfand, dieser Persönlichkeit, gegen die er sich so klein und unfertig vorkam.

Sehr spät erst erhoben sie sich, als kein Wein zum Punsch mehr vorhanden war. Minna Meister tat einen Schal um den Kopf und geleitete sie die Treppe mit einem Lichte hinab. Voran schwankte die lange Figur Cantors, dann folgte German, auf dessen Schulter sich Fräulein Meister leicht stützte. Neben ihnen an der Wand schritten die Schatten, die an den Ecken zusammenkrochen und sich an den Längswänden ins Riesenhafte reckten.

Fräulein Meister schloß das Tor auf. Cantor trat hinaus. Diese Gelegenheit benutzte German, ließ das Tor von neuem ins Schloß fallen, schlang seinen Arm um

Minna. Seine gereizten Sinne suchten Stillung ihres Hungers. Und er küßte die Ueberraschte auf Mund, Hals und Nacken. Er berauschte sich an dem feinen Duft, der über ihrer Haut lag, der an den Geruch von Reseden gemahnte. Sie ließ das Licht fallen, das verlöschte. Sie wollte sich wehren, aber vermochte sich nicht dieser stürmischen Werbung zu entziehen. Endlich stieß sie ihn keuchend und lachend zurück. „Du böser, kleiner Erwin!" rief sie. „Du kannst doch Cantor nicht solange draußen warten lassen. Geh, sonst merkt er etwas!" — Dann aber schlang sie ihre beiden Arme um Germans Hals und küßte ihn langsam, indem sie ihre vollen Lippen spitzte und sie allmählich in seinen Mund vergrub. „Ach, wenn der fade Kerl nicht wäre!" seufzte sie. Dann riß sie sich los.

„In Hannover morgen abend auf Wiedersehn! Du nimmst Quartier im Hamburger Hof!"

Er hörte noch, wie sie mit schnellen Füßen die Treppe im Dunkeln hinaufeilte.

Draußen herrschte Frost. Cantor ging mit langen Schritten auf und nieder. „Warum kommen Sie denn nicht?" fragte er mit einer ungeduldigen Stimme, die seine Ahnungslosigkeit erkennen ließ.

„Fräulein Meister hatte auf der Treppe eine Brosche verloren," log German, „beim Suchen verlöschte das Licht, da mußten wir das Suchen aufgeben."

„Das ist schade," meinte Cantor.

Schweigend gingen sie nebeneinander. German betrachtete das feine Profil dieses ahnungslosen Menschen, als sie unter einer Straßenlaterne vorbeischritten. Was für ein Gegensatz war dieser Cantor zu ihm selbst. Welch eine Reinheit hatte er sich bewahrt trotz sei-

nes Vagantenberufes. Seine Sympathie zu diesem Manne stieg.

So gerieten sie im schweigenden Nebeneinanderschreiten in die Friedrichstraße. Die Lichtflut nahm sie auf. Das rhythmische Geräusch rastloser Bewegung betäubte sie. Tausende von Gesichtern, traurige, blasse, geschminkte, lachende glitten an ihnen vorüber.

German fühlte, wie dies strömende Leben anders auf seinen Begleiter einwirkte als auf ihn selbst. Cantor schien in den Traum tiefster Einsamkeit zu versinken, während in ihm alle Sinne und Nerven erwachten. Er ließ sich von diesem brausenden Getümmel tragen, in ihm hallten die Instinkte dieser ungeheuren Masse wieder, die frei vom Joche der Tagesarbeit dahintrieb, während die Geister zügelloser Genußsucht in ihnen erwachten. Keiner der taxierenden, unverhüllten Männerblicke entging ihm. Und keine der vorbeiziehenden, sich wiegenden Frauengestalten ließ er unbeachtet. Da kamen sie ihnen entgegen, zu Hunderten, zu Tausenden, in enganliegenden Schneiderröcken mit Blusen, in rauschenden Seidenkostümen, in einfachem schwarzen Kleide. Wie aber auch Lebensmaske und Kostüm gewählt war, der besondere Reiz der Trägerin sollte herausgehoben werden, sollte zum Kaufe einladen.

Dieses Gefühl, sich auf dem Markt der Lust zu bewegen, überfiel German mit seltsamer Schwere. Was für einen Wert bedeutete er unter dieser Menge mit seinen paar Mark in der Tasche. Wie glitzernde Schatzphantome erschienen ihm die sich spiegelnden Lichter im Wasser des Flusses, das geheimnisvoll dunkel und leise unter der zitternden, brausenden Weidendammerbrücke dahinglitt.

Von alledem fühlte sein Begleiter nichts. Wie ein Mönch schritt er dahin und merkte nicht, daß die Blicke

der Weiber begehrend und auffordernd auf seine schlanke, vornehme Gestalt gerichtet waren. Eine wohlgebaute, üppige Blondine drängte sich an die beiden heran, stellte sich Cantor in den Weg und sagte: „Du, Hübscher, komm mit! Ick habe Lust, mich zu amesieren! Ick zahl alles!"

Cantor starrte sie hilflos an. Ein schmerzliches Lächeln spielte um seine Lippen und er stammelte: „Entschuldigen Sie!"

Das Weib riß den roten geschminkten Mund weit auf! Schon aber war Cantor mit German im Strome dahingetrieben worden bis gegen den Bahnhof.

„Was meinte sie nur?" fragte Cantor weltfern. Und German wagte es ihm nicht zu sagen, so ward er von dem Gefühle der Reinheit dieses Mannes gerührt.

Tiefer versanken sie in diesen lebenerfüllten, engen Schacht der brausenden Straße, die wie eine Gasse der Hölle mit glitzerndem Lichte, Phantomen und Gesichtern erfüllt war. Unaufhaltsam wurden sie weitergetrieben vom Zwange der vorwärtsdrängenden Menge, bis sich zur Rechten und Linken befreiend, die Weite der Straße unter den Linden ausdehnte. Cantor bog schnell zur Linken ab, und nachdem er sich dreißig Schritte von dem dunkel flutenden Menschenstrom entfernt hatte, atmete er auf. German sah fast mit Bedauern noch einmal zurück. Er hatte sich in dem Gedränge wohlgefühlt und an den tausend bunten Eindrücken erfreut.

Cantor übernahm schweigend die Führung.

Sie gingen unter den großen elektrischen Kuppeln des Mittelwegs dahin an dem Denkmal des alten Fritz vorbei. Ernst erhob sich die Front des Schlosses vor ihnen. Sie passierten das Eosanderportal, schritten an der Schloßfreiheit vorbei und bogen endlich in die stille Breite Stra-

ße ein. Das Marstallgebäude mit seinen alten Giebeln schien hier dem rauschenden Leben der Residenz Halt zu gebieten.

Gegenüber dem Kaufhause von Herzog lenkte Cantor in ein Torgewölbe ein, durchschritt einen dunklen Hof, einen zweiten Torgang und führte German in einen zweiten Hof. Eine blaue Laterne leuchtete über einem schmutzigweißen Schilde, auf das mit schwarzen Buchstaben die lakonischen Worte gemalt standen:

„Dreißig Sorten Biere! Klänge, kgl. preußischer Bierverleger!"

Cantor lachte, deutete auf das Schild und bemerkte: „Mein Freund Dr. Ganz pflegt jedesmal zu sagen: Das ist der einzige anständige Verleger, den es in Deutschland gibt."

Durch eine niedrige Tür traten sie in das Lokal, das noch der frugalen Art Altberliner Lebens entsprach. Vier große, runde, weißgescheuerte Eichentische, vor denen blondlackierte Stühle mit Rohrsitzen standen, erfüllten den kleinen Raum. Ueber jedem Tisch brannte eine Gaslampe mit Kugelschirm. Auf dem Büfett standen Becken mit marinierten Häringen, Rollmöpsen, Salzgurken und Schüsseln mit kalten Eisbeinen, Schinken und Leberwürsten. Durch die Fenster sah man auf die breite Fläche der vorbeiziehenden Spree, die sich bis zum Wehre des Mühlendammes hinausdehnte. Wie glänzendes Gold und Bronceblättchen, die als Ornamente in blauen Stahl eingetrieben sind, schimmerten im Wasser die Lichtreflexe der Straßenlaternen, die den Strom rings umkränzten.

„Kann jemand glauben," sagte Cantor mit froher Stimme, „daß es in Berlin einen solchen Winkel gibt. Aber das hat Ganz ausspioniert, ich wäre nie darauf

gekommen. Ein Bier gibt es hier wie nirgends in der Stadt und auch das Essen ist zwar einfach, aber sehr anständig."

German musterte, als er Platz genommen, die Köpfe der am Tische sitzenden Gesellschaft. Es waren würdige stattliche Männer, die alle über die Vierzig hinaus waren, die meisten hatten graue Bärte.

Er fragte Cantor: „Was sind das für Leute?" Dieser erwiderte: „Die Gesellschaft, die hier verkehrt, sind Lakaien vom Schlosse, Marstallbeamte und Warenhausdiener drüben von Herzog. Zu Mittag kommen auch Magistratsbeamte vom Rathaus herüber. Da findet man hier die sogenannte bessere Gesellschaft, die aber auch nicht besser ist als diese."

Jetzt als German die Leute vom anderen Tisch genauer betrachtete, fielen ihm tatsächlich die Merkzeichen der Lakaien auf. Im ersten Augenblicke waren sie ihm wie Geheimräte erschienen.

Der dicke, hemdärmelige Wirt mit kurz geschorenem Haar und blondem Vollbart, dem eine schwere, goldene Uhrkette den Magen fesselte, trat nun selbst heran und fragte vertraulich: „Was wünscht der Herr Doktor?" Cantor bestellte zwei Weiße und zwei Nordhäuser. Da er Germans erstaunten Blick bei der Anrede des Wirtes gesehen hatte, sagte er: „Doktor stimmt schon, ich habe diesen Titel in meiner Studentenzeit erhalten und trotzdem mein Studium verkracht ist, bin ich ihn nicht losgeworden."

German fragte vorsichtig, gleichsam spähend, warum Cantor das Studium aufgegeben habe. Dieser erwiderte: „Weil ich spürte, daß ich zu etwas anderem geschaffen war. Ich habe beim Eintritt des Studiums die Enttäu-

schungen erlitten, die die meisten jungen Studenten erleiden. Nur die Mehrzahl gesteht es sich nicht ein und sie trottet weiter, wie das Wild in der Wildbahn. Ich stamme aus einer alten schlesischen Pastorenfamilie, aber ich hätte nicht Pastor werden können, gerade weil ich's von Hause aus gewöhnt war, diesen Beruf sehr schwer zu nehmen! Ich hatte nicht genug Ueberzeugung dazu. In der Wissenschaft gedachte ich die Lösung der Lebensrätsel zu finden, den Stein der Weisen, das Arcanum, wie sich das so junge Leute denken! Aber ich fand, daß auch da nichts anderes herrscht wie in der anderen bürgerlichen Gesellschaft: Institutionen, Herkommen und Pedanterie. Entsetzlich war für mich dieses System der kleinen Forschung, der Spezialisierung.

Da geschah es, daß ich in einer Studentenaufführung der Orestie den Orestes spielen mußte und als ich vor der aufhorchenden, schauenden Menge stand, ward ich frei von mir selbst und empfand den Rausch einer künstlerischen Aufgabe. Ich habe dann Schauspielstunden genommen und ging definitiv zur Bühne. Ich habe mit meiner Familie gebrochen, die in mir einen Verlorenen sieht, und manchmal faßt mich selbst ein Ekel vor unserm deutschen Schauspielstand. Aber etwas anderes sein und werden könnte ich nicht."

Und er verbreitete sich in langen Reden über das, was er von einer neuen Schauspielkunst erhoffte und ersehnte. In seinem etwas verstiegenen Idealismus war er zum Reformer wie geschaffen. Er stellte abenteuerliche Forderungen an das Theater. Er verlangte, daß die Schauspieler sittlich und enthaltsam leben sollten, da sie dem Volke das Edelste des Geistes, das Dichterwort, vermittelten. Schauspielerinnen sollten ebenso wie Schauspieler in allen sport-

lichen und turnerischen Uebungen unterwiesen werden, damit nicht krumme, häßliche Gestalten die Bühne bevölkerten. Eine neue Schauspielertracht forderte er, die die Gelenke frei ließe. Unmöglich wären für seine seelischen Stimmungen die rohen Pantalons und der entsetzliche moderne Kleiderschnitt. „Das moderne Kleid ist ebenso ein Zeitkostüm wie eine Ritterhose," erklärte er, „zeitlose Stücke aber sollten in einem idealen Gewande gespielt werden." Er tat Aeußerungen, die eindringendes Verständnis für reale Inszenierungen verhießen, so stellte er die Forderung, daß der Farbenton der Szene festgelegt werden müsse. „Wir haben Farben, die eine dramatische Stimmung bedingen. Rot wirkt anders als schwarz oder blau. Farben sind dichterische Momente, die kein Dekorationskünstler bestimmen kann." . . .

All diese Bemerkungen eröffneten dem jungen Schauspieler weite Perspektiven. Zwar mußte er innerlich über diesen Schwärmer lachen, wenn er daran dachte, was die braven Provinzregisseure, unter denen er gespielt hatte, zu solcherlei Sätzen sagen würden, aber dennoch nahm er alles gierig auf. Mehr und mehr erkannte er den Wert dieses Menschen.

Bis spät in die Nacht saßen sie so beisammen und gingen dann in ein kleines Café, um weiter zu diskutieren. Dann marschierten sie stundenlang die Straße auf und nieder. Der Himmel ward fahlviolett und die Luft blaßgrau.

Die Straßenreiniger kamen und schoben den Schmutz von der Straße in den Rinnstein, sammelten ihn in Haufen, und Wagen rollten herbei, um den Kehricht aufzunehmen.

„Herrgott, ich muß nach Hannover!" rief German plötzlich aus. Unter einer Straßenlaterne schaute er in

sein Portemonnaie. „Um des Himmels willen, ich kann nicht fahren, das Geld reicht nicht mehr!"

Gutmütig klopfte ihm der andere auf die Schulter und zog ihn in eine Destillation, um einen Schnaps zu trinken. Da saßen Bauarbeiter mit verschlafenen Gesichtern im gelben Lichtkreis einer Petroleumhängelampe und nahmen ihr Frühstück ein. Cantor faßte in die Westentasche und holte einige Goldstücke heraus. Er zählte. Es waren sechs. Gierig schaute ihm German zu und sah, wie der andere sie wieder einsteckte. Er getraute sich nicht eine Bitte um etwas Geld auszusprechen und starrte trübe in die Dämmerung hinaus, auf die Laterne an der Ecke vor der Destillation, die von einem rötlichen Dunstringe umgeben war.

Als er den Blick wieder auf den Tisch wandte, lagen drei Goldstücke neben seinem Schnapsglase.

Er wollte danken. Aber errötend wehrte Cantor das ab und sagte: „Wenn ich in die gleiche Verlegenheit käme, täten Sie ja dasselbe."

Beide sahen sich in die Augen. Mit plötzlichem Impulse der Jugend reichten sie sich die Hände und nannten einander „Du".

Cantor geleitete den neuen Freund zur Bahn zum Frühzuge auf den Lehrter Bahnhof. Hellblaue, dunstige Luft schien ihnen aus der weiten Oeffnung der Halle entgegen. Herzlich schüttelten sie sich die Hände. Cantor sagte: „Verzeih', wenn ich noch eines bemerke: Du willst ein deutscher Schauspieler sein, aber du sprichst noch immer österreichisches Armeedeutsch. Nimm Stunden, vielleicht gibt dir die Meister Unterricht. Sie hat die reinste Sprache, die ich kenne."

Der Zugführer pfiff. German drückte Cantor nochmals die Hand, sprang in das Abteil der dritten Klasse, die

Türe flog zu. Cantor schwenkte nochmals den Schlapphut, dann ging ein Rucken durch die Wagenreihen, langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

Uebermüdet drückte sich German in die Ecke und schloß die Augen. Da umgab ihn purpurroter Schein. Er schlug die Augen auf. Die Morgensonne schien in das leere Abteil. Er verhängte das Fenster und schloß die Augen wieder, aber seine Gedanken kreisten um die Erlebnisse der letzten vierundzwanzig Stunden und kehrten zu Minna Meister zurück. Er lächelte. Ob wohl Minna Meister darauf gehofft hatte, daß er noch in der Nacht zu ihr zurückkommen würde? Aber nein, so war es besser und während die Wagen über die Schienen ratterten, schlief er fest und traumlos ein.

* * *

Als German in Hannover anlangte, erkannte er an den Plakaten und an den Photographien der Portiersloge, daß der „Hamburger Hof" ein Standeshotel sei, in dem nur reisende Artisten und Schauspieler verkehrten. Er nannte dem glattrasierten Portier seinen Namen, fragte nach Direktor Knapstein und erhielt die Mitteilung, der Herr Direktor erwarte Herrn German um 9 Uhr hinten im Theatercafé. Alsdann machte ihn der Portier darauf aufmerksam, daß das Hotel mit dem Varieté durch einen Hinterhof in Verbindung stand. Zum Schluß vergewisserte er sich noch einmal bei dem jungen Schauspieler: „Ich habe doch die Ehre, mit Herrn German zu sprechen?" und übergab ihm ein Telegramm.

German öffnete und las: „Besorge Zimmer, sei klug, Meister."

Diese trockenen, geschäftlichen Worte ließen ihm das

Blut in den Ohren brausen. Verheißung lag in ihnen und Vertrauen. Der Kleistsche Vers, von dem Cantor am Tage vorher begeistert geredet hatte, summte ihm in den Ohren: „Dann wird er die Fanfare blasen lassen!"

Er ließ sich in das dritte Stockwerk führen und besichtigte die Zimmer. Er wählte zwei, die am Ende des Ganges gegenüberlagen. Das kleinere bestimmte er für sich, das größere für seine Kollegin Betsy Faythfull, die am Abend kommen würde. Er traf Anordnung, daß in das Zimmer der Dame statt des Sophas ein Diwan gesetzt würde. Auch bestellte er einen Busch von Chrysanthemen.

Befriedigt sah er sich in diesem Zimmer, das Minna aufnehmen sollte, um. Es war sauber und geräumig und entsprechend der Sehnsucht des fahrenden Volkes sehr bürgerlich eingerichtet. Die grüne Farbe wog in den Tapeten und in dem Möbelbezuge vor. Die paar an den Wänden hängenden Genrebilder unterstrichen das Sentimentale, Ehrbare. — Das eine stellte einen jungen Mann dar, der seiner Dame behilflich war, über eine Pfütze zu schreiten, während das andere, betitelt „Abend im Hause des Schmiedes" reines Familienglück malte. Der Vater saß mit der Pfeife und der Zeitung im Lehnstuhl, die Mutter nähte an einem Kinderkleidchen und die Ahne am braunen Kachelofen erzählte den Kindern Geschichten. Natürlich hatte der hemdärmelige Schmied einen Vollbart und eine Kappe. Natürlich war die Mutter eine große blonde Frau und die Ahne hatte natürlich eine Brille auf der Nase und eine weiße Spitzenhaube auf dem Kopfe.

Sein eigenes Logement war schmal. Nur Bett, Schrank und Tisch mit Stuhl, Waschtisch und Nachttisch hatten darin Platz. Diese Art von Zimmern war er aus seinem Nomadenleben gewohnt.

Er war gerade mit Waschen fertig, als sich der Hausdiener meldete und ihn fragte, ob er das Gepäck des Herrn holen sollte.

In seiner ruhigen Art gab er zur Antwort, daß ihm das Gepäck nachgeschickt würde, er habe plötzlich abreisen müssen. Als sich der Hausknecht wieder entfernt hatte, überlegte er.

Seine ganze Garderobe war in der letzten schlimmen Zeit in das Pfandhaus gewandert. Das nötige Geld, sie auszulösen, besaß er nicht. Nun — er wollte abwarten. Irgend etwas mußte ja kommen. Der Direktor würde ihn schon nicht im Stiche lassen und Vorschuß geben und schließlich — hinter diesem schließlich gab es bei ihm keine festen Erwägungen mehr, aber er hatte ein vages Gefühl, daß Minna Meister ihm helfen würde, daß er sich auf sie verlassen könne.

Er ging aus, ließ sich rasieren, kaufte einen neuen Kragen, neue Manschetten, eine neue Chemisette, steckte seine alten Wäschestücke zusammengeballt in seine Manteltasche und strich durch die Stadt. Ohne zu fragen, in welchen Straßen und in welchen Plätzen er wäre, ließ er sich dahintreiben und genoß dies Gefühl der Neuheit und Fremdheit. Wie ein König in der Verkappung machte er sich unter dies Volk mit dem sicheren Gefühl des Fahrenden, Seltsames, Unerwartetes zu erleben. Er gehörte zu den Menschen, die den festen Glauben an eine Berufung und an sich selbst haben. Er wachte jeden Morgen mit der Ahnung auf, daß heute „das Erlebnis" kommen müsse. Darum verzehrte ihn das Vagantenleben nicht. An jedem neuen Orte fühlte er sich erfrischt, neu geboren. Irgendwo aß er ein wenig, achtete auf die besondere Sprache dieser blonden Menschen, die um ihn herumsaßen und helles

Bier tranken. Stundenlang konnte er so lauschen und beobachten. Das war ihm lieber als die Lektüre eines jeden Buches. Er gehörte zu den Autodidakten, die durch die Menschen selbst lernen.

Endlich erinnerte er sich, daß die Stunde da wäre, in der er Direktor Knappstein aufsuchen sollte. Er setzte sich in eine Pferdebahn und gelangte mit einer halben Stunde Verspätung in das Theatercafé.

Ruhig und in sich gesammelt schritt er durch den dichtbesetzten Raum, der mit grauem Zigarrendunste erfüllt war. Er versuchte es, ohne zu fragen, allein durch seine Beobachtungsgabe den Direktor Knappstein zu finden. Zweimal durchschritt er das Café, dann war er mit sich selbst einig geworden.

Ein großer Herr im braunen Schoßrock, heller Weste und dunkelgrüner Krawatte war ihm aufgefallen, dessen Gebärden und Haltung alle Spuren des Theaters verrieten. Spärliches graues Haar bedeckte einen großen, kugelrunden Schädel. Ueber dünnen beweglichen Lippen hing ein schwarzgefärbter ungarischer Schnauzbart, der zusamt buschigen weißen Augenbrauen, die über tiefliegenden melancholischen Augen wuchsen, ihrem Besitzer eine entfernte Aehnlichkeit mit einem österreichischen Militär verliehen. Der Kopf des großen Herrn zitterte regelmäßig alle sechs Sekunden in den Halsmuskeln, die sich unter der braunen Haut strammten. Dabei drehte sich der Kopf wie automatisch ein wenig von rechts nach links. Dieses Nervenleiden ließ den Mann, der in seiner Jugend schön gewesen sein mußte, schwach und hinfällig erscheinen.

Neben dem Herrn saß eine junge Dame mit scheelem Blicke. Sie war einfach in weiße Bluse und grauen Rock

gekleidet. Ihr Jackett hing hinter ihr über der Stuhllehne.

„Hat jemand nach mir gefragt?" hörte German den großen Herrn in einem seltsamen Gemisch von Berliner Dialekt und ungarischem Tonfall den Kellner fragen.

„Nein, bisher nicht, Herr Direktor," gab der geschäftige Oberkellner zur Antwort.

German war seiner Sache gewiß. Er nahm am Nebentische einen Platz, der von einem Kleiderständer verborgen wurde. Trotz der verhältnismäßigen Distanz gestattete ihm sein feines Gehör, dem Gespräch am Nebentische genau zu folgen.

„Siehst du, mein Lämmle," begann der große Herr mit dem gefärbten Barte, da hast du nun die Schauspieler! Engagiere ich diesen Menschen nur, weil die Meister das so will. Bestelle ihn hierher. Um sechs. Jetzt ist es fast sieben. Seit 2 Uhr ist er in der Stadt. Und ich muß warten! Schohspieler, mein Lämmle! Du wirst sie noch kennen lernen!"

„Aber Papile," erwiderte die junge Dame mit unendlicher Geläufigkeit in berlinischem Tonfall. „Du wirst dir doch daraus nichts machen! Sich darüber zu ärgern ist ja zum Lachen! Pfalzburger sagte doch, es wäre ein junger Mensch! Da kann er sich doch verlaufen haben!"

„Verlaufen! Ein Schohspieler verlaufen!" erwiderte der alte Herr verächtlich. „'n Schohspieler ist überall zu Hause! Na — i weiß schon Bescheid!"

„Wann kommt denn die Meister an?" fragte nach einer Pause die junge Dame.

„Was weiß ich," erscholl die verärgerte Antwort. „Sie hat nichts geschrieben. Im Hotel hörte ich, daß der German für sie ein Zimmer genommen hat, gegenüber dem seinen. Und Chrysanthemen hat er ihr bestellt! Kannste

verstehen, mein Lämmle. Chrysanthemen! — 's sind eben Schohspieler! I weiß schon Bescheid!"

„Aber Papile! Du hast doch die Meister so gern! — Aergere dich doch nicht unnütz!"

„Die Meister, ob ich sie gern habe! Excellent ist sie! Herrlich! Zum Küssen! Du kannst viel von ihr lernen, Kind! Vie—el — Und wenn's die Meister nicht wäre, würde ich mit dem jungen Manne anders verfahren. Aber so — Oh, i weiß schon Bescheid!"

German erhielt ein ganz gutes Bild seines künftigen Direktors. Nur das Verhältnis, das dieser zu der jungen Dame hatte, die er Lämmle anredete und die ihn Papile nannte, war ihm noch nicht klar. Doch am Nebentische erfolgte kein Gespräch mehr. Herr und Dame hatten sich in Zeitungen vertieft.

German rückte darum seinen Stuhl weiter, verhielt sich ruhig und fragte den vorübergehenden Oberkellner: „Bitte, sagen Sie mir, ist Herr Direktor Knappstein, auf den ich nun schon eine halbe Stunde warte, noch nicht gekommen?"

Der vielbeschäftigte Kellner fuhr sich verdutzt mit der linken Hand an den Scheitel. Aber ehe er sich noch diesen für seine Praxis und sein Gedächtnis ungeheuerlichen Fall geklärt hatte, erhob sich schon der lange Herr mit dem gefärbten ungarischen Schnauzbarte und sagte erstaunt: „Knappstein! Direktor Knappstein bin ich! — Und Sie — ah so — Sie — i weiß schon Bescheid — Sie sind Herr German, mein neues Mitglied."

Höflich, in bester Haltung, erhob sich German und musterte den Direktor mit einem so ruhigen Blicke, als sähe er ihn im Augenblicke zum ersten Male und schüttelte die ihm dargebotene Hand. Jeder Groll war aus dem Ge-

sichte Knappsteins wie fortgeblasen: „Darf ich vorstellen," sagte er, „Fräulein Heidylämmle, Herr German." Dann lachte er harmlos und sagte: „Ich nenne sie Heidylämmle, denn sie ist mir von meinem besten Freund anvertraut."

„Ich heiß' Heidy Probst," mischte sich die junge Dame errötend in das Gespräch ein.

„Wann kommt die Meister an?" fragte der Direktor und beugte sich vor, so daß er dem jungen Schauspieler aus nächster Nähe fest in die Augen sah.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen!" erwiderte German, der sich gewappnet hatte, mit völliger Festigkeit. „Fräulein Meister gab mir den Auftrag, ich sollte ihr ein Zimmer sichern!"

„Es liegt sehr bequem bei dem Ihren!" erwiderte Knappstein mit einem feinen Lächeln, das zu dem robusten Angriff in keinem Verhältnisse stand.

German blieb völlig ruhig und harmlos. „Ich bin Fräulein Meister wegen des Engagements sehr zu Dank verpflichtet," erwiderte er mit Wärme im Tonfall. „Ich habe ihr Chrysanthemen als schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit besorgt. Sie liebt Chrysanthemen so sehr!"

Mehr die Art, wie diese Worte kamen, als die Worte selbst, verjagten alle Kombinationen, die sich Knappstein bereits zurechtgelegt hatte. German merkte sofort, daß er mit seinen zwanzig Jahren diesem fünfzigjährigen, welterfahrenen Manne an Praxis der Menschenbehandlung überlegen war. In dem weitumgetriebenen Manne steckte ein Kind, das vielleicht der größten Schlechtigkeit fähig war, aber diese Schlechtigkeit harmlos, gewissenlos und naiv wie ein Kind unternahm.

Jetzt wandte sich der Direktor wieder an die junge,

scheelblickende Dame: „Heidylämmle," sagte er, „die ganze Zeit haben wir hier gewartet, und Herr German hat am Nebentische gesessen. Gut, daß wir uns nicht geärgert haben!"

Fräulein Probst brach als Antwort nur in ein Gelächter aus.

„Ist das Ensemble schon zusammengestellt?" fragte German in geschäftsmäßigem Tone aus Vorsicht, daß er sich verraten könne.

„Wenn die Meister da ist, können wir morgen mit Probieren anfangen," erwiderte Knappstein. Und dann fuhr er in geheimnisvollem Tone fort: „Es ist ein Stück, sage ich Ihnen, Herr German, ein Stück — piekfein! Keene Litteratur — aber es hat den Griff! Ich war froh, als ich es hatte. — Wissen Sie, es ist in Wien durchgefallen — es war am falschen Orte — es mußte anders gemacht werden. — Ich habe es von dem Verfasser gekauft — der hat es mir hergeben müssen — und war froh, daß er es los wurde. — Ich habe dem Stück einen anderen Namen gegeben und einen französischen Autor auf den Zettel gesetzt — und dann ein wenig Bühnenpraxis dazu getan — und mir zwei, drei Coupleteinlagen machen lassen — und nun haut es einfach hin! Uebrigens, können Sie singen, Herr German?"

„Auf der Bühne habe ich noch nie gesungen."

„Dann bringt es Ihnen Heidylämmle bei. Sie hat Gesangstunden gehabt. Es ist gar nicht so schwer. Machen Sie es wie der Humorist Starnatzky, der hat keine Stimme, aber spart sich die Lunge für den Refrain. Darauf kommt es an. Auf den Refrain! — — O i weiß schon Bescheid. — Ich war selbst früher Sänger. — So wie Sie mich hier sitzen sehen. — Als Tenor habe ich angefan-

gen ... dann bin ich so langsam in die Administration gesackt! Sie wissen nicht, was das Bühnenleben alles aus einem machen kann. — Sturgut, der jetzt Helden an der Burg spielt, hat als Komiker angefangen — — und mancher, der mal Liebhaber an der Burg spielte, hört als Varietékomiker auf!"

„Wie unsere komische Alte," warf Fräulein Probst ein, stützte den Kopf in ihre Hand und wippte mit der Feder auf ihrem Hute.

German schaute das junge Mädchen aus den Augenwinkeln forschend an. Sie wurde rot und spielte mit Brotkrümeln, die auf dem Tische lagen. Dann lachte sie auf und rief wie gekitzelt: „Lassen Sie das!"

Knappstein lachte mit. „So ist nun unser Lämmle —" Plötzlich fragte er das Mädchen: „Wie macht der Uli?" Sofort schielte das Mädchen noch stärker, zog den Kopf in den Nacken, rollte die Unterlippe über die Oberlippe, machte täppische Schwimmbewegungen mit den Unterarmen — und stieß heulende Töne aus. Ein Tisch, an dem Artisten saßen, geriet in Bewegung, alle wandten sich um. Gelächter erscholl.

„Se müssen nämlich wissen, Uli ist ein dressierter Seelöwe, der großen Ruf genießt!" erklärte Knappstein eifrig. German lachte kurz auf. Jetzt, wo er die Beziehung wußte, wirkte die Nachahmung erstaunlich. Doch zugleich kam ihm mit der ganzen Schärfe die Idee zum Bewußtsein, daß er sich unter Varietévolk befand. Ein anderer Sprung seiner Gedanken ließ ihn an Cantors Reform der Schauspielkunst zurückdenken. Als sich das Gelächter gelegt hatte, fragte er Knappstein mit heiserer Stimme, um das Thema zu wechseln:

„War Ihre komische Alte wirklich einmal eine Person von Bedeutung?"

„Wenn Sie sie sehen, werden Sie es mir nicht glauben." Knappstein schlug bekräftigend in seine Hände: „Schön, temperamentvoll, das feschste Mädel in ganz Wien. Und leicht — leicht — nicht zu sagen. Sie machte alles, was sie von ihr verlangten. — Die junge Hansi Niese wird vielleicht, vielleicht mal etwas Aehnliches werden. Ihren alten Namen kann ich Ihnen nicht sagen. Eines Tages ging sie durch, mit einem richtigen Grafen ging sie durch, wurde kontraktbrüchig — zwanzigtausend Gulden Konventionalstrafe. — Sie ging doch durch. — Später hat sie einen Selbstmordversuch gemacht um ihren Grafen und konnte sich doch denken, daß er nicht ewig bei ihr bleiben würde. — Der — wie er war — hatte es ihr vorher gesagt. — War ihr alles gleich. — Und dann kam sie wieder. — Da hatte die Stimme gelitten — und doch — noch damals war sie eine Soubrette — wie keine andere. — Und jetzt, jetzt habe ich sie mit hundertzwanzig Mark Gage, aber nur aus Barmherzigkeit; denn sie macht mir mehr Aerger wie sie mir je einbringen kann. — Aber ich hab' ein weiches Herz, darum bin ich auch nicht hoch gekommen. Daran hindert ein weiches Herz! Besonders im Theater!" Und der alte Herr machte feuchte melancholische Augen und starrte auf seine Zigarrenglut.

„Ja, Papile, du hast wirklich ein weiches Herz!" rief das junge, scheele Mädchen aus und schlang einen Arm um den Nacken des alten Herrn.

„Lämmle!" rief der Geliebkoste, „geh, bestell' dir noch eine Torte!"

So ging das Gespräch weiter, mit Reminiszenzen aus früherer Zeit, mit kleinen Zärtlichkeiten zwischen dem

Lämmle und dem alten Herrn. German studierte die beiden ganz genau. Aber er behielt sich in der Hand, ließ sich von dem gemütlichen lodderigen Ton nicht hinreißen und kam unter dem Vorwand, einen Bekannten zu treffen, um 9 Uhr fort.

Als der Berliner Zug im Bahnhof von Hannover einlief, fiel es Minna Meister, die reisefertig in ihrem Coupé stand, ein, daß sie ihre Ankunft nicht gedrahtet hatte.

Mit der Herrschsucht aber, die viele Frauen in der beginnenden Leidenschaft befällt, sagte sie sich: „Ach, er muß es einfach wissen, wenn ich komme. Ich werde ja sehen, ob er feinfühlig ist." Unter Feinfühligkeit verstehen Frauen oft ein Ahnungsvermögen, das sich über Wochen und Tausende von Kilometern erstrecken kann. Gerade Frauen mit starkem Instinkte fordern in bezug auf Fernhören und Hellsichtigkeit vom Manne Leistungen, die eine große Telefunkenstation übertreffen.

Dabei hatte sie die Szene mit German im Hausflur bereits vergessen wie eine Karnevalsepisode. Zu sich selbst sagte sie nur: „Dieser drollige kleine Erwin." Doch mußte sie immer an die beherrschenden, klugen Augen des jungen Schauspielers und seine feingeschnittenen Lippen denken.

Als sie aus dem Fenster ihres Abteils zweiter Klasse ausspähte, erkannte sie German sofort. Er stand, die Hände in den Havelocktaschen, den Kopf mit dem Schlapphut in den hochgeschlagenen Halskragen eingezogen wie ein Vermummter da und musterte mit seinen ruhigen Augen, die unter dem Schatten des Schlapphutes hervorzuleuchten schienen, aufmerksam die Reisenden.

Sein Blick hatte sie erfaßt, aber er tat so, als hätte

er sie noch nicht bemerkt. Es war ein starker Reiz für ihn, zu erleben, wie sich dieses Wiedersehen entwickelte. Auch beherrschte ihn Unsicherheit, und darum wollte er, daß die Frau den Ton anschlüge. Immer fühlte er sich in der Defensive stärker.

Sie ging mit freien Schritten auf ihn zu. Jede ihrer Bewegungen war unbekümmert. Sie schlug ihn leicht auf die Schulter und sagte spöttisch: „Nun, kleiner Erwin, wie fühlen wir uns im Varieté?"

Er schüttelte ihr die Hand, sah ihr fest ins Auge und antwortete: „Das Zimmer ist gerichtet!"

Lachend erwiderte sie: „Dann können wir ja das Gepäck dem Hoteldiener übergeben und irgendwohin gehen, wo es nett ist."

Er nahm ihren Gepäckschein in Empfang, gab dem Hausdiener Anweisungen und winkte einem Kutscher. „Nein," wehrte sie ab, „nach einer Bahnfahrt gehe ich lieber. Es ist so schön gruselig abends in einer fremden Stadt!"

Er stutzte. Sie verlieh Empfindungen Worte, die er selbst besaß. Schweigend gingen sie über den Ernst-August-Platz und lenkten die Schritte in eine enge leere Straße, in der die Laternen schnurgerade, einsam dahinzogen.

Plötzlich öffnete sich im Dunkel ein Platz mit einem großen Gebäude, mit Säulenvorhalle und Denkmälern. Minna Meister machte halt. „Nichts sagen!" rief sie ängstlich wie ein Kind, das etwas allein gefunden hat und stolz darauf ist. „Nichts sagen. — Ich weiß, was es ist, wenn ich's auch nicht gesehen habe! Das ist das Theater, das königliche Theater! Habe ich nicht recht!"

German lächelte und nickte. Da ward sie fröhlich und rief aus: „Ein Schauspieler muß einem Hause auf sieben

Meilen weit anwittern, ob darin Komödie gespielt wird oder nicht! Das gehört zum Metier!"

German paßte diesen glücklichen Moment ab, um seinen Arm unter den ihren zu schieben.

„Was sich der kleine Erwin alles herausnimmt!" sagte sie. Aber in dem Tone lag etwas anderes als eine Abweisung, und German benützte die Gelegenheit, als sie in eine dunklere Seitenstraße einbogen, um ihre Hüfte zu umschlingen. Sie litt es. Doch plauderte sie unbefangen, als ob sie den Arm gar nicht empfände. Sie erzählte von der Not der Abreise, vom Packen und von ihren Mißhelligkeiten.

„Es tut mir immer leid, wenn ich aus meinen Berliner Möbeln fortgehen muß," schloß sie den langen Bericht. „Aber es hilft doch nichts."

„Sind es denn Ihre eigenen Möbel?" fragte er, um überhaupt etwas zu sagen.

„Freilich! Ich habe mir diese Stücke früher mal angeschafft. Damals wirtschaftete ich selbst. Nun habe ich sie einer Freundin überlassen, die photographiert. Einzige Bedingung ist, daß ich dort wohnen kann, wenn ich nach Berlin komme, daß ich das Schlafzimmer und ein anderes Zimmer habe. Das ist im Jahre vielleicht vier Wochen lang der Fall, aber doch sehr angenehm!"

German dachte scharf nach. Dann fragte er fast brutal: „Warum haben Sie sich eine ganze Wohnungseinrichtung gekauft?"

Sie erwiderte: „Kleiner Erwin, was geht dich das an. Wenn du unartig bist, lasse ich dich einfach stehen und fahre ins Hotel."

Da war er beschämt und drang nicht weiter in sie. Bittend sah er sie von Zeit zu Zeit von der Seite an. Schweigend schritten sie nebeneinander. Endlich brach sie

los: „Gut, Sie sollen es wissen! Ich habe Ihnen erzählt, wie fürchterlich eine engagementslose Zeit werden kann. Nun also — — ich habe mal solche Zeit blutig durchgemacht. Es war fürchterlich. Da saß ich im Café, und ein Bekannter, ein Kollege, kam auf mich zu und fragte mich, wie es mir ginge. Ich antwortete ‚schlecht!' Na, sagte er, ich kann dir helfen, Meister! Da ist ein Herr, ein Bremenser, sehr reich, der dich verehrt. Soll ich dich mit ihm bekannt machen! Dann ist alles behoben. Aber hundert Mark mußt du mir pumpen, wenn es dir gut geht! Ich sagte nein, aber ich bekam einen Weinkrampf. Ich wurde in ein Seitenkabinett geführt, da kam schon der Kollege mit dem Bremenser. — Der hatte einen hölzernen Fuß, war aber ein sehr feiner, lieber Kerl. Ich merkte es zuerst gar nicht, daß es der Bewußte war. — Kurz und gut, daher stammt die Wohnungseinrichtung!"

„Und hat der Schauspieler den Hunderter erhalten?"

„Freilich!"

„Wer ist es?"

„Sage ich nicht! Aber das kannst du wissen, daß er jetzt auf zwanzigtausend Mark Gage im Jahre steht!"

„Und was wurde mit dem Bremenser?"

„Es war ein lieber Kerl! Aber ich konnte das Zusammensein mit ihm auf die Dauer nicht ertragen! Gerade weil ich ihn gern hatte, wirklich gern hatte. Das demütigte mich so. — Er verstand, ohne daß ich ein Wort zu sagen brauchte und reiste ab nach San Franzisko. Er brauchte den Vorwand, daß er für eine Bergwerksgesellschaft verpflichtet sei. Aber ich wußte es besser, warum er ging! Die Möbel hat er mir geschenkt! Ich liebe sie!"

Wieder gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander.

„Ich finde weiter nichts dabei!" sagte German heiser.

Sie sah ihn mißtrauisch an, als sie eine Straßenlaterne passierten. Er erwiderte ihren Blick unbefangen. Da seufzte sie auf, drängte sich dichter an ihn: „Die fremden Straßen bedrücken mich," gestand sie.

Er führte sie in den Ratsweinkeller, in das alte Rathaus. Sie war glücklich, als sie den anheimelnden Raum betrat. Sie kommandierte den Kellner mit komischem Tonfall, stellte aber endlich ein nettes Speiseprogramm zusammen, aus Krebssuppe, gerösteten Seezungen und pochierten Eiern. Dazu ließ sie alten Bordeaux kommen.

German erzählte, wie er Knappstein getroffen. Sie amüsierte sich höchlich über das Lämmle.

„Knappstein hat vor zehn Jahren das Lindentheater in Berlin geleitet," erklärte sie German. „Er ist tatsächlich an seiner Gutmütigkeit zugrunde gegangen. Besonders Damen konnte er nichts abschlagen. Im Theaterleben ist er bekannt unter dem Namen Papa Knapp. Ich bin ganz froh, daß wir diesen Winter bei ihm verbringen! Es gibt schlimmere Sklavenhändler als er einer ist!"

Und auf die erstaunten Augen Germans hin sagte sie: „Sklavenhändler ist für mich jeder Agent und Direktor! Hüte dich, kleiner Erwin, daß du nicht auch mal einer wirst!"

Ein Tisch mit Offizieren der Reitschule befand sich ihnen gegenüber. Die Herren, die die geröteten Wangen Minnas sahen und falsch deuteten, machten Bemerkungen, die herüberklangen: „Fesches Weib! Tadellose Figur! Temperament!"

Minna stand auf, ging an den Offizierstisch und sagte mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt: „Meine

Herren! Daß Sie mich bewundern, ist mir schmeichelhaft! Daß Sie das laut durch das Lokal rufen, wirkt peinlich und läßt auf wenig Erziehung bei Ihnen schließen!"

German bewunderte sie, als er sie so reden hörte, kroch aber voller Furcht über die Folgen in sich zusammen. Sie aber kehrte zu ihm zurück, als wäre nichts geschehen. Ihr Auftreten hatte auf die Offiziere Eindruck gemacht, die nur noch leise miteinander redeten und Mäßigung bewahrten.

Nach einer kurzen Weile winkte Minna Meister dem Kellner und zahlte selbst, so, daß die Offiziere es sehen mußten. Auf der Straße winkte sie einem Wagen und befahl „Hamburger Hof".

German schmiegte sich an seine Freundin. Er wollte sie umschlingen. Sie wehrte ihm ab. „Guter Junge!" sagte sie. Plötzlich ergriff sie seinen Kopf mit beiden Händen und küßte ihn. Es war ein kühler Kuß.

German verstand diese Frau nicht mehr.

Sie schritten durch den Hoteleingang zum Portier. Dieser übergab ihnen die Schlüssel und bestellte vom Direktor Knappstein einen Gruß und die Weisung, daß am anderen Tage die Probe im Foyer des Theaters um 11 Uhr begönne. German führte Minna Meister zu ihrem Zimmer. Als er die Tür öffnete und das elektrische Licht ihr die Chrysanthemen zeigte, freute sie sich.

Er wollte sie abermals umschlingen.

Fast rauh machte sie sich los und sagte: „Gute Nacht! Ich bin sehr müde." Als er sie ansah, bemerkte sie noch kurz: „Vielen Dank, daß Sie an mich gedacht haben."

Er war erschreckt und zog sich auf sein Zimmer zurück. Die Frage: „Habe ich irgendeinen Fehler gemacht?" brannte in seinem Hirn. Er öffnete das Fenster, kühlte

seinen Kopf und schaute gedankenlos auf die enge, nächtliche Straße hinab. An der Ecke brannte eine rote Laterne.

„Nein, er vermochte das Wesen dieser Frau nicht zu verstehen."

Da fühlte er einen Kuß auf dem Nacken.

Er wandte sich um. Minna Meister stand hinter ihm, ihr weicher, gelbseidener Schlafrock umfloß ihre Gestalt.

„Kleiner Erwin," sagte sie mit einem zärtlichen Klange in der Stimme, „ich glaube, ich bin böse gegen dich gewesen! Aber die Reise! die fremde Stadt und die Offiziere!"

Beide Hände legte sie ihm auf die Schulter und sah ihn frei mit großem hingebenden Blicke an.

Da umschlang er sie und küßte sie auf das feste, schöne Fleisch ihres Halses.

* * *

Als German am Morgen an die Portierloge trat, sah er im Vorraum neben dem Direktor Knappstein Minna Meister stehen. Sie trug ein blaues, enganliegendes Kostüm, das dem jungen Schauspieler ihre Gestalt verriet. Als sie sich umwandte, begann er zu zittern, denn ihr Gesicht blühte in den frischesten Farben. Die Wangen waren gerötet, die Lippen erschienen rot und feucht und ihr Teint war zarter als sonst. Sie stand hochaufgerichtet da. Von einer sonnigen Atmosphäre schien sie ihm umgeben. Jetzt hörte er auch ihr warmes, gurrendes Lachen.

Knappstein hatte den weichen Hut schief ins Gesicht gezogen. Er stand auf einem Bein, während das andere leicht vorgestellt war. Seine Augen schauten gespannt auf

Fräulein Meister. Er suchte sich ein martialisches Aussehen zu geben.

German trat an die beiden heran und grüßte. Fräulein Meister reichte ihm kühl die Hand und nahm weiter keine Notiz von ihm. Er biß die Lippen und fragte mit hinterhältigem Tone: „Haben Sie die erste Nacht gut geschlafen, Fräulein Meister?"

„Dank der Nachfrage," gab sie ihm kühl zur Antwort. Als sie den lauernden Ausdruck in seinen Augen wahrnahm, fügte sie noch kühler hinzu: „Ich mache mir niemals große Illusionen, wenn ich irgendwo wieder einmal ein neues Dasein beginne!"

Knappstein fühlte sich getroffen: „Aber Gnädigste!" sagte er, „Sie werden sehen, was Sie für Furore machen! Sie werden nirgendwo anders ein so dankbares Publikum finden wie bei uns! Das werden Sie schon merken! Oh, i weiß schon Bescheid! Ich will es Ihnen nur sagen, am Varieté wird mehr verlangt als am Theater. Da dürfen keine geschluderten Vorstellungen vorkommen, wie es am Theater die zwanzigste und dreißigste sind! Das Publikum ist durch die Artisten verwöhnt! Da wird amerikanisch gearbeitet! Das will ich meinen!" Dann wandte er sich an German: „Sieht sie nicht reizend aus, frisch wie ein saftiger Pfirsich?!"

Minna Meister hielt ihm den Mund mit der Hand zu. Der galante alte Herr drückte sofort einen Kuß auf die Fläche, daß es schallte. „Reichen Sie mir das Patschel noch einmal," sagte er. „Nicht wahr, German, Sie würden es ebenso machen?"

„Nun lassen Sie es aber endlich genug sein!" rief Fräulein Meister beinahe ärgerlich, „das ist ja gar nicht mehr zum Aushalten!"

In diesem Augenblicke schob sich eine kugelförmige Dame in Trauer mit unendlicher Geschwindigkeit in den Raum und schoß an dem verdutzten Portier vorbei auf Knappstein los. Mit großer Geste breitete sie die kurzen Arme aus und umschlang des Direktors Bauch: „O mein Freund, mein Freund," stieß sie mit Pathos hervor, „wie froh bin ich doch, daß ich Sie finde! Ist es denn wahr, daß heute schon die Proben beginnen? Ist es denn wahr? Sind das die Mitglieder von uns? Mitglieder? Stellen Sie mich vor, stellen Sie mich vor, aber inkognito, inkognito!"

Und sie zog den schwarzen Schleier unter ihrem Kapotthut herauf und präsentierte ein kupferrotes Gesicht mit grünlich schillernden Augen. Leidenschaften und Laster hatten in dieses Gesicht alle nur denkbaren Zeichen gegraben. Die Lippen hingen schlaff wie ausgeleierter Gummi herab. In den Augenwinkeln waren tiefe Gruben, die Wangen glichen schlappen Säckchen.

„Fräulein Karoline Mayer, unsere komische Alte!" stellte der Direktor Knappstein vor, „Fräulein Betsy Faithfull, Herr German."

„Sie werden also das Liebespaar der Truppe sein!" fuhr die alte Person mit einer hämischen Geschwätzigkeit los. „An Ihrem Temperament hängt das Stück! An Ihrem Temperament! Für den Humor lassen Sie mich sorgen! Ich verstehe mich auf Humor, nicht wahr, lieber Freund?" und sie entfaltete einen schwarzen Spitzenfächer und wedelte sich Luft zu, als wäre sie nach einer schweren Gesellschaftsszene wieder hinter den Kulissen und warte auf ein Stichwort.

„Sie hat Humor!" rief Knappstein aus, „aber manch-

mal hat sie auch zu viel Humor, die gute Karoline Mayer!"

„Knappstein, Sie wissen doch, daß ich Karolina heiße und nicht Karoline!" erwiderte die würdige Frau pikiert. „Wissen Sie das, oder wissen Sie das nicht?"

„Gewiß, ich weiß es," erwiderte Knappstein seufzend.

Ein junger Herr in einem grüngrauen Ulster, unter dem er einen schwarz und weißkarrierten englischen Anzug trug, nebst unendlich hohem Stehkragen und einem mit grauem Tuche überzogenen Halbzylinder, schritt jetzt mit langen, schleppenden Schritten durch den Hoteleingang, zog seinen Hut mit einem Schwung vom Kopfe und grüßte so laut, daß seine Stimme durch den Raum hallte: „Guten Morgen, Herr Direktor Knappstein! Morgen, gnädiges Fräulein!" Wartend stand er da, indem er den steifen Arm mit dem Hute in der Hand in Schulterhöhe ausgestreckt hielt. Er hatte einen ganz kleinen, rötlich blonden Schnurrbart, ein langgeschnittenes, nüchternes Gesicht mit merkwürdig verschwommenen, wasserblauen Augen. Die Haare trug er gescheitelt. Dieser Mann wirkte unwiderstehlich auf die Lachmuskeln, weil alles an ihm ein wenig übertrieben war, nur ein wenig.

Knappstein stellte vor: „Herr Josef Philippsohn, Fräulein Betsy Faithfull, Herr Ernst German, unsere neuen Mitglieder."

Herr Philippsohn ließ seinen ausgestreckten Arm mit dem Halbzylinder sinken, legte die linke Hand auf die Stelle der Weste, unter der er sein Herz vermutete und begann in wohlakzentuiertem hannoverschen Deutsch: „Ich bin sehr erfreut! Herr Direktor Knappstein —" Da

aber stockte er schon, denn Minna Meister vermochte sich nicht mehr zu beherrschen und lachte hell und laut.

„Lacht se nicht herrlich!" rief Knappstein voller Enthusiasmus aus, „Philippsohn, lacht sie nicht herrlich? Jeder Triller ein Goldstück!"

Herr Philippsohn machte ein ernstes Gesicht, das aber nur blöd wirkte.

Fräulein Karolina Mayer sah strafend auf Minna Meister, die weiterlachte, daß ihr die hellen Tränen in die Augen traten. German war zurückgewichen und beobachtete alle Anwesenden scharf.

Knappstein trat an Herrn Philippsohn heran, und gab ihm den Auftrag, mit dem Theatermeister wegen eines Praktikabels zu unterhandeln, das dieser nach Meinung des Herrn Direktors um fünf Mark zu teuer in Rechnung gesetzt hatte. Philippsohn entfernte sich mit einem Gesichte, das die Wichtigkeit des empfangenen Auftrages verriet.

„Direktor, wo haben Sie nur diese herrlichen Gemüse aufgegabelt?" fragte Minna Meister, ganz erschöpft vor Lachen.

Knappstein stellte den Stock vor sich hin, zog die Schultern ein, machte einen schiefen Mund und sagte: „Gott, wie man zu so einem Menschen kommt. Ich hatte da eine junge Dame, die jetzt in Königsberg ist. Sie brachte Herrn Philippsohn eines Tages mit. Er war Kaufmann, ich kann Ihnen versichern, er verdiente ein schönes Stück Geld. Eines Abends lud er mich ein zu Sekt und einem Abendessen, und endlich fing er an, sich genauer nach den Gagenverhältnissen bei mir zu erkundigen. Ich sagte mir: ‚I weiß schon Bescheid.' Und richtig, er flehte mich endlich an, ich sollte ihn bei mir Komödie spielen

lassen. — ‚Komödie!‘ sagte ich, ‚junger Mann, Komödie?! Gehen Sie lieber ins Theater mit gekauften Billets, als daß Sie oben auf der Bühne etwas verüben. Sind Sie nicht ein gescheiter und netter Mann, und ein guter Kaufmann dazu. Warum wollen Sie Komödie spielen?‘ Er aber wollte nicht hören und behauptete, er hätte im kaufmännischen Verein schon Franz Moor gespielt und den Max Piccolomini und den Coriolan!

‚Und warum wollen Sie denn gerade zu mir?‘ fragte ich ihn da.

‚Oh, ich habe Vertrauen zu Ihnen, Herr Direktor, ich mag auch nicht an einem Orte bleiben, ich habe gelesen, daß die größten Talente bei der Schmiere angefangen haben!‘

‚Und mich halten Sie für eine Schmiere?‘ fragte ich.

Da lächelte er und erwiderte: ‚Ich will das Nützliche mit dem Schönen verbinden. Das Vagantenleben mit einer guten Direktion.‘

Und da hab' ich ihn schließlich genommen, und er macht sich bei allen kaufmännischen Fragen des Berufes, Verträgen, Abschlüssen und Vorschüssen sehr nützlich.“

„Und wieviel zahlt er Ihnen?“ fragte Minna Meister mit dem unschuldigsten Gesicht.

Knappstein trat einen Schritt zurück und platzte heraus: „Woher wissen Sie das?“ Dann lachte er, um die Blöße, die er sich gegeben hatte, zu verdecken, klopfte Minna auf die Backe und sagte: „Ach, Sie kleiner Schäker, Sie.“

Da trat Karoline Mayer hervor. Sie richtete ihre kurze dicke Figur auf, so gut sie es vermochte und rief: „O Freund! O Knappstein! So verkaufst du die Kunst! Diesen talentlosen Menschen ziehst du heran, diesen talent-

losen Menschen! — Ich bin entrüstet! Entrüstet! — Auf der Probe werden wir uns wiedersehen!"

Nach diesen Worten ging sie ab und ließ die Gesellschaft sprachlos über ihren Ausbruch zurück. „Was hat sie nur?" fragte Minna Meister.

Knappstein lächelte und sah Minna mit melancholischen schwarzen Augen an: „Sie mag Philippsohn nicht leiden, weil er nichts kann, und sie wird Sie auch nicht leiden, weil Sie etwas können! Eine alte, gallige Person ist sie. Jetzt geht sie hin und hetzt den Philippsohn auf! Immer, wenn sie von der ‚Kunst' spricht, macht sie eine ganz große Bosheit!"

In der Toröffnung des Hotels wurde ein starker Herr mit weichlichem Clowngesicht und grauen, kurzgeschorenen Haaren sichtbar, der Fräulein Probst in den Vorraum geleitete.

„Das Heidylämmle!" rief Knappstein, der seinen Erguß über die komische Alte plötzlich abbrach, mit dem süßlichen Tonfall, in dem er immer zu Fräulein Probst sprach. Er schloß die junge, scheeläugige Dame in seine Arme, gab ihr einen Kuß auf die Stirne und stellte darnach den Herrn mit dem Clowngesicht als Herrn Braun vor. „Er spielt unsere Väter und Ehemänner."

Darnach sah er sich mit der Miene eines Imperators im Kreise um und sagte: „Wir sind alle versammelt, die Probe kann beginnen."

Die Truppe scharte sich um Knappstein, der die Führung des kleinen buntscheckigen Zuges übernahm. Sie traten in die Portierloge, durchschritten eine Tapetentür und stiegen drei Stufen ins Dunkel hinab. Unerwartet standen sie im grellen Vormittagslichte auf dem asphaltierten Spülhofe des Hotels, der von einem anderen

Hofraume durch eine zwei Meter hohe Wand abgeschlossen wurde, in der sich eine primitive Holztür befand.

Zwei kräftige blonde Mägde mit hochgeschürzten Kattunröcken und blauen Schürzen beugten sich über ihre dampfenden Bottiche und arbeiteten mit den roten Armen im aufspritzenden Spülicht. Als sie die Theatergesellschaft erblickten, steckten sie die Köpfe zusammen, stießen sich mit den Ellbogen in die Hüften und lachten.

Herr Braun, der Spieler der Väter und Ehemänner, glaubte es sich schuldig zu sein, sich produzieren zu müssen. Er schritt auf die Mägde zu, hob beschwörend die rechte Hand und deklamierte:

„Ich lieb' euch alle beide,
Ihr drallen, dicken Maide,
Mein Herz kann nichts davor."

Doch die Mädchen nahmen es übel auf, sie schimpften „alter Stiefel! ekliger Komödiant!" und die eine warf sogar mit einem schmutzigen Scheuerlappen.

Herr Braun bemerkte im weinerlichen Pathos: „So wird die Kunst verkannt!"

Die ganze Gesellschaft war froh, den beiden Megären zu entgehen und folgte Knappstein durch die Holztür in einen zweiten Hofraum.

Von dem Asphalt gelangten sie auf schmutzig fette schwarze Erde, die von vielen Tritten hart gestampft war. Ein dürrer Nußbaum in der Mitte und einige kümmerliche Sträucher rechts und links, die in ihrer nackten Blätterlosigkeit eingepflanzten Besenstielen glichen, markierten einen ehemaligen Garten.

Hier lagen Kisten und Säcke aufgestapelt, die von drei gelenkigen Männern in Radfahrhosen und schwarzen Sweatern ausgepackt wurden.

Ein Herr mit rundem englischen Hut, gestreiften Beinkleidern und Gehrock stand bei ihnen. Er lehnte auf einem schwarzen Stock mit silberner Krücke. Sein nichtssagendes, glattrasiertes Gesicht war in ernste Falten gelegt. In hartem Kommandoton gab er den Packenden Anordnungen. Auf der rechten Seite des Hofes unter einem Vordach waren zwei Arbeiter beschäftigt, alte Kulissen in lange Streifen zu zerschneiden. Die Fetzen warfen sie in heißes Wasser. Ein dritter Arbeiter wusch diese Fetzen aus und suchte sie geschmeidig zu machen. Ein vierter tauchte sie in Leim und umwickelte Latten und Balken mit ihnen, um die Tragkraft des Rüstzeuges zu verstärken. Die Arbeiter lachten und schauten auf die Mitte des Hofes. Da stand mit schwarzer Kappe und in blauem Monteuranzug ein dicker, blonder schnauzbärtiger Mann. Er hatte die Hand in die Hosentaschen vergraben und stierte mit der vollendeten Ruhe seines semmelblonden Phlegmas auf Herrn Philippsohn, der gestikulierend vor ihm stand. Kreischend scholl von links aus den geöffneten Fenstern und Türen der Theaterschreinerei das Knirschen einer Säge, die von dumpfem Gehämmer begleitet wurde.

Im Hintergrunde reckte sich eine öde, rote Ziegelwand auf. Zwei Meter über dem Boden war eine mächtige, graugestrichene Eisentür in sie eingelassen, zu der eine schiefe mit Rippen versehene Holzebene hinaufführte. Krachend wurden die beiden eisernen Flügel aufgestoßen und deutlich ragten in dem Dunkel seltsame Gegenstände empor. Es kam etwas dem Ausgange näher. Zwei Männer mit nackten Armen und Lederschürzen traten in die Erscheinung. Sie schienen eine große Kiste zu tragen. Als sie auf die schiefene Ebene traten, ward ihre Last erkennbar als ein hölzerner, mit marmorfarbener Ver-

goldung angestrichener Kamin; schmutzig, kläglich, erbärmlich erschien dieses Prachtstück der Szene in dem klaren erbarmungslosen Tageslicht, das allen Bühnenglanz vernichtete.

Oben in der Türöffnung tauchte aus dem Dunkel die dicke Gestalt der komischen Alten auf. Sie lief mit grimmerfülltem Gesichte in der Türe auf und nieder. Ihre groteske Figur erschien vor dem tiefen Schwarz des dahinterliegenden Raumes gespenstisch, als wäre sie der böse Geist des Theaters selbst.

Knappstein schloß hinter der Gesellschaft eigenhändig das Holzpförtchen zum ersten Hof.

„Ist das nicht ein prächtiger Platz für die Bühnenarbeiter?" fragte er die Anwesenden.

„Dieses Theater kann sich sehen lassen, es ist alles vorhanden, Werkstätten, Raum, anständige Garderoben. Der Direktor Bensen ist ein Mann, der sein Geschäft versteht und nicht knausert." Dann senkte er seine Stimme zum Flüstern: „Der Herr da, mit dem Stöckchen mit der silbernen Krücke, das ist der berühmte Escadillio, der einzige Jongleur in der Welt, der mit sechs Gegenständen jonglieren kann. Der kommt auf viertausend im Monat! Die dreie in Radfahrhosen sind seine Gehilfen. Er ist ein feiner Mann, ein nobler Mann, ein anständiger Mann."

In diesem Augenblicke schlug der berühmte Escadillio einem seiner Gehilfen etwas unsanft auf die hintere Front der Radfahrhosen und schrie in unverfälschtem Berliner Dialekt: „Oller dämlicher Döskopp!"

„Wir wollen ihn nicht stören, er ist schlechter Laune," sagte Herr Knappstein.

Dann wies er auf den Phlegmatiker im blauen Monteuranzug. Mit lauter Stimme, so daß es der Dicke hören

konnte, sagte er: „Herr Leinfurth, der Theatermeister, der zuverlässigste, beste Theatermeister in ganz Deutschland! Bei niemandem kann man besser aufgehoben sein! O i weiß Bescheid!"

Herr Leinfurth drehte sich gelassen um und sagte mit spitzer Stimme im hannoverschen Dialekt: „Danke sehr, Herr Direktor Knappstein, für die Anerkennung, aber das Praktikabel kann ich Ihnen doch nicht fünf Mark billiger geben."

Knappstein trat nun neben Philippsohn und gestikulierte mit diesem gemeinsam auf den Theatermeister los.

Inzwischen ging Herr Braun, der sich noch einmal produzieren wollte, an die schiefe Ebene und rief zu der komischen Alten hinauf: „Mayersche, du muckscht wohl?"

Karolina warf ihm nur einen verächtlichen Blick zu, machte kehrt und verschwand im Dunkel des Bühnenraumes.

German machte sich unbemerkt von der Gruppe seiner Kollegen los und stieg die schiefe Ebene zum Bühnenhaus hinauf. Als er eingetreten war, umfing ihn ein gedämpftes Oberlicht. Wie ein weißes Loch erschien die offene Pforte hinter ihm. In dem Grau erkannte er allmählich die schattenhaften Umrisse von Seitenkulissen, aufgerichteten Seitenrampen und Gegenständen, über deren Zweck er sich noch nicht klar wurde. Das weiße Loch der Pforte hinter ihm schloß sich. Einige Gestalten bewegten sich in der zweiten Gasse. German nahm wahr, daß der eiserne Vorhang die Bühne gegen den Zuschauerraum abschloß. Geisterhaft leise kam von oben ein Prospekt herab, dessen Malerei German nicht zu erkennen vermochte. Er schaute hinauf und sah oben in den Schnürboden hinein. Da hingen Prospekte, Kulissen, gemalte Möbel. Sie empfingen rechts

und links von den Seiten Licht, erschienen aber bei der bedeutenden Höhe von zwanzig Metern unbedeutend wie Spielzeug.

Ein grüner Scheinwerfer trat in Tätigkeit und erleuchtete gerade die Stelle des Prospektes, vor der German stand. Auf der anderen Seite blitzte eine große, rote Kugellampe auf. Beschämt trat er zur Seite.

Vom Vorhange her bewegte sich ein hagerer, sehniger Mann auf ihn zu. „Uas uollen Sie? Gehören Sie aouch ssu das Theater?"

German fand keine Antwort. Er wandte sich unsicher ab. Da fragte der Fremde abermals: „You are 'nt German? Nicht Deutscher de la Russie, Hongrois, Italiano, Dutchman?"

Verwirrt zog sich der junge Schauspieler zurück und lief Knappstein in die Arme, der gerade die Gesellschaft heraufführte. Knappstein zog seinen Hut tief vor dem Engländer, schüttelte ihm die Hand und stellte ihn vor: „Sir Reginald Horseripper, der berühmte Besitzer der weltbekannten Truppe der vierzig unübertrefflichen Forterriers, früher der erste Jockey von Old-England." Dann nannte er dem großen Manne devot die Namen der Mitglieder seiner Truppe.

Der Artist machte sich wieder daran, den Aufbau seiner Szene weiter zu arrangieren, während Knappstein die Gesellschaft zur Hinterbühne führte, um dort zu passieren.

Als sie den Prospekt umschritten hatten, gewahrten sie in dem dunkelgrauen Lichte einen Mann in Pumphosen, der mit ausgestreckten Armen in weiten Sprüngen nach rechts und nach links setzte, Pirouetten schlug und erstaunlich hoch hopste. Er sah unwirklich aus, wie ein Gummimännchen, das von einem Mechanismus in Bewegung ge-

setzt wird. Sein langer Schnauzbart zitterte bei jeder Bewegung heftig. Langsam erkannte die erstaunte Gesellschaft, daß er gewisse Figuren wiederholte.

Knappstein flüsterte: „Das ist der berühmte Boßnikow, der erste südslawische Tänzer. Er stammt aus Tarnopol und erhält eintausendfünfhundert im Monat. Diesen Tanz, den Sie da sehen, kann nur er allein. Jeden Vormittag muß er zwei Stunden üben. Sie müssen ihn am Abend sehen, wenn er in seinem Kostüm auftritt. Er ist ein hübscher Kerl. Die Damen sind wie wild hinter ihm her."

Als Boßnikow pausierte, führte Knappstein seine Truppe über die Bühne. Boßnikow ging stolz an ihnen vorbei. Er tat, als existierten sie für ihn nicht.

Sie verließen die Bühne durch eine kleine Tür der anderen Seite, durchschritten die mit rotem Samt ausgeschlagene Loge des Direktors, gelangten auf einen dunklen Gang und traten durch eine Flügeltüre in das Parkett.

Traumhaft dehnte sich der Zuschauerraum aus. Spärliches, dunkelgelbes Licht schimmerte von dem großen Kronleuchter an der Decke herab, an dem nur ein Kranz von fünfzehn Lampen brannte. Schwach blitzten die Vergoldungen des Bühnenrahmens und die geschweiften Balustraden der Logen auf. Unwirklich erschien der tiefe Samtton der roten Sitzreihen vor dem dunklen Orchester, hinter denen in der zweiten Hälfte des Saales leere Tische und Stühle standen. Die Luft war dumpf und raubte den Besuchern den Atem. Unwillkürlich drängten sie sich näher aneinander. Größer erschienen die Gesichter, länger die Gestalten.

Leise als fürchteten sie jedes Geräusch, stahlen sie sich links an der Portierloge vorbei zum Parketteingang in der

Mitte hinten, tasteten sich durch einen dunklen, breiten Gang, stiegen Stufen hinauf und standen in der Tageshelle des Foyers.

Hier ergoß sich durch drei hohe Fenster, die die eine Seitenwand ausfüllten, ein ruhiges graues Tageslicht. Alle atmeten auf. Dieser Raum war mit der reichsten Barockstuckatur ausgeschmückt. Alles strotzte von Silber und falschem Marmor.

Irgendwelche nackte mythologische Gestalten bevölkerten in akademischer Bemalung die Decke. Wenige rote Samtstühle standen an den Wänden, an der Seite gegenüber den Fenstern. Hinter einer spanischen Wand verbarg sich ein Flügel. Laut hallten die Schritte der kleinen Gesellschaft auf dem harten Parkette wieder.

Knappstein erklärte: „Hier werden wir unsere ersten Proben halten," dann markierte er mit zwei Stühlen die Bühne, mit einem dritten den Souffleurkasten, zog aus der Seitentasche einen Haufen blauer Hefte heraus und verteilte diese.

Ein jeder schaute sofort neugierig in seine Rolle und zählte die Bogen.

Knappstein begann sofort zu arrangieren. Es war ein kleines, halbfrivoles Stück, dem der verheißungsvolle Name „Daisy" gegeben war. Der Stoff war typisch. Ein Liebespaar wird im Hotel von dem Onkel der jungen Dame, der wider Erwarten nicht zu seinem Kongresse gegangen ist, überrascht. Der jüngere Mann, der zufällig Frack trägt, gibt sich als den Zimmerkellner aus und muß nun ein Souper servieren. Die junge Dame schäkert mit dem alten verliebten Onkel, dem der Kellner sehr geschickt Kognak in den Sekt schenkt. Der alte Herr verliert die Be-

sinnung, wird von dem Liebespaar auf einen Diwan gebettet und beide beenden das Souper. Der Schlußeffekt wird dadurch erreicht, daß der alte Herr wieder ein wenig zu sich kommt. Da sagt ihm die junge Dame aber, er träume bloß, er würde sofort nichts mehr sehen und knipst das elektrische Licht aus.

Die junge Dame wurde von Minna Meister gespielt, ihre Zofe von Fräulein Probst. Der alte Onkel war der erprobte Darsteller für Väter und Ehemänner. Den Liebenden stellte German dar. Die komische Alte hatte eine Amerikanerin zu mimen, die sich im Zimmer verirrt und im ersten Moment wegen ihrer Kurzsichtigkeit meint, daß ihr ehrenwerter Gatte, John Bullman aus Ohio, mit einer jungen Dame sich sträflich verginge. Einen zweiten echten Kellner, der störend hineinplatzt, hatte Herr Philippsohn zu übernehmen.

Mit der Routine des alten Bühnenmannes inszenierte dies Stückchen Direktor Knappstein, der all seine Steifheit und Zittrigkeit vergaß, als er die Stellungen angab und seine Weisungen soufflierte. Innerhalb einer Stunde war alles angedeutet, hatten alle Mitglieder einen Begriff von dem Einakter. Eine freudige Arbeitsstimmung herrschte. Nur Herr Philippsohn ging düster im Hintergrunde auf und nieder. Die komische Alte gesellte sich zu ihm. Sie sprach lebhaft auf ihn ein und verließ ihn erst wieder, als ihre Szene kam.

Mitten in der Szene fragte sie plötzlich: „Kann ich nicht ein wenig angeschwipst hereinkommen? Ich könnte dann einen kleinen Cancan einlegen! Nicht, Knappstein, das müßte doch sehr gut auf das Publikum wirken!" Und sie trällerte: „So ein ganzer kleiner Cancan!" „Ach lassen Sie mich zufrieden, Cancan geht nicht!" erwiderte

Knappstein. „Aber Sie verlangen doch, daß ich komisch sein soll. Komisch!" begann Karoline aufs neue. „Und Sie geben mir gar keine Möglichkeit zur Komik."

„Wir gehen weiter!" rief Knappstein.

„So geben Sie mir eine Nuance, eine Nuance!" schrie die komische Alte dazwischen.

„Wollen Sie spielen oder nicht?!" schnauzte jetzt Knappstein in einem Tone, den German ihm niemals zugetraut hätte.

Da gehorchte die fürchterliche komische Alte und spielte ihre Szene mit Zähneknirschen und größter Verachtung!

„Wenn Sie das alles so beibehalten am Abend, werden Sie herrlich," sagte ihr Knappstein ruhig. Die Alte sah ihn mißtrauisch an. Aber die Anerkennung wirkte und sie machte ihre Sache erträglich.

Herrn Philippsohns Szene kam.

Er schritt mit gesenktem Kopfe nach vorn.

„Sie haben Ihre Serviette vergessen, markieren Sie sie mit Ihrem Taschentuch! Sie sollen bei den Worten: Was wünschen die Herrschaften, die Serviette mit einem kleinen Schwung einklemmen, wie Sie es täglich im Speisehaus sehen können."

Da erklärte Philippsohn: „Herr Direktor, Sie hatten mir eine Liebhaberrolle versprochen, und jetzt habe ich zehn Worte zu sprechen. Ich bin enttäuscht!"

Knappstein erwiderte: „Mitterwurzer hat Szenen, in denen er dadurch wirkt, daß er schweigend über die Bühne geht! Es kommt nicht auf die Worte an, Herr Philippsohn, sondern auf Sie, Ihre Haltung und wie Sie die Worte hinsetzen!"

„Ich bin aber doch enttäuscht — und ich weiß, Sie halten von mir nichts, Sie haben keinen Glauben an mich,

Herr Direktor — ich weiß es genau, Sie erklären mich allen Mitgliedern gegenüber für talentlos, Sie halten mich geflissentlich nieder."

„Philippsohn, wer hat Ihnen den Floh ins Ohr gesetzt?"

Philippsohn schwieg.

„O i weiß schon Bescheid, Fräulein Karoline Mayer!"

„Ich heiße nicht Karoline, ich heiße Karolina," gab die Alte würdevoll zur Antwort.

„O i weiß schon Bescheid!" rief ihr Knappstein entgegen. „Eine alte Hetzerin sind Sie, die nur meine Mitglieder verbittert! Scheren Sie sich fort, Sie alte Schachtel!"

„Ich werde Sie wegen Beleidigung verklagen! Alte Schachtel ist eine Beleidigung! Beleidigung!" fuhr Fräulein Karolina auf.

„Ich werde den Wahrheitsbeweis antreten, daß Sie sowohl alt als auch Schachtel sind."

Die Alte verließ das Foyer.

Philippsohn stand blaß da.

Weiter, Herr Philippsohn, wir waren bei dem Satze: „Was befehlen die Herrschaften."

Philippsohn schluckte und sprach endlich den Satz.

So arbeiteten sie weiter, drei Stunden, bis der Einakter aus dem Gröbsten heraus war und alle Stellungen fest standen.

Nach der dritten Probe nahm Minna sich German vor und sagte: „Lieber Junge, wenn du deinen Dialekt nicht ablegst, wirst du es nie zu etwas bringen! Du redest das schönste österreichische Armeedeutsch. Das ist im täglichen Verkehr allerliebst und hilft dir bei Anzengruber und österreichischen Volksstücken. Aber im Salonstück oder gar in großen Verstragödien bricht's dir das Genick!"

Da zeigte er ihr eine Karte von Cantor, in der dieser

ihn erinnerte, ja die Mahnung, seine Sprache durch Minna Meister ausbilden zu lassen, nicht zu vergessen!

Als sie die Zeilen las, lachte sie fremdartig auf: „Was sich der gute Cantor doch denkt! Er meint wohl, ich wäre so eine Art von Gouvernante für den kleinen Erwin!"

Aber von Stund an nahm sie ihren Freund in die Zucht, äffte ihm schonungslos jedes österreichische „a" nach, ließ ihn Worte wiederholen, kurz, sie schliff ihn nach Noten.

German wurde es zuviel. Er fühlte sich in seiner männlichen Würde verletzt. Sie aber ließ nicht locker und erreichte, daß er auf seine sprachlichen Untugenden aufmerkte. Manchmal war es ihm, als wären in ihr zwei Frauen lebendig. Auf der Probe war es ihm wunderlich zumut, daß dieser rote Mund, der sich ihm am Abend begehrend entgegenstreckte, so herrisch die Lippen zusammenpreßte. Betrat sie die Bretter, so wurde eine Gebieterin in ihr wach. Längst hatte sie Knappstein zur Seite gedrängt und führte selbst Regie. Doch war sie nicht anmaßend wie manche eitle Kollegin. Sie wußte, daß die Wirkungen der anderen ihr selbst Relief verliehen. Aber sie schnitt sich die blöde Posse zu, wie sie es brauchte. Seit der vierten Probe hatte sie die unbedingte Führung. Und Knappstein bewunderte ihre Einfälle, ihren Humor. German beobachtete sie in allen ihren Regungen. Durch diese Frau ging ihm zum ersten Male auf, daß ein Regisseur großen Stiles durchaus kein Grobian, Schulmeister und Besserwisser zu sein brauche, merkte er, daß eindringliches Verständnis und Phantasie neben der Menschenmeisterung die wichtigsten Vorbedingungen für die Beherrschung der Szene seien.

Freilich wiederholte sich der Krach der komischen Alten

pünktlich jeden dritten Tag. Philippsohn jammerte nach wie vor, daß er keinen Liebhaber zu spielen habe, und der Heldenvater und Ehemannsspieler brachte durch sein fettiges Phlegma alle zur Verzweiflung.

„Wenn Sie aus Ihrer Betrunkenheit aufwachen, müssen Sie einen Schreck empfinden!" rief ihm Knappstein erbost eines Tages zu. „Sie aber tun gerade so, als weckte Sie der Hausknecht zu einem unangenehmen Gerichtsprozesse! Kein Temperament haben Sie! O i weiß schon Bescheid!"

„Herr Direktor, ich kann alles machen, was Sie wünschen, dazu bin ich Schauspieler," erwiderte der würdige Mann. Dann legte er sich auf den Diwan hin, bat um das Stichwort. Anstatt aber die Stellung einzunehmen, um die er ersucht war, sagte er breiig: „Dann erhebe ich mich also so, dann mache ich meine Augen auf — — so, recht groß und blöde, dann fahre ich zurück — so, dann traue ich meinen Augen nicht, sodann scheine ich zu begreifen — so und dann sagt mir Fräulein Meister das neue Stichwort — Ist es nicht so richtig!"

„Machen! machen!" schrie Knappstein nervös.

Aber er war nicht dazu zu bewegen, sondern betete unentwegt seine Litanei wieder herunter.

Heidylämmle fuhr als Zofe aufgeregt im Raume umher. Auf sie verwandte Knappstein die größte Sorgfalt. Jede Bewegung machte er ihr vor. Sie machte alles getreulich nach. Ihr Eifer war ebenso rührend wie ihre Talentlosigkeit. Sie machte für die ganze Gesellschaft den Requisiteur, den sich Knappstein ersparte. Stets war sie in der höchsten Aufregung, ob auch alle Gegenstände, die gebraucht wurden, zur Stelle seien. Sie war ein aufopferungsvolles Mädchen. Herr Braun setzte seinen beson-

deren Stolz darein, sie möglichst in Verwirrung zu bringen. Immer schrie er nach Requisiten, die er im Augenblick gar nicht brauchte.

Die komische Alte kam auf eine neue Nuance. Sie hätte gern einen Angang im Walzertakt gehabt. Ich lege dann drei Culs ein, erklärte sie wichtig, und schminke mich sehr rot. Die letztere Verheißung klang bei ihrem kupferigen Gesicht recht ermutigend und verheißungsvoll.

Herr Bensen, der Besitzer des Hauses und Direktor des Varietés ward zum ersten Male auf der Generalprobe sichtbar. Er lief nervös durch alle Räume und sah, ob schnell und präzis gearbeitet wurde. Es war ein hagerer, pockennarbiger, blonder Herr mit bartlosem Gesicht. Wie viele der großen Varietéleute hatte er englische Schulung in seinem Berufe durchgemacht. Darum fluchte er auch immer englisch, wenn er einer Sache den rechten Nachdruck verleihen wollte, und ein schlimmeres Schimpfwort als „grinning ape" (grinsender Affe) kannte er nicht. Wie ein Windhund jagte der magere Mann über die Bühne, zu den Arbeitern, zum Beleuchter, sprach plötzlich mit dem Kapellmeister und war dann wieder beim Feuerwehrmanne, der irgendeinen Schleier beanstandete. In vierundzwanzig Stunden mußte er die Arbeit für einen halben Monat leisten bis zum nächsten Programmwechsel, und ein Programm entschied für das Geschäft eines halben Monats. Tausende standen auf dem Spiele. Alle diese verschiedenen Turner, Springer, Schauspieler, Sängertruppen, Akrobaten, Kraftmenschen, chinesische Gaukler mit ihren Impresarios und Direktoren hatte er teils nach eigener Ansicht, teils auf die Empfehlungen von Agenten „nach dem guten Gefühl hin" engagiert. Zwei neue Sachen kreierte er sogar, einen neuen Akrobatentrick

und die kleine einaktige Komödie mit Minna Meister — Betsy Faithfull als Star. Der Tag der Generalprobe sollte zeigen, ob alles richtig gedacht war.

Für den Beifall mußte am Abend das Publikum sorgen.

Dem hastigen Varietédirektor blieb ständig eine kleine französische Chansonette auf den Fersen, doch der Direktor ließ sich nicht beirren und das schwarze Persönchen mit aufgelösten Haaren und gerötetem Gesichte redete und redete, während es wie ein Wiesel hinter ihm herlief. Die anderen Artisten folgten ihr mit finsteren Blicken. Papa Knappstein näherte sich German und sagte: „Da schauen's die Mademoiselle Toutou. Sie will in der Mitte des Programms stehen, nicht am Anfang. Aber sie war schon beim Engagement für den Anfang gebucht. Nun will sie Bensen herumkriegen. Aber sie wird was erleben, lassen sie ihn nur einen Moment Zeit haben, sie wird was erleben! O i weiß schon Bescheid!"

Wieder jagte der Direktor über die Bühne; soeben hatte er mit dem Theatermeister gesprochen, da stand er schon wieder mitten im Parkett.

„Alles fertig?" fragte er den Kapellmeister. — „Fertig!" erklang es aus dem Orchester. „Anfangen!" rief Bensen und unter den flüsternden, tuschelnden Menschen, die sich teils im Kostüm, teils in Mänteln oder auch in Probeanzügen unten im ungewissen Dunkel des Parkettes drängten und auf die Szene, die einen orientalischen Prunksaal darstellte, hinaufstarrten, trat Stille ein.

Nur die scharfe Stimme der französischen Chansonette war hörbar: „Monsieur Bensen, il n'est pas du tout possible, je vous ai dit, pas du tout, du tout, du tout —"

Da wandte sich Bensen um, musterte die kleine, zierliche Person mit einem verächtlichen, tückischen Blick und brüllte: „O you grinning ape!“

So verblüffend wirkte dieses heftige Wort, daß alle von ihren Sitzen aufstanden und sich vorbeugten, um den Direktor und die Französin zu sehen. Dann aber begannen zwei englische Clowns zu klatschen. Escadillio, der Jongleur und die Schulreiterin, die bereits im roten Frack, schwarzer Samtmütze und praller, weißer Lederhose in den Kulissen stand, lachten mit, und mit bester Laune aller Beteiligten außer Mademoiselle Toutou begann die Generalprobe.

Zuerst traten fünf Dancinggirls der Snidertruppe auf, kleine halbreife Mädchen mit blaßblauen Babyanzügen, eine ewig wiederkehrende Nummer des Varietés. „Sehen Sie,“ sagte Knappstein zu German, „die Sniders in London haben eine Massenfabrik von diesen Truppen, vielleicht dreihundert. In jeder Preislage werden sie verschickt. Sie haben in allen Staaten ihre Pensionen, in denen sie die Mädels unterbringen. So ein Chormädel kriegt außer dem Unterhalt und der Reise vielleicht zwanzig Mark Taschengeld den Monat. Die ganze Truppe kommt dem Manne etwa auf achthundert Mark zu stehen, und für fünfzehnhundert gibt er sie gern her, oft auch billiger. Hat er schöne Mädchen zusammen, dann macht er eine Extratruppe wie die Barrissons. — Is 'n Geschäft! Nicht? O i weiß schon Bescheid!“

Ein Komiker löste die Dancinggirls ab. Er war langweilig wie die meisten Komiker auf der Generalprobe, da er sich nicht an dem Gelächter und dem Beifall der Zuschauer erhitzen und steigern konnte. Mr. Horseripper mit den vierzig Terriers beschloß den ersten, sehr kurzen Teil.

„Unsere Nummer beginnt!" sagte Knappstein und begab sich mit German auf die Bühne. Plötzlich im Gange machte Knappstein halt: „Ja, aber Mensch, rief er, wollen Sie denn Ihren Frack nicht anziehen?"

„Hier ist mein Frack," gab German sehr blaß zur Antwort und zog aus der Tasche ein Bündel Pfandscheine, wählte einen heraus und übergab ihm dem Herrn Direktor Knappstein.

Fassungslos wankte der an die Wand: „Was heißt das," stammelte er.

„Ich hab' ihn in Berlin nicht auslösen können," lautete die Antwort. „Aber wenn Sie mir das Geld geben, setze ich mich auf die Bahn, fahre nach Berlin, löse ihn aus und komme mit dem Nachtzug zurück."

Knappstein klatschte in seine Hände. „Schohspieler! Schohspieler!" stöhnte er. „Wer hat so etwas schon erlebt! O i weiß Bescheid! — Na, kommen Sie."

Kopfschüttelnd ging Knappstein voraus, German folgte ihm.

Im Garderobengange trafen sie Minna Meister in einem eleganten weißen Schlafrock, geschminckt und gepudert und frisiert. „Wollen Sie ohne Kostüm probieren?" fragte sie German hastig.

„Wissen Se, was der Herr German am Abend anzieht?" fragte Knappstein.

„Frack!" gab Minna Meister kurz und geschäftsmäßig zurück.

„Na — das hier, das als Feigenblättle, ist das nicht originell —" und er zeigte ihr den Pfandschein.

Sie biß die Lippen und schaute mit gesenktem Kopfe German von unten her an. „Daß Sie Schulden haben," sagte sie, „ist keine Schande, daß Sie mir aber die Probe

verderben, das ist eine Gemeinheit!" Damit wandte sie ihm den Rücken.

Knappstein sah den jungen Mann an. „Recht hat sie," sagte er, „recht! Also Sie werden nachher umgehend nach Berlin reisen — nein — ich fahre selbst hinüber, das wird besser sein. Ihnen ist alles zuzutrauen!"

Bensen kam vorbeigeschossen: „Fangen Sie noch nicht an?" fragte er.

„Sofort!" erwiderte Knappstein.

Bensen faßte ihn am Westenknopf. „Die Meister sieht gut aus," sagte er, „aber mein Wort darauf, die beiden Couplets mißlingen! Eine Schauspielerin kann das nicht! Das kann nur eine echte Soubrette."

„I weiß schon Bescheid!" erwiderte Knappstein, „aber wir werden sehen! Sie kennen ja die Meister nicht!"

„Hoffen wir das beste! Ich glaube an nichts!" damit eilte Bensen wieder hinab.

Die Klingel ertönte: Germans Szene mit Minna Meister begann! Nach den ersten Worten wurde sie unterbrochen durch den Ruf Bensens: „Herr, wollen Sie am Abend auch so auftreten!?"

Ruhig erwiderte German: „Herr Direktor, mein Frack ist beim Schneider und wird aufgebügelt!"

Die Probe nahm ihren Fortgang. Minna Meister war zornig, behandelte German miserabel, spielte aber in ihrer Aufregung herrlich, fand Nuancen, die sie nie zuvor gehabt hatte.

Das erste Couplet kam. Ein blödes Gedicht mit einer banalen Melodie. Es war ein Sektlied, dessen Refrain lautete: „Nur ein kleines Spritzerchen, ein Spritzerchen, juchhe!" Ohne Soubrettenallüren, aber mit Schalkheit und Schelmerei sang die Meister ihre Verse. German, der

die Gegenstrophen zu singen hatte, kam sich wie von Holz vor. Unten erscholl spontaner Beifall. Knappstein winkte ab und sagte: „Es ist besser, Herr German, wenn Sie nicht mitsingen. Die Meister allein macht es besser!"

German biß sich die Lippe. Die Freundin sah, daß es ihn bekümmerte und flüsterte ihm zu: „Was schadet denn das." All ihr Zorn war verflogen, sie gab sich mit vollendeter Liebenswürdigkeit. Zum Schlusse, wo sie das elektrische Licht auszumachen hatte, mußte sie ein zweites Couplet singen, ein travestiertes Schlaflied. Sie gab German einen Kuß, der kein Theaterkuß war, und sang die Strophe mit Zärtlichkeit, so daß unten wieder geklatscht wurde.

Bensen kam heraufgefegt. Er schloß Minna Meister in die Arme und wollte sie nicht wieder loslassen. „Sie sind die größte Soubrette, die ich je gehört," rief er mit Stentorstimme. „Sie müssen beim Varieté bleiben. Sie verdienen Tausende."

Da schob sich Papa Knappstein dazwischen, klopfte die Gerühmte mit Wohlgefallen auf den Rückenausschnitt und sagte: „Sie hat Ehrgeiz, Herr Direktor, sie hat Ehrgeiz! An die Burg will se! Und wird auch an die Burg kommen!"

Bensen nickte. „Ich verstehe mich darauf," sagte er. „Ich war selbst mal bei der Kunst. Habe als Bonvivant angefangen und bin dann ins Varieté geraten. Von der Schule bin ich durchgebrannt und dann im Lande herumgezogen. Wer Theaterblut hat, kann ohne Theater nicht leben! Aber ich sage Ihnen, Fräulein Meister, das Varieté hat eine größere Zukunft, als Sie vielleicht meinen. Buntheit ist alles, was die Menschen verlangen, Buntheit, Leichtigkeit und Schönheit! Zigeuner wollen sie sehen,

aber keine Hofschauspieler! Darin beruht die Zukunft des Varietés!"

Diese Worte wurden mit fatalistischer Zuversicht ausgesprochen und gruben sich bei der gespannten Stimmung des Tages fest in Germans Gedächtnis.

Während er noch beiseite stand, nachdachte und beobachtete, zog ihn Minna in die Mitte des kleinen Kreises und fragte: „Hat er seine Sache nicht gut gemacht?"

Bensen schüttelte ihm die Hand. „Oh, es war gut, aber wenn ich Ihnen einen Rat geben soll, Herr German, spielen Sie keine Liebhaber! Sie sind zu charakteristisch! Sie müssen kleine Charakterrollen und später vielleicht große spielen, als Bonvivant dringen Sie trotz Ihres Könnens nicht durch!"

„Er hat es aber brav gemacht!" sagte Papa Knappstein, der nicht gerne durch einen anderen seine Truppenmitglieder herabsetzen ließ.

Doch Bensen eilte wieder in das Parkett hinab. Die Probe nahm ihren Fortgang, die nächste Nummer begann, die chinesische Gauklertruppe trat auf.

* *
*

Der Premierenabend war herangekommen. Knappstein, der hundert Premieren jeder Art, als Sänger, als Schauspieler, als eigener Direktor, als Dramaturg, als Truppenleiter durchgemacht hatte, zeigte sich am nervösesten. Bensen fuhr wie ein blasses Gespenst durch das Haus. Bei jeder Nummer zitterte er und den Beifall schätzte er ängstlich ab wie ein Geizhals seinen Goldhaufen.

Aus den Garderoben wurde nach dem Friseur, nach den Garderobieren, nach Theaterdienern gerufen. In den

Gängen standen die Jongleure, die Akrobaten, die Clowns kostümiert.

Als die Dancinggirls auftraten, liefen die bunten phantastischen Gestalten in die Kulissen, starrten auf die Szene und suchten einen Blick ins Publikum zu werfen, um zu spüren, wie die Stimmung unten sei. Der Theatermeister kam schwitzend daher gerannt, strich sich über seinen Schnauzbart und schrie: „Gassen frei!" Unsanft packte er die rotbefrackte Schulreiterin von hinten an den Hüften und schob sie zur Seite. Aus einem dunklen Verschlage erscholl das leise Kläffen der nervösen Forterrier, die Sir Reginald Horseripper zu beruhigen suchte. Endlich war die Nummer der Dancinggirls zu Ende, das Publikum klatschte und der Vorhang wurde nach den Direktiven des Theatermeisters aufgezogen. „Auf!" rief er, „Herunter!" rief er, „Auf!" rief er und suchte so dem Publikum einen möglichst starken Beifall zu suggerieren. Als die Dancinggirls abgetreten waren, stürzten sich die Theaterarbeiter mit Windeseile auf die Bühne, blitzschnell ging ein anderer Prospekt herunter, kamen andere Kulissen, verwandelte sich die Beleuchtung, und der grüne Scheinwerfer trat in Tätigkeit. Die Musik spielte einen Zirkusmarsch, der Vorhang ging hoch und Reginald Horseripper stürmte peitschenknallend in Frack, Eskarpins, kleinen Lackschuhen, begleitet von seinen vierzig Forterriern, auf die Bühne.

Selbst des phlegmatischen Darstellers der Väter und Ehemänner hatte sich die Erregung der Premiere bemächtigt. Seine breiten Hände zitterten. Die komische Alte hatte alle Bosheit und Streitsucht vergessen. Sie stand am Platze und wartete auf das Stichwort. Heidylämmle trippelte vor Erregung, Herr Philippsohn sagte seine zehn

Worte unaufhörlich vor sich her, German war gefaßt, und Minna Meister zeigte die Haltung der Schauspielerin, die entschlossen ist, mit ihrer Rolle zu sterben. Alle Gesichter trugen den halb wahnsinnigen, halb fanatischen Ausdruck, der die der Bühne Verfallenen kennzeichnet. Die Musik rüttelte alle Nerven auf. Dicht an den Kulissenrampen, die sich innerhalb der Walddekoration an beiden Seiten als Lichtsäulen emporreckten, standen die Schauspieler neben den anderen Artisten und beobachteten die Arbeit der Forterrier. Jede Beifallsbezeugung steigerten den Mut und die Sehnsucht, auch hinauszugehen.

Philippsohn wurde es vor Aufregung übel. Ein Bühnenarbeiter reichte ihm einen Napf und ein Stärkungsmittel. Aber aus der Gasse, in der er stand, war er nicht fortzubekommen.

„Schade, wenn einer das Temperament hat und nicht das Talent," sagte Knappstein zu Minna Meister. „Schade!"

German trat neben ihn. Knappsteins Augen glitten über den gut sitzenden Frack des jungen Schauspielers. „War 'n Geschäft, den auszulösen. Beinahe wäre es nicht mehr gegangen! — Na, spielen Sie wie 'n junger Gott und alles soll verziehen sein! — Hätten Sie es drei Tage früher gesagt, wäre es mit der Post ebenso schön und billiger gegangen! Hat einer Worte! Muß sich der eigene Direktor zum Dienstmann machen, damit der Herr Liebhaber nicht mit dem Pfandzettel bekleidet auftritt!"

Aber keiner hörte auf diese Worte Knappsteins, jeder war mit sich selbst beschäftigt, mit dem Rennen des Abends.

Der letzte Teil der Hundenummer kam.

„Sind alle Requisiten zur Stelle, Heidylämmle?“ schrie Knappstein.

Das Mädchen nickte.

Die komische Alte entfernte sich.

„Wo wollen Sie hin?“ schrie Knappstein.

Sie aber ließ sich nicht halten, sondern verschwand.

Knappstein schüttelte den Kopf: „Die ältesten Rösser, und doch nervös.“

Die komische Alte kam wieder. Knappstein lächelte, da fuhr sie ihn an: „Ich habe mein Amulett vergessen, ein silbernes Armband, das ich seit meiner ersten Premiere trage. Mein Amulett! Es hat mir immer Glück gebracht! Dreimal klopfen und spucken!“ Das sagte sie mit der ernsthaftesten Miene, obwohl sie selbst der lebendige Gegenbeweis ihres Aberglaubens war.

Knappstein wurde ernst und stimmte ihr bei: „O i weiß schon Bescheid!“

Der Vorhang fiel, ging hoch, fiel, ging hoch und der Hundedresseur pfiff. Da kamen seine vierzig Forterrier und stellten sich auf Stühlen und einem Tisch zu einer Gruppe auf, die bengalisch beleuchtet wurde. Die weißen Hundeleiber bildeten Buchstaben und ein Wort: Dank!

Das Publikum raste.

„Dagegen ist schwer aufzukommen,“ sagte Knappstein betrübt. „Na, es ist Pause, fünf Minuten Pause, das macht viel aus.“

Der Boden wurde gereinigt. Knappstein sah, ob alles richtig stand und lag. Die letzten Minuten vor dem Auftreten krochen langsam dahin, dann klingelte es zum ersten Male.

Wie durch dicke Wände hindurch hörte es German. Er nahm seine Stellung mit Minna Meister ein, es klingelte

zum dritten Male, und der Vorhang ging hoch. Nach der ersten Replik waren beide frei.

„Sie sind zum Küssen, die beiden!“ rief Knappstein, der in der Kulisse stand. „Zum Küssen! Teufel, das Temperament hätte ich dem kleinen German gar nicht zugetraut. Wie er aus sich raus geht! Steckt schon was drin! Steckt schon was drin, o i weiß schon Bescheid!“

Das Walzercouplet schlug durch! Das ganze Publikum sang den Kehrreim mit. Knappstein rieb sich die Hände: „Ne große Nummer! Ne große Nummer!“ Die komische Alte ging vorbei. Das alte Theaterblut in ihr hatte gesiegt.

Philippsohn stürzte auf die Bühne. Er konnte kein Wort in seiner Aufregung herausbringen, und German sprach das, was er zu sagen hatte. Als er von der Bühne abgegangen war, brach er ohnmächtig zusammen.

Der Heldenväter- und Ehemannspieler trat auf. Er war komisch vor Aufregung, da er sein gewöhnliches Phlegma vergaß. Aber er wirkte gut. Das Publikum hielt seine Unbehilflichkeit für einen Effekt.

Das Schlummerlied riß wieder alle hin. Zwanzig Male mußte der Vorhang gehen. Minna Meister erhielt Blumen und Kränze. Knappstein gebärdete sich, als hätte er eine Kulturtat vollbracht. Das krachende Bravo blies ihn auf. Er ging wie ein Pfau und sagte überhaupt nur noch: „O i weiß schon Bescheid!“

Heidylämmle wurde fast hysterisch vor lauter Freude. Weinend fiel sie Minna in die Arme. Diese allein bewahrte ihre gewöhnliche Sicherheit. Sie war nüchtern wie in den gewöhnlichen Stunden ihres Lebens. Jetzt, nach dem Rennen empfand sie gar nichts mehr. Ihre gesunde Natur sträubte sich gegen diese nachträgliche Uebertreibung.

German stand wieder abseits, bis sich Minna Meister seiner annahm. Sie ging auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand: „Hat er es nicht brav gemacht!“ Knappstein riß den jungen Schauspieler an die Brust und sagte: „Ein Staatskerl, ein Staatskerl! Und wie ihm der Frack sitzt! Aber ich will die Reise vergessen und werde Ihnen die Kosten nicht von der Gage abziehen.“

Von der gemeinsamen Feier im Café des Theaters, zu der Bensen alle eingeladen hatte, machten sich Minna Meister und German so bald als möglich frei. Knappstein wollte ihnen freilich einige „berühmte“ Leute vorstellen, den berühmten Agenten Muscatelli, den berühmten Direktor Kober aus Hamburg, den berühmten Bauchredner Choronsek, aber sie entrannen dieser Gesellschaft, da sie beide allein sein wollten.

Sie fuhren zu „Lucke“ und Minna Meister bestellte ein kleines Mahl von Austern, Kaviar und Beefsteaks. Dazu ließ sie St. Perray Mousseur, einen roten Burgunder sekt kommen, den sie nach Premieren bevorzugte.

Sie sah German zärtlich in die Augen: „Habe ich dich sehr gequält?“ fragte sie ihn. „Ich kann aber nicht anders, ich verstehe bei Proben und bei Aufführungen keinen Spaß. Es ist vielleicht pedantisch, aber ich kann nicht anders.“

In diesen Worten lag die ganze frauliche Güte ihres Wesens. German wurde davon ergriffen, nahm ihre Hand, die noch heiß war von der Erregung des Abends, und küßte sie.

So saßen sie beide zusammen, ohne viele Worte zu machen, aßen, tranken, schwiegen und verstanden sich.

Langsam nur erwachte das Bewußtsein wieder in diesem ruhigen Raum mit den weißgedeckten Tischen, auf de-

nen Blumen prangten, Kristall und Silber blinkte. Lautlos kam und ging der Kellner.

Plötzlich stieß Minna Meister ihren Begleiter mit der Stiefelspitze an. Er wandte sich um. Herein kam der Spieler der Väter und Ehemänner, der, ohne sie zu bemerken, in einer Ecke Platz nahm und sich Rotwein bestellte. Er schaute weltverloren in sein Glas und begann, als der Oberkellner bei ihm zu tun hatte, mit diesem ein Gespräch.

Minna Meister ließ ihn an ihren Tisch bitten.

Er kam verlegen und setzte sich ratlos und schuldbewußt, als ob er auf einer Sünde ertappt wäre.

„Was tun Sie hier?" fragte Minna Meister und reichte ihm selbst eine Schale St. Perray.

Langsam taute Herr Braun auf. Er erzählte, er wäre als junger Mann Kellner gewesen, bis ihn das Unglück in ein Theatercafé geführt habe. Dort hätten die Herren und Damen ihm öfters Billette gegeben. Unglücklicherweise hätte er am Theater Gefallen gefunden und hätte nicht eher geruht, als bis er auch mitspielen durfte.

Er schloß seinen Bericht traurig: „Niemals habe ich je soviel verdient als damals, wo ich Kellner war. Jetzt kann ich nicht mehr zurück. Aber von Zeit zu Zeit muß ich in ein anständiges gediegenes Lokal, wie dieses hier, gehen. Da trinke ich eine halbe Flasche Rotspohn und fange ein Gespräch mit dem Oberkellner an. Und ich denke mir: „Wenn du mich auch bedienst, mit mir würdest du nicht tauschen. Und ich denke dann so nach, wie der Mann nach fünfzehn Jahren sich ein nettes, kleines Hotel pachten kann, oder auch ein großes, wenn er geschickt war, und wie er es so bequem und sicher hat. Tja — tja — und dann gehe ich doch wieder zurück in den Hanswurststall.

So etwas, wie heute abend, erlebt man im Restaurant doch nicht!"

In dieser Stimmung verharrte der dicke Mann und ward nach dem zweiten Glase Sekt so unleidlich sentimental, daß sich Minna Meister und German bald entfernten.

Als sie sich im Wagen wieder fanden, suchten sich ihre Lippen. Sie mochten nicht voneinander lassen. Die Nervenreaktion nach der Spannung der letzten Tage setzte ein.

* *
*

Ein heftiges Pochen weckte German am späten Vormittag nach der Premiere. Unwillig drehte er sich im Bett auf die andere Seite: denn er war durchdrungen von seiner Schauspielerberechtigung, sich nach den Anstrengungen der Premiere auszuruhen. Allein es klopfte abermals hart und Knappsteins Stimme ließ sich in flehendem Ton hören: „Herr German, ich bitte Sie, ich muß Sie dringend sprechen!"

German sprang auf, zog die Hose an und ließ den Direktor in das kleine, von Schlafdunst erfüllte Zimmer treten, in dem die Kleider und Wäschestücke auf dem Fußboden zerstreut umherlagen.

Knappstein rief erregt: „Ich muß Sie sprechen! Allein komme ich auf keinen Ausweg. Sie sind ruhig und vernünftig, Sie werden mir raten!" Mit diesen Worten ließ er sich schwer auf dem Bett nieder, während German eine Jacke anzog und sich auf den einzigen Stuhl im Zimmer am Fenster setzte.

Der junge Schauspieler beobachtete Knappstein, der mit rotem Gesichte und stieren Augen nach Atem rang. Den grauen Filzhut hatte er in den Nacken geschoben und

beide Arme stützte er auf die silberne Krücke seines spanischen Rohres.

German fühlte sich stark in seiner Selbstbeherrschung und Ruhe. Er witterte eine Chance oder wenigstens eine Bereicherung seines Erfahrungsschatzes, an dem er ängstlich sparte wie ein Geizhals.

„Denken Sie sich a—n," rief Knappstein, während er mit seinem Stock auf den Boden stieß und heftiger als je mit dem Kopfe zitterte, denken Sie sich an, dieser Bensen! Was habe ich mit dem für einen Aerger gehabt!" Knappstein rang nach Luft, stieß wiederholt mit dem Stock auf den Boden, seine dunklen Augen quollen aus dem Kopf und irrten hilfesuchend im Zimmer umher.

German sprach kein Wort. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß Menschen mehr sprechen, sich mehr verraten, sich mehr gehen lassen, wenn sie nicht unterbrochen werden. Er sah darum Knappstein nur teilnahmsvoll an.

Der Direktor begann von neuem: „Wir haben doch einen Erfolg gehabt! Einen schönen Erfolg! Auch die Zeitungen berichten über einen Erfolg. Nun frage ich Bensen heute, ob er das Engagement verlängern wird. Ich hatte mit ihm auf vierzehn Tage abgeschlossen, wie das immer so üblich ist, wenn man eine neue Nummer macht. Verlängert er, so wissen alle die anderen Varietédirektoren, daß die Nummer eine richtige Nummer ist, und ich erziele höhere Engagements. Das weiß Bensen, und darum will er mich fast umsonst haben. Er will mir nicht mehr geben als er mir für die erste Hälfte des Monats gab, und auch das nur mit Vorbehalt. Er weiß, er kann mir das ganze Geschäft ruinieren. Nun habe ich ein Telegramm erhalten, ob ich in vierzehn Tagen nach Bremen gehen will . . . ."

„Warum gehen Sie nicht nach Bremen?" fragte German.

„O i weiß schon Bescheid!" erwiderte Knappstein, und strich sich seinen gefärbten Schnurrbart. „Der Bremer ist nur vorgeschickt von den anderen, um zu wissen, ob mich Bensen behält. Der Bremer hat Beziehungen zu Hamburg und Düsseldorf und Leipzig. Wenn ich jetzt Bremen annehme, so werde ich im Monat um zwei- bis dreitausend Mark gedrückt. Ich muß hier bei Bensen vier oder sechs Wochen bleiben. Die Dauer schafft am Varieté den Erfolg. Dann kann ich im „Artisten" annoncieren: ‚Die Knappsteinsche Truppe ist wegen ihres sensationellen Erfolges in ‚Daisy' für vier Wochen in Hannover verpflichtet, und damit ist mein Geschäft gesichert. Ich kann Ihnen sagen, es war überhaupt ein Wagnis, daß ich jetzt in dieser schlechten Zeit im November etwas Neues auf den Markt brachte. Aber ich mußte es ja um jeden Preis tun. Für die zweite Januarhälfte bis zum Mai war ich in mehreren süddeutschen Städten mit einer Operette gebucht, die ich im letzten Mai in Wien mit Erfolg herausbrachte. Leider ist mir die Soubrette mit dem Liebhaber davongegangen. Wo sollte ich in der Eile einen Tenor und eine Soubrette hernehmen. Tenöre und gute Soubretten werden immer rarer. Nun kennen mich die süddeutschen Varietédirektoren und wissen, der Knappstein bringt immer etwas Gutes. Sie haben mir gestattet, ihnen für die Operette den Einakter zu bringen. Aber sie suchen mich im Gelde zu drücken, wenn der Einakter nicht einen sehr guten Erfolg hat. Jetzt vom November bis Januar bin ich spielfrei und muß nun sehen, daß es wirklich ein Erfolg wird. Das ist eine Zwangslage, die Bensen kennt. Ich überlege nun und grüble,

wie ich von ihm den Kontrakt mit der Verlängerung und anständiger Gage bekomme. Einen Kontrakt, den ich zeigen kann! Ich habe mir gedacht, ob Sie nicht zu Benjen gehen können und ihm sagen, ich hätte Sie nur auf Probe engagiert, vierzehn Tage und Vertragsverlängerung versprochen und mich heute geweigert, eine Entscheidung zu treffen. Fragen Sie nun Benjen, ob die Truppe die nächsten vierzehn Tage noch spielt. Sie hätten die Möglichkeit, in Köln oder in Aachen, oder wo Sie wollen, für einen kranken Kollegen einzuspringen, und das könnte für Sie zu einem Theaterengagement führen. Vielleicht bestimmt das Benjen, etwas aus sich herauszugehen."

German sagte: „Ich will darüber nachdenken, doch zuerst will ich mich waschen, dann können wir weiter darüber sprechen." Und er ging zur Waschschüssel und gebärdete sich so, als ob sich Knappstein nicht im Zimmer befände. Er konnte sich eines Gefühles der Verachtung gegen diesen Mann nicht erwehren. Ihm erschien es als taktischer Fehler, daß ein Direktor sich mit einem Mitglied seiner Truppe in Verbindung setze. Als er sich fertig angezogen hatte, sagte Knappstein, der mit seinem Stocke auf dem Boden herumtrommelte: „Wissen Sie German, ich möchte auch einmal mit der Meister darüber sprechen. Sie ist eine kluge Frau, vielleicht weiß sie einen Rat."

Der junge Schauspieler dachte bei sich: „Warum spricht er nicht auch mit Braun und Philippsohn und der komischen Alten?" Laut aber sagte er: „Wie Sie wünschen, Herr Direktor." Und er ging mit Knappstein über den Gang und klopfte bei Minna Meister an. Ihre klare, fröhliche Stimme erklang: „Herein!"

Die beiden traten in das Zimmer, das bereits gelüftet und gesäubert war und mit den grünen Möbeln und Oeldrucken an den Wänden einem bürgerlichen Gastzimmer glich. Sie sahen Fräulein Meister im Straßenkostüm angekleidet am Fenster sitzen und mit flinken Fingern an einem seidenen Kostümrocke nähen. Zeugfetzen und Stoffteile lagen am Boden. Auf dem Tische war zahlreiche Post aufgestapelt. Alle Vasen des Zimmers waren mit Blumen gefüllt.

Minna deutete lachend mit der Schere auf den Papierpack und sagte: „Die Ernte des gestrigen Abends. Die kleinen Provinzdirektoren beginnen, sich um mich zu reißen. Auch kann ich, wenn es mir paßt, mit fünf Herren soupieren. Einen Blumenhandel werde ich mir ohnehin anlegen."

„Ich sage doch, es ist ein Erfolg!" rief Knappstein. „Ein großer Erfolg! Ein handgreiflicher Erfolg!" Dann ließ er sich in einen grünen Plüschsessel fallen und während Minna ruhig weiterschneiderte, betete er seine ganze Litanei noch einmal herunter und fragte Minna, ob sie es für angebracht hielte, Bensen durch German sondieren zu lassen.

Minna schüttelte den Kopf: „Nein," sagte sie. „Das führt zu nichts. Wenn German sich an Bensen wendet, so riecht er Lunte. Das Gescheiteste wäre natürlich, abzuwarten. Er muß es ja merken, ob wir ziehen oder nicht. Im übrigen will ich die Angelegenheit in die Hände nehmen, ich werde von Bensen schon herausbekommen, was er zu tun gedenkt. Das ist meine Sache."

Zitternd vor Freude und Erregung erhob sich Knappstein, klopfte Minna Meister auf die Schultern und rief: „Sie sind goldig, daß Sie das für mich tun wollen, das

will ich Ihnen immer danken!" und er schüttelte dem Fräulein die Hand und lief hinaus.

German stand mit zusammengebissenen Zähnen in der Mitte des Zimmers. Er ärgerte sich. Seine Augen ruhten feindselig auf Minna, aber er sagte kein Wort.

Sie sah nach einer geraumen Weile auf, schaute ihn ruhig an und fragte: „Nun, kleiner Erwin, was hast du?" Die Anrede „kleiner Erwin" gab German aufs neue einen Stich. Dieses Wort war ihr schon des öfteren, selbst vor den Kollegen, entschlüpft, die es für den jungen Schauspieler bereits als Spitznamen gebrauchten.

Leise und böse sagte er: „Auf welche Weise wirst du von Bensen erfahren, ob er uns vierzehn Tage länger dabehält oder nicht?"

„Das ist meine Sache," erwiderte Minna und beugte sich wieder über ihre Arbeit.

„Dir ist dein Erfolg in den Kopf gestiegen."

„Du bist eifersüchtig, kleiner Erwin."

„Ich bin nicht eifersüchtig, aber wie soll ich das auffassen, was du vorhin sagtest, du würdest es aus Bensen herausbekommen?"

„Hast du schon gefrühstückt?" fragte Minna Meister. German schaute sie betroffen an. Sie fuhr fort: „Aus dir spricht die Nervosität des Hungrigen. Frühstücke! Nachher wollen wir zusammen die Rolle des Philipp weiter durchgehen!"

German ging schweigend hinaus. Sein Selbstgefühl war gekränkt. Er war aufs tiefste in seinem Ehrgeiz, in seinem Stolze verletzt. Daß ihn Minna an seinen Hunger erinnerte, quälte ihn am meisten. Er wähnte darin eine versteckte Anspielung auf den Zustand, in dem er

sich noch vor zehn Tagen befunden hatte. Auch ihre Einladung zum Rollenstudium verletzte ihn. Er sah darin eine neue Demütigung. Sie wollte ihm zu erkennen geben, daß er schauspielerisch noch nichts sei. Die Mütterlichkeit Minnas erschien ihm als Bevormundung. Jetzt, nachdem der Druck der Premiere aufgehört hatte, entfalteten sich in ihm giftige Gedanken und Gefühle wie geile Pflanzentriebe unter der Einwirkung der Frühlingssonne.

Minna erhielt tatsächlich am Nachmittage von Bensen die Zusicherung, daß die Truppe zu den alten Bedingungen noch vierzehn Tage bleiben könne. Bensen begegnete ihr, schüttelte ihr herzlich die Hand und gratulierte ihr zu ihrem großen Erfolge. „Der Erfolg ist ja nicht so groß, wie Sie sagen, Herr Direktor Bensen. Unser Direktor Knappstein sagte heute morgen, wir müßten deshalb in vierzehn Tagen nach Bremen gehen." Bensen platzte heraus: „Knappstein ist ein alter Esel. Selbstverständlich kann er bleiben, aber er soll nicht unvernünftig sein. Ich kann ihn nur zu den alten Bedingungen nehmen. Ich habe mindestens ebensoviel Risiko gehabt wie er!"

Minna begriff sofort, daß Knappstein seine Forderungen überspannt hatte und mit seiner Theaterschlauheit gegen den kühlen, festen Norddeutschen nichts auszurichten vermochte. Sie riet Knappstein daher schriftlich, Bensen mitzuteilen, er akzeptiere die Verlängerung auf vier Wochen zu den alten Bedingungen und diese ganze Angelegenheit, die schwierig schien und nur durch die Phantasie aufgeblasen war, ward auf die einfachste Weise von der Welt beigelegt.

Es seien das typische Theaterschwierigkeiten, setzte Minna hernach German auseinander.

German hätte mit dieser Erklärung Minnas zufrieden sein können. Aber er gab es innerlich nicht zu, daß er unrecht hatte. Er sprach Zweifel aus, ob Minna wirklich alles auf so einfache Weise von Bensen erfahren hätte.

Dieser Zweifel in Minnas Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit wurde eines der Mittel, mit denen er sie ständig quälte. Denn es reizte ihn, daß sie unbekümmert und ehrgeizlos dahinlebte. Sie kannte nicht die Unruhe, die in ihm so stark war, daß er sich die eherne Maske gewählt hatte, um sie aufs sorgfältigste zu verhehlen. Sie war nie so entspannt, als wenn sie mit Menschen zusammen war, während in ihm alle Nerven vibrierten und er innerlich zitterte wie der Jäger auf dem Anstand.

Er suchte sie zu erschüttern und unsicher zu machen. Darum fragte er sie nach ihren früheren Erlebnissen mit Männern. Sie antwortete ohne Arg und sprach von ihren Erfahrungen wie von anderen Erfahrungen auch, denn sie war wie ein Naturkind von den Inseln der Südsee.

Er aber benutzte gelegentlich, was er von ihr erfahren, um sie bösartig zu sticheln oder zu necken. Er suchte sich an dieser Frau für ihre Ueberlegenheit zu rächen.

Sie nahm alles hin, als merke sie es nicht. Aber sie wehrte seine Zärtlichkeiten, die plötzlich wieder hervorbrachen, ab. So rieb er sich selbst in diesen Geplänkeln auf, ohne doch diese Frau demütigen zu können.

Es ärgerte ihn, daß sie nicht des Nachmittags mit ihm in das Theatercafé ging, sich öffentlich als seine Geliebte vor den Kollegen zeigte. Und er verspottete sie, weil sie es vorzog, sich das Mittag- und Abendessen selbst auf einem Spirituskocher zu bereiten.

Sie antwortete: „Früher, kleiner Erwin, hast du ganz gern bei mir gegessen. Aber ich sehe, du wirst schnell ein großer Herr!"

Dann wieder mäkelte er daran, daß sie sich alle Kleider selbst nähte.

Da erwiderte sie ihm: „Ich will nicht meiner Kleider wegen in die Abhängigkeit von Schneidern und später von Männern geraten. Es gehört zum künstlerischen Beruf der Schauspielerin, daß sie sich selbst ihre Garderobe schafft, und billig schafft! Ich will keine bezahlte Modellpuppe sein!"

Niemals vermochte er die Herrschaft über diesen Charakter zu gewinnen.

Das einzige seelische Band, das die beiden noch zusammenhielt, waren die Stunden, die Minna Meister dem kleinen Schauspieler gab. Wenn sie mit ihm Rollen studierte, streifte sie all das ab, was er an ihr kleinbürgerlich fand. Sie hatte die Gabe, sich unfehlbar in den Sinn von Sätzen und in den Geist einer Rolle einzufühlen. Sie konnte nicht sagen, warum ein Vers so gesprochen werden mußte, sie konnte nur sagen, daß er so gesprochen werden mußte. German lernte unmittelbar von ihr, wie er sein Organ zu behandeln habe, lernte Atemtechnik, Oekonomie und legte gemach die Untugenden seines österreichischen Dialektes ab, da ihn sein Ehrgeiz jeden Fehler dieser Frau gegenüber schwer empfinden ließ.

Ständig tadelte sie seine Gebärdensprache. Aber er begriff anfänglich nicht, was sie von ihm verlangte.

Da nahm sie ihn an einem der letzten Tage, da sie in Hannover waren, zu einer Probe einer amerikanischen Artistentruppe mit.

Es waren Jongleurturner, die in einer Barszenerie

auftraten. Einer war der Barkeeper, zwei waren Gentlemen in Frack und Eskarpins, die sich scheinbar nach einer Gesellschaft noch erfrischen, zwei kamen als Tramps in zerlumpten Kleidern, wieder drei andere spielten Reisende, einen dicken Mann, eine dicke Frau und ein kokettes Mädchen.

Die Szenen, die sich nun entfalteten, waren die üblichen komischen Gasthausszenen, erhielten aber ihren Reiz durch die seltsam groteske Art des Spieles und eine atemraubende Phantastik durch die plötzlichen Kraftstücke und die seltsame Körpergewandtheit der Artisten. Besonders zeichneten sich die Tramps und die beiden Gentlemen im Frack durch ihre Präzision, Mühelosigkeit und Leichtigkeit aus.

„Hier kannst du sehen, kleiner Erwin," sagte Minna Meister, „was ich unter Gebärden, was ich unter Gesten verstehe. Sieh dir diese beiden Kavaliere an und sieh dir diese beiden Strolche an. Eine jede Bewegung oder auch ihre Verzerrung kommt aus der Beherrschung des ganzen Körpers. Vor der Komik der beiden können all unsere Bühnenkomiker einpacken, und den Anstand der beiden anderen erreicht keiner unserer Bonvivants und Liebhaber."

„Ich möchte wissen, was Cantor dazu sagen würde," erwiderte German.

„Du hast noch kein Gefühl für Können und Kunst," sagte Minna Meister, „aber vielleicht wirst du später begreifen, was ich meine."

Sie ließ ihn stehen.

Er blieb und beobachtete weiter, und dunkel begann ihm aufzugehen, daß diese Exaktheit, diese Haltung und Selbstbeherrschung, die alles Unklare der Geste vermied

und die Bewegung steigerte und abkürzte, der Ausgang eines großen mimischen Stiles werden könne. Und er erinnerte sich, daß Minna Meister ihre Gebärden stehen ließ, wie sie sagte. Es fiel ihm ein, daß sie ihm Mangel an Mut vorwarf, wenn er die ausgestreckte Hand nicht einige Sekunden in der Luft ruhig festhielt, und er begann zu begreifen, wie festgefügt ihre Anschauungen von der Schauspielkunst waren, wenn sie sie auch nicht immer in Worten auszudrücken vermochte.

* * *

Die sterile Oede des Varietélebens, das nur dem Außenstehenden abwechselungsreich und romantisch erscheint, entfremdete German und Minna Meister mehr und mehr. Der Wechsel des Platzes bedeutet für den reisenden Artisten und für den Theatermenschen sehr wenig. Sie treffen in den ähnlichen, geschmacklosen Cafés ähnliche Menschen, die die gleiche Sprache sprechen und die gleiche Anschauung haben. Sie haben die gleichen Liebhabereien. Es kennen sich die gleichen Frauen und Männer. Nur die geschäftlichen Verhandlungen, die Depeschen, die Abgangszeiten der Züge bringen in dieses Dasein eine gelinde Aufregung.

Hundertfünfzig Abende spielte nun German mit Minna in demselben Stück und die Varietémoral ließ nicht den kleinsten Scherz, das kleinste Extemporé, ein Nachlassen oder mechanisches Spielen zu. Aengstlich saß Knappstein unten und beachtete jede Bewegung und prüfte jedes Wort. Minna erklärte, dieses wäre ein außerordentliches Training des Willens und der schauspielerischen Sicherheit. German verwünschte den Stumpfsinn dieses Daseins. Nie hatte er sich so sehr als Schau-

spielsklave empfunden wie unter dem Regime des liebenswürdigen alten Papa Knapp. Nach allem, was ihm Zerstreuung und Abwechslung bieten konnte, griff er. Er schloß sich eng an Philippsohn an, weil dieser auch von anderen Dingen reden konnte als von Artisten, Buchungen, Engagements und Clous.

Herr Philippsohn sah zu German mit Ehrfurcht auf. Es schmeichelte ihm, daß dieser, den er für ein schauspielerisches Talent hielt, freundschaftlich mit ihm verkehrte. Keinen Abend verfehlte er, nachdem er die zehn Worte seiner Rolle gesprochen hatte, German mit ernster Miene zu fragen: „Habe ich heute den Geist meiner Rolle recht erfaßt?"

German ließ sich von Philippsohn als Gegendienst in die Geheimnisse der Mode einweihen, die Herr Philippsohn als ehemaliger Abteilungschef in einem großen Konfektionshause beherrschte. Auf den Rat des ehemaligen Konfektionärs ließ er sich in Hamburg einen langschößigen Gehrock aus einem starken schwarzen Stoff machen. Dazu trug er großgewürfelte, grauschwarze Beinkleider, eine Samtweste, einen giftgrünen Schlips und einen Pariser Halbzylinder. Es darf nicht verschwiegen werden, daß er zu diesen Anschaffungen auch Herrn Philippsohns Kredit in Anspruch nahm, den dieser Herr sehr gern gewährte, weil er bei dem jungen schauspielerischen Genie das Geld als gute Anlage ansah.

Minna Meister freilich war verständnislos genug, ihren Freund auszulachen, als er das erstemal in diesem Aufzug vor sie hintrat. Plötzlich aber war ihre Laune umgeschlagen, und melancholisch und ernst sagte sie: „Kleiner Erwin, du entwickelst dich. Du machst Fortschritte, aber es sind nicht gerade die besten."

German benutzte diese Gelegenheit, um den Beleidigten zu spielen und Minna Meister einige Tage gänzlich zu meiden. Er war in Hamburg wieder mit der Sindertruppe der Dancing girls zusammengetroffen und eine der kleinen blauäugigen Engländerinnen hatte es ihm angetan. Er brauchte für das Mädchen viel Geld, da er mit ihr in den besseren Hamburger Lokalen soupierte, und mußte seinen Kredit bei Knappstein und Philippsohn ständig in Anspruch nehmen.

Außer der Zärtlichkeit des Mädchens profitierte er aber noch eine sehr wichtige Erfahrung. Als er sie eines Morgens in ihrer Pension besuchte, fand er sie am Toilettentisch damit beschäftigt, ihre Nägel zu manikuren. Sie sagte zu ihm: „Aou, das ist verry fine, daß Sie mich finden manicuring. Ich uollte Ihnen schon längst sagen, Sie sein zuar a great artist, but you aren't manicured," und sie legte mit der liebenswürdigsten Selbstverständlichkeit die Hände Germans, deren Fingernägel mit breiten Trauerrändern verziert waren, auf den Tisch und begann sie nach all den Regeln und den tiefen Finessen der Nagelbehandlungskunst zu verschönern.

Der Effekt dieser Uebung war, daß German sich noch am selbigen Tage für fünfzig Mark Gegenstände zur Nagelpflege kaufte und am Abend nicht das Geld hatte, um mit dem Girl auszugehen. Philippsohn war auch blank, und Knappstein, der wohl ahnen mochte, daß der junge Schauspieler abermals Gagenvorschuß verlangte, ließ sich nicht sehen. In seiner Verzweiflung ging German an diesem Nachmittage zum ersten Male seit acht Tagen wieder zu Minna Meister und war zart, aufmerksam und liebenswürdig.

Minna war in weicher Stimmung. Ausnahmsweise

war sie mit keiner Schneiderarbeit beschäftigt. Sie schien versonnen und verträumt, als ob sie etwas innerlich bewegte.

German merkte, daß er nicht direkt auf sein Ziel lossteuern könne, ohne die Frau zu verletzen, und es war ihm sehr peinlich; denn es war der letzte Abend, den er mit dem Girl zusammensein konnte, da das Mädchen am nächsten Tage, dem 16., mit ihrer Truppe nach Köln ging, während German noch weitere vierzehn Tage in Hamburg blieb. Freilich war Aussicht vorhanden, daß er die kleine Manicure in Nürnberg wieder traf. So war er ihr denn doch mindestens ein hübsches Souper schuldig. Darum waren ihm auch die Gefühle seiner älteren Freundin im Augenblicke völlig gleichgültig.

Minna Meister begann: „Es ist sonderbar, wie man im Leben alles wieder trifft und alles wieder treffen muß."

German dachte: „Sie soll mich mit diesen Gedanken zufriedenlassen."

Minna Meister fuhr fort: „Das Fürchterlichste ist, daß tausend Tage zwischen zwei Menschen eine größere Entfernung legen als zwischen Hamburg und New York."

„Zum Teufel mit ihren sentimentalen Phrasen," sagte sich German, aber er mußte still halten und nahm sich vor, sie unter fünfzig Mark nicht anzupumpen.

„Ich habe heute den Menschen getroffen," sagte Minna mit ihren tiefen Alttönen, „durch den ich zur Bühne gekommen bin."

„Wenn sie mir das doch nicht gerade jetzt erzählen würde," dachte German und beschloß, nicht unter fünfundsiebzig Mark zu borgen.

„Er ist jetzt Syndikus bei einer Bank, ist verheiratet und Vater von drei Kindern."

„Was braucht sie mir das so breit zu erzählen — —"

„Er ist ein richtiger Philister geworden."

„Bist du etwa etwas anderes?" —

„Er war ein junger Student und las mir in Güstrow in der Laube unseres Gartens den Faust vor."

German beschloß jetzt, hundert Mark zu pumpen.

„Ihm schwebte der Beruf des Schauspielers als der größte und edelste vor. Er war verstiegen, aber er meinte es ehrlich, blutehrlich. Cantor hat vielleicht mit ihm, wie er damals war, Aehnlichkeit. Er kannte den Direktor einer Wandertruppe, die ins Hannoversche ging. Meine Mutter kam hinter unsere Liebschaft. Es gab schreckliche Szenen, und in unserer Not sprangen wir beide bei der Schmiere ein! Wir erhielten zusammen hundertzwanzig Mark."

German war neugierig geworden. Wider Willen schwankte er zwischen der Gier, neue Stücke aus Minnas Leben zu erfahren und der Sehnsucht, schnell zu dem Girl zu kommen.

„Siehst du, kleiner Erwin, Mädchen zwischen dem achtzehnten und zweiundzwanzigsten Lebensjahre können außerordentlich genügsam leben," sagte Minna, „sie können von Luft und Liebe existieren, eine Leidenschaft hilft ihnen über sehr viel hinweg. Aber beim Manne ist es anders. Ein hungriger Mann ist nur ein halber Mensch. Alle bösen Instinkte erwachen. Es gibt eine Art von Othellos, deren Eifersucht ihren Grund in der ungenügenden Ernährung findet.

Dazu kam, daß mein Freund ein schlechter Schauspieler war, weil er sich zu viel vornahm. Er wollte nicht nur

seine Rollen spielen, er wollte sie eigenartig spielen, neu, unerhört! Und er beherrschte nicht einmal seine Mittel. Ueber das Können aller anderen Kollegen sprach er abfällig. Bald war er allgemein verhaßt.

Es war nur natürlich, daß wir nach fünf Monaten gänzlich ernüchtert voneinander gingen. Wir trennten uns in Güte und Freundschaft. Er kehrte in sein Vaterhaus zurück. Später schrieben wir uns noch manchmal. Ich erfuhr es, als er seinen Referendar, seinen Doktor, seinen Assessor machte. Ich bin bei der Kunst geblieben. Heute nun habe ich ihn nach dreizehn Jahren wiedergesehen. Er erkannte mich nicht. Wir saßen uns beide in der Pferdebahn gegenüber, und als ich ihn anredete, war es ihm peinlich.

Ich streckte ihm die Hände hin, er sah mich groß an, da sagte ich zu ihm: „Kennst du denn dein Meisterlein nicht mehr?" — Denn so nannte er mich damals.

Er sah sich scheu um, weil ich ihn duzte, und weil er Angst hatte, daß es jemand gehört haben könnte.

Darauf sagte ich sofort: „Ich freue mich, daß ich Sie in günstigen Lebensumständen wiederfinde."

Er erschien sehr erleichtert über das „Sie" und erzählte mir dann umständlich von seiner Frau und seinen Kindern, immer nur von seiner Frau und seinen Kindern, damit auch die anderen ja hörten, daß er von seiner Frau und seinen Kindern mit mir spreche. Dann schüttelte er mir die Hand, ja, und er warf mir sogar einen melancholischen Blick zu, aber weiter ging es nicht.

Es ist schade, daß ich ihn so wiedergesehen habe."

Minna versank wieder in Nachdenken und Schweigen. Sie schien sich mit Wehmut an ihren ersten Ausflug in die Welt zu erinnern, an diese Zeiten, da sie von der

Liebe und von hundertzwanzig Mark mit einem Manne gelebt hatte.

German sagte: „Verzeih', kannst du mir nicht hundertfünfundzwanzig Mark pumpen?" Minna sah ihn groß an.

Er fügte stotternd hinzu: „Es ist der Schneider, weißt du, er hat schon zweimal ins Theater geschickt. Ach! ich bedaure so, daß ich mir diesen kostbaren Anzug gekauft habe —"

Minna lächelte gutmütig, holte die erbetene Summe aus ihrem Portemonnaie, gab sie ihm in die Hand und sagte: „Nun, es kann ja nichts schaden, daß du dich ein wenig modisch kleidest, auf die Direktoren macht es jedenfalls Eindruck."

German empfand eine Art Rührung. Er fühlte eine Verpflichtung, bei Minna zu bleiben. Aber stärker zog es ihn zu der kleinen Engländerin. Er griff mit schuldbewußter Miene zu seinem Hut und sagte: „Ich will die Schneiderangelegenheit gleich in Ordnung bringen."

„Werden wir uns nach dem Theater sehen?" fragte Minna.

German machte ein hilfloses Gesicht, er fühlte sich gefangen. Die Freundin riß ihn aber schnell aus der Verlegenheit. „Nein," sagte sie, „ich bin heute keine Gesellschafterin für dich, geh' nur mit Menschen, die nett sind, die nicht melancholisch sind und nicht so alt sind wie ich."

„Aber du bist doch nicht alt!" rief German jauchzend, da er sich von seinem Alp befreit fühlte. Er umarmte die Freundin und küßte sie stürmisch.

Minna lächelte und sagte, Knappstein nachahmend: „O i weiß schon Bescheid!" —

* *
*

An einem der letzten Tage im April saß German zu Nürnberg im „Nassauer Keller" in einer Ecke unter dem uralten Gewölbe und schaute in den goldenen Wein seines Schoppenglases.

Der dämmrige Raum, in dem Weindunst die Luft sättigte, begann auf ihm zu lasten. Er wartete auf Minna Meister, die am Abend zuvor nach dem Spiele gesagt hatte: „Höre, kleiner Erwin, ich lade dich morgen zum Frühstück um 12 Uhr in den Nassauer Keller ein. Es ist so lange her, daß wir zusammen gefrühstückt haben, und am 1. Mai gehen wir auseinander."

Da war es German zum ersten Male ins Bewußtsein gekommen, daß er sich bald von der Freundin trennen müsse, und er sagte ein Rendezvous mit dem Dancinggirl, das er in Nürnberg wieder getroffen hatte, ab und fand sich um 12 Uhr im Nassauer Keller ein.

Seit den letzten drei Wochen, seitdem dieses letzte Engagement angetreten war, hatte über der kleinen Truppe Abschiedsstimmung gelegen. Knappstein lud die Mitglieder ein ins Gasthaus „Zum Kranich", in die „Sebaldusklause", in den „Mohrenkeller". Er ließ sich nicht lumpen und zahlte an solchen Abenden die Zeche. Von diesen Zusammenkünften hatte sich German freigehalten, da er zu sehr mit der kleinen englischen Tänzerin beschäftigt war.

Jetzt aber überfiel ihn plötzlich das zweifelhafte Gefühl der Trennung, das einen jeden Menschen überkommt, der sich aus gewohnten Verhältnissen löst. Die Unsicherheit des „Wohin nun weiter" begann ihn zu bedrücken. Pfalzburger hatte ihm Vorschläge gemacht, aber diese Engagements befanden sich rechts der Oder, und die

Gagen überstiegen für den Sommer nicht hundert und für den Winter nicht hundertfünfzig Mark.

Der junge Schauspieler hatte sich an das Geldausgeben gewöhnt. Herr Philippsohn hatte jeden Tag bei ihm zwei Stunden genommen, die Stunde zu drei Mark fünfzig. Die Hälfte wurde bar bezahlt und die andere Hälfte von den geliehenen Geldern abgerechnet. Auch diese Quelle würde nun aufhören zu fließen.

Er sah nach der Uhr. Es waren schon fünfundzwanzig Minuten über 12 Uhr, der erste halbe Liter war geleert.

Der Wein bewirkte, daß er alles bildhaft sah. Die trüben Zukunftgedanken begannen zu weichen, und er gedachte nur noch, wie schön trotz des langweiligen Einakters diese letzten sieben Monate am Varieté waren.

Von seinem Platze aus konnte er die Treppe, die auf die Straße hinaufführte, beobachten. Eine Dame in enganliegendem grauen Schneiderkleid kam langsam herabgeschritten. Da sie das Licht im Rücken hatte, konnte er ihr Gesicht nicht erkennen. Sie trug ein schwarzes Samthütchen auf dem Kopfe, das mit einem dichten schwarzen Schleier verhüllt war. Langsam schritt sie auf Germans Tisch zu. Er erhob sich unsicher. Da ertönte hinter dem Schleier die wohlbekannte Stimme: „Kleiner Erwin, sind wir uns schon so fremd, daß du mich nicht mehr kennst?"

Er erschrak und sprang hinter seinem Tische hervor, um der Freundin beim Ablegen zu helfen. Sie enthüllte die untere Hälfte des Gesichtes, so daß Auge und Nase wie von einem Visier bedeckt blieben. Frisch und rot leuchteten ihre Lippen, die die festen weißen Zähne sehen ließen. Ihre Wangen waren vom Frühlingswinde rosig gefärbt. Sie streckte ihre weiche, große Hand aus und sagte mit ihrer warmen, tönenden Stimme: „Guten

Tag!" Leise aber fügte sie hinzu: Du mußt heute sehr gut zu mir sein, kleiner Erwin."

German fühlte, wie ihm die Augen feucht wurden. Er sah, wie die Frau ihn betroffen anschaute, wie seine unerwartete Rührung stark auf sie einwirkte. Sofort benützte er diese günstige Position und spielte bewußt in ihr weiter. Mit melancholischem Gesichtsausdruck ließ er sich neben der Freundin auf der Bank nieder, noch einmal reichte sie ihm die Hand und sagte: „Wir wollen nett zusammen essen, wie damals, das erstemal im alten Ratskeller zu Hannover und dann wollen wir überlegen, was aus dir nun wird. Ich bin untergebracht. Mir hat Pfalzburger endlich das erwünschte Engagement in Berlin verschafft mit zehntausend Mark Gage im Jahr."

Der Kellner war inzwischen hereingetreten, und sachlich stellte sie ein kleines Essen zusammen, das ihrem Geschmacke alle Ehre machte. Sie befahl Kaviarbrötchen, Tournédos à la Rossini, Coupe Melba und dazu edlen Frankenwein aus dem Juliusspital.

German bewunderte die Freundin, die sich, ohne viel Aufhebens zu machen, das Engagement errungen hatte, nach dem sie seit langem strebte. Aber innerlich hatte er das Gefühl: sie hätte auch an mich denken können, Pfalzburger hätte ihr sicher den Gefallen getan.

Wortlos saß er eine Weile neben ihr. Er mochte nicht sprechen, und so beugte er sich über ihre ausgestreckte Hand und küßte sie zuerst auf den Handrücken, auf jeden einzelnen Knöchel, dann auf die Innenfläche zwischen jeden einzelnen Finger und zum Schluß jeden Nagel einzeln. Sie litt es auch, daß er einen Augenblick ihre Lippen berührte.

Plötzlich aber legte sie ihm ihren Arm auf die Brust,

drückte ihn ein wenig zurück und begann mit einem komisch strengen Gesichtsausdrucke: „Es geht nicht mehr so mit dir weiter! Du bist durch das Varietéleben innerlich herabgekommen. Du brauchst ehrliche, tägliche Bühnenarbeit und auch eine andere Freundin als mich, aber nicht etwa einen Quarck wie das Dancinggirl. Bitte — ich bin nicht eifersüchtig, ich bin ihr dankbar, sie hat sogar für deine Nägel gesorgt! — Denkst du, daß eine Frau das nicht merkt? Aber was hast du sonst von ihr! Vielleicht das kleine Eitelkeitsgefühl, hier in Nürnberg mit ihr zusammen — als Ausländer zu gelten? Basta! — Bitte, laß mich reden, ich könnte sonst wie der gute Knappstein sagen: ‚O i weiß schon Bescheid!'"

„Was du brauchst, ist eine Frau, die deine Phantasie fesselt. Ich mache dir nicht genug Szenen und Aufregungen, das ist es; doch aus dem Gröbsten bist du heraus. Du sprichst nicht mehr so ganz hoffnungsloses österreichisches Armeedeutsch, aber du mußt weiter kommen!"

Nachdenklich schaute sie in ihren Kelch, der mit dem goldenen, stark duftenden Frankenwein gefüllt war, setzte ihn an ihre vollen Lippen und trank einen kleinen Schluck. Dann begann sie von neuem schärfer, eindringlicher: „Ich habe mit dir verschiedene Rollen durchgearbeitet und traue es mir zu, einigermaßen zu wissen, woran ich mit dir bin. Hamlet und Romeo wirst du nie spielen können und den Mephisto und den Philipp kaum."

„Ja, was bleibt mir dann noch übrig?" fragte German trotzig und bitter.

Minna Meister lächelte: „Genug, mehr als genug. Du wirst einen trefflichen Wurm in ‚Kabale und Liebe' spielen, ebenso einen ausgezeichneten Kalb. Starke

Chargen und alte Männer, das ist dein Fach, und du mußt nur klug genug sein, um einzusehen, daß du in solchen Fällen ein Künstler bist, während du bei großen Rollen immer nur ein Macher bleibst. Du beobachtest scharf, du bist klug, du hast dein Temperament fest in der Hand. Niemals kannst du dich ausströmen in Worten oder Gebärden, niemals wirst du ein Stück tragen können — still! — das ist keine Beleidigung. Wenn du spielst, was ich dir rate, kannst du in zwei Jahren ein großer Künstler sein, wenn du es nicht tust, bleibst du ein Schmierant."

„Und du selbst, was wirst du in Berlin spielen? Wirst du dich auch so einengen?"

„Gewiß! Ich will in erster Linie moderne Frauen spielen, da ist es mir gleich, ob sie zwanzig oder siebzig Jahre alt sind. Daß mir klassisches Repertoir nicht liegt, weiß ich, und ich beschränke mich da nur auf Frauen über vierzig. Ich bin weder im Alter noch habe ich die Romantik in mir, um ein Gretchen oder eine Ophelia zu spielen. Aber ist denn das auch nötig, wenn andere es besser machen?"

Diese Worte Minnas ließen German verstummen. Aufmerksam hörte er ihr zu, wenn er auch einen trotzigen Gesichtsausdruck beibehielt. Er spürte die Wahrheit in den Bemerkungen dieser Frau, aber niemals hätte er das zugegeben. Sein ganzes Wesen hätte sich dagegen gesträubt.

Minna Meister fuhr fort: „Ich bin in den letzten Abenden mit dem Leiter des hiesigen „Modernen Theaters" bekannt geworden. Brunner ist ein anständiger Mensch, der etwas will und für mich viel übrig hat. Er machte mir, als er mich am Varieté sah, einen Engage-

mentsantrag. Ich hatte aber damals schon Berlin sicher und machte ihn auf dich aufmerksam. Er will es zunächst für den Sommer versuchen. Nimm aber keinen längeren Vertrag an als bis zum Oktober; denn dann gedenke ich mit Cantor und Eduard Haußer eine Tournee zu machen und würde dich gerne mitnehmen. Ich persönlich habe mir deshalb auch den Oktober freigehalten und ich hoffe, daß es ein gutes und gesundes Unternehmen sein wird. Aber den Sommer rate ich dir hier in Nürnberg zu bleiben. Da ist hier noch am Theater eine Freundin, eine Art Schülerin von mir verpflichtet. Es ist ein seltenes Mädchen, eine Bremenserin. Hat ihr Abiturium gemacht und war auch auf der Universität. Sie ist ein prachtvoller Kerl. Halbblut. Der Vater stammt aus einer der ältesten Bremer Familien und die Mutter war Jüdin. Der Zwiespalt des Blutes läßt sie nicht zur Ruhe kommen, und wie so viele rastlose, temperamentvolle Menschen ist sie zur Bühne gegangen, weil sie glaubt, sie könne da ihre Lebensaufgabe erfüllen. Du kannst durch sie lernen, was dir fehlt, kleiner Erwin, was ich dir nicht geben kann. Ich habe sie für 3 Uhr hierher bestellt. So — das sind meine Pläne, die ich deinetwegen ausgeheckt habe. Willst du nun auch lieb und brav sein und deiner guten Pflegemutter keinen Aerger und Herzeleid mehr machen?"

Er vermochte sich dem warmen, herzlichen Tone nicht zu entziehen und als sie ihm die vollen Lippen bot, küßte er sie heftig und hastig.

Im heiteren Geplauder, im Plänespinnen und in den Hoffnungen auf die Tournee, durch die sie im Oktober wieder zusammengeführt werden sollten, verstrich ihnen die Zeit schnell, und so merkten sie beide nicht, daß eine

schlanke Dame mit schönen schwarzen Augen die Treppe heraufkam und auf ihren Tisch zuschritt.

Minna Meister fuhr etwas erschreckt empor; denn German hatte seinen Arm um ihre Hüfte gelegt.

„Gott! Irene! Du bist es!" rief sie aus. Dann sagte sie mit einer gewissen Feierlichkeit und einem leichten ironischen Lächeln um den Mund: „Hier stelle ich dir vor: Ernst German, einen Kollegen von mir, kleiner Erwin genannt, und das hier ist Fräulein Irene Bachhusen."

German stand etwas gedrückt und befangen hinter seinem Tisch. Nur seine grauen Augen sprachen unverhohlene Bewunderung der jungen Dame aus.

Sie reichte ihm eine Hand, die sich leicht und kühl in die seine legte und deren Finger biegsam wie Lilienstengel waren. German erstaunte, daß diese stattliche Figur so zarte Gelenke und Finger besaß.

Sie ließ sich formlos am Tische nieder und betrachtete den jungen Schauspieler mit klaren, ruhigen Augen. Er erwiderte diesen Blick und sann darüber nach, mit wem sie Aehnlichkeit haben möchte. Das eigentümliche schmerzliche Lächeln, das um ihre Mundwinkel spielte, war ihm bekannt.

Minna erschien in ihrer reifen fraulichen Figur gegen dieses blasse, schlanke Mädchen wie eine flämische Mutter Gottes neben einer Madonna von Lippe.

German kostete den großen Reiz aus, diese so verschiedenen schönen Frauen dicht nebeneinander zu sehen.

Minna teilte der Freundin mit, daß German am modernen Theater ihr Kollege sein würde, und ermahnte Fräulein Bachhusen, den jungen Mann ihr zuliebe unter ihre Fittiche zu nehmen.

Mit ihrem schmerzlichen Lächeln auf den Lippen versprach es Fräulein Bachhusen. Sie ergriff ihr Glas, hielt es German hin und sagte mit tiefer, vibrierender Altstimme: „Auf gute Kameradschaft, Herr German."

Sie stießen beide an und schauten sich ernsthaft in die Augen. Minna Meister lachte leise und herzlich.

* * *

Ueber dem alten Nürnberg wölbte sich ein blasser Frühlingshimmel, die Luft ging kühl und frisch, aber die Sonne lieh ihren Zauber den alten Gäßchen mit ihren Giebelhäusern und den stillen Plätzen mit ihren Brünnchen. Zum letzten Male schritten Minna Meister und German an diesem Nachmittage des ersten Mai durch die Stadt, die ein halb sonntägliches Aussehen hatte, da die Arbeiter des Weltfeiertages wegen feierten.

Kühle, lichtblaue Schatten wechselten mit zartrosigen, sonnigen Lichtbändern, die aus irgendeiner Dachlucke herabrollten oder sich wie altmädchenhaftes Erröten über die vergrauten Häuserflächen legten. In den Bäumen schrieen die Stare, und die Stadtspatzen antworteten ihnen laut.

Mählich waren die beiden, die nun Abschied nehmen sollten, auf die Burg gelangt. Auf einer Steinbank an einem Mauervorsprung ließen sie sich nieder und schauten schweigend hinab.

Unter ihnen lag das Gewirr der braunen Dächer und der spitzigen Giebel, aus denen sich hie und da ein Turm emporreckte, dahinter dehnten sich die Quadrate der weißeren, neuen Häuser, aus denen die Türme der Neuzeit, die Fabrikschlöte, rauchlos emporstiegen. Ganz fern leuchtete im frischen Frühlingsgrün das ebene Land.

Leichter Dunst lag über den Häusern, blaue Dampfsäulen entquollen den Schornsteinen. Ein nahrhaft würziger Geruch von Kaffee und Kuchen schien über der Stadt zu schweben.

Es war ein Tag, der die Haut kühlt, aber mit einem Lichte, das die Herzen wärmt. Ein Tag der Erinnerung und der Träumerei.

Minna trug ein grünes Tailor-made-Kleid, das ihre reifen Formen zur Geltung brachte. Ihre rötlich blonden Haare wurden durch eine schwarze Samtkappe, die mit silbernen Fangschnüren verziert war, gehoben. Diese gütig blickende Frau auf der Bank an der grauen Burgmauer hätte niemand für eine Schauspielerin gehalten. Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, daß sie etwas anderes wäre, als etwa eine ältere, wohlhabende Verwandte des jungen Menschen an ihrer Seite.

German erschien in dieser Stunde noch zarter und jugendlicher als sonst. All das, was diese Frau an seiner Seite in den letzten Tagen für ihn getan hatte, führte ihn wieder zu ihr zurück. Trotz seiner starken Lebensneugier, seiner Sehnsucht nach frischen Genüssen, besaß German die Angst, etwas zu verlieren, diese Angst, die oft Mitgift der Leute ist, die aus kleinen Verhältnissen stammen. Solange er des Besitzes dieser Frau sicher war, so lange hatte er sie getäuscht und vernachlässigt. Jetzt, wo der Verlust unwiederbringlich feststand, ward sie in seinen Augen wertvoller, schien sie ihm unersetzlich.

Zum anderen Male hatte sie seine Existenz neu begründet. Sie verließ ihn nicht wie eine Geliebte, die nur den Schmerz der Trennung empfindet, sie verließ ihn wie eine Mutter, die alles tut, damit es ihr Junge an einem fremden Orte gut und behaglich hat.

Sie waren zusammen im Theaterbureau des Direktors Brunner gewesen, eines Mannes, der gänzlich von dem Direktorentypus abwich, den German bisher kannte.

Minna sagte zu Brunner in selbstverständlichem natürlichen Tone: „Hier bringe ich Ihnen den kleinen German. Er kann etwas. Ich habe ihm selbst Stunden gegeben und kann es nicht fortsetzen, weil ich in Berlin engagiert bin und er sich in der Provinz noch freispielen muß. Ich weiß, bei Ihnen würde er in guten Händen sein. Geben Sie ihm Chargen und lassen Sie ihn auch alte Männer spielen, das ist das Fach, wofür er geboren ist."

Noch jetzt bäumte sich in German der Stolz des Mimen auf und fast hätte er sich damals gegen diese Art Empfehlung gewehrt. Aber Brunners Antwort brachte ihn zur Besinnung und Einsicht in seine Lage.

„Endlich einmal ein junger Schauspieler," sagte er, „der sich seiner Begabung bewußt ist und nicht mit Romeo und Hamlet anfangen will."

Und er erhielt ein Engagement zu zweihundert Mark.

Auf der Straße sagte ihm Minna: „Ich wußte, daß er einen Chargenspieler brauchte. Sei mir nicht böse, daß ich mein Mißtrauen gegen deine Romeofähigkeiten ausgesprochen habe, in ein paar Jahren wirst du mir's danken."

Unfaßbar aber erschien es ihm, daß diese Frau ihn mit Fräulein Bachhusen zusammenführte und eine Freundschaft herbeizuführen suchte, die sie ohne jede Eifersucht begünstigte.

German, der jeden Besitz zu wahren suchte, ob es nun Menschen oder Dinge waren, verstand eine solche Uneigennützigkeit nicht. Wieder und wieder mußte er über

diese Frau nachdenken, deren Wesen er nicht zu begreifen vermochte. Vor einem Monat noch war sie ihm einfach, gewöhnlich, ja langweilig und altbacken erschienen und jetzt, wo es galt, Abschied zu nehmen, entdeckte er bei ihr Wunder über Wunder.

Fast ängstlich betrachtete er, wie er auf der Bank saß, ihr starkes, großes Gesicht von der Seite. Weit geöffnet und klar schauten ihre Augen in die Ferne, endlich wandte sie ihm den Blick offen zu und sagte: „Ich hoffe, du wirst einen schönen Sommer in Nürnberg erleben, und ich freue mich, daß du Irene Bachhusen zur Seite hast. Wenn im Oktober unsere Gastspielreise zustande kommt, hast du die Möglichkeit, hernach ein Engagement in Wien oder Berlin zu erhalten. Ich habe mit Irene ausgemacht, daß ihr zusammen eure Rollen studiert. In allem rein Schauspielerischen kannst du das Mädchen fördern; denn sie ist manchmal im Technischen von einer rührenden Hilflosigkeit, die oberflächlichen Regisseuren dilettantisch erscheint, aber im Erfassen einer Rolle kann sie dir unendlich viel geben. Sie kann dir aussprechen, was ich nie sagen kann, und du bist ein Mensch, der sich in Gedanken klar werden muß, das habe ich schon lange bemerkt."

Minna schwieg. German vermochte nichts zu sagen. Ihn bedrückte sehr viel. Es quälte ihn eine Angst, daß diese Frau vielleicht bald einem anderen angehören könne. Trotz der eigenen Treulosigkeit schien es ihm unmöglich, das zu verwinden. Er fühlte, wie töricht es wäre, etwas Derartiges auszusprechen. Seine innere Bewegung trieb ihm langsam die Tränen in die Augen, die sich schwer aus seinen Augen lösten. Minna sah es, und legte ihm mütterlich den vollen Arm um den Nacken, gab ihm zwei leichte Küsse auf die Augen und sagte:

„Keine Tränen, kleiner Erwin, ich mag beim Manne keine Tränen."

German schmiegte sich an sie wie ein Kind und sagte sehr leise: „Wirst du mich lieb behalten?"

Minna begann zu lachen. Sie sagte: „Ich denke, wir sind über Sentimentalitäten hinaus, wolltest du mir etwa einen Heiratsantrag machen, kleiner Erwin, oder was hast du dir gedacht?"

Diese vernünftige Antwort gab German seine Selbstbeherrschung wieder.

Er schaute Minna ins Gesicht, ergriff ihre große, kühle Hand und küßte sie andächtig, so wie sie es gern hatte, auf die innere Handfläche, auf die Knöchel und auf die Fingerspitzen.

Nacheinander begannen die Glocken der Stadt Nürnberg die fünfte Stunde zu schlagen. Röter waren die Strahlen der Sonne geworden, violetter die Schatten, und der Himmel hatte tiefere abendliche Töne gewonnen. Im dunklen Braunrot begannen die Dachpfannen der alten Häuser zu erglühen.

Minna erhob sich. „Es ist Zeit," sagte sie, „daß wir hinuntergehen. Der alte, gute Papa Knappstein würde es uns sehr übelnehmen, wenn wir seiner Einladung in den ‚Roten Greifen' um 7 Uhr nicht Folge leisteten. Um 10 Uhr geht mein Zug! Da habe ich ohnedies nicht viel Zeit für die Abschiedsfeier. Komm!"

German faßte noch einmal das Bild, das sich unter ihm entfaltete, auf. Sah noch einmal die Strahlen der scheidenden Sonne über den alten Dächern und Türmen. Näher drängte er sich an die Frau, die ihm so viel gegeben. Noch einmal spürte er die Wärme ihres Körpers, und er umfaßte sie und küßte sie.

Arm in Arm stiegen sie die Stufen der Burg hinab, schritten an den blauschimmernden Wänden vorbei, hinein in die engen, dunklen Gassen, in denen sich die alten Häuser mit ihren Schnitzereien, ihren Verschnörkelungen und gotischen Fenstern, Erkerchen und Türmchen über das Paar zu neigen schienen. Gelbliches Licht schimmerte aus dunklen Läden, schattenhaft wurden die Menschen.

Wie von innerer Unruhe und Angst getrieben, schlugen die beiden einen schnelleren Schritt an und gelangten atemlos in das Hotel „Zum roten Greifen". Sie fragten nach Knappstein, und der Kellner führte sie zu einem Séparée, das für die Gesellschaft reserviert war.

Es war eines jener üblichen Hotelzimmer mit übertrieben gotischen Möbeln, die Behaglichkeit vortäuschen sollen, aber nur unbequem sind. Verdrießliche Stühle mit steifen, hohen Lehnen standen um einen viereckigen Tisch, dessen Querleisten die Kniee empfindlich scheuerten. Ein burgähnliches Büfett erhob sich drohend an der einen Längswand. Die Tapeten waren mit melancholischem Schmutz bedeckt und renommistische Oeldrucke, die die Zeit der Nürnberger Kämpfe gegen den Burggrafen verkörperten, hingen an der Wand.

Keines der Lichter, die in zweiarmigen, steifen Leuchtern auf dem Tische standen, war bisher angezündet worden. Das graublaue, trübe abendliche Licht fiel in das Zimmer, in dem die Mitglieder der Truppe still und trübsinnig beisammenstanden.

„Die Meister!", erscholl Knappsteins Stimme aus dem Dämmer. „Wir können beginnen! Kellner, zünden Sie die Kandelaber an!"

Aus der Ecke am Büfett löste sich die dunkle Figur des Kellners ab. Das erste Zündholz zerbrach, das zweite

kam mühselig zum Leben und mit roter, zitternder Hand zündete er die acht Kerzen der Leuchter an, die Knappstein großartig Kandelaber bezeichnete.

Der gelbliche Schein der Leuchter ließ Kristall und Neusilber auf dem Tische erglänzen. Das stark gestärkte Damasttischtuch zeigte einen seidigen Ton.

Feierlich schritt Papa Knapp im schwarzen Gehrock mit einer weißen Nelke im linken Revers auf Minna zu und übergab der Ueberraschten ein großes Bukett Maréchal Niel-Rosen. Alsdann reichte er ihr den Arm, führte sie zur Mitte des Tisches und wies den anderen mit weiter Armbewegung ihre Plätze an. Auf der anderen Seite Minnas nahm German Platz. Zur Linken Knappsteins setzte sich das Heidylämmle, das zu Ehren des Tages ein weißseidenes, mit vielen Spitzen garniertes Kleid angelegt hatte, in dem es wie ein kleiner Pudel aussah. Auf der anderen Tischseite wurde das rote Gesicht der komischen Alten wirkungsvoll von dem gemessenen Antlitz des Herrn Philippsohn und der fetten Clownsphysiognomie des Herrn Braun flankiert.

Mit Andacht wurde zunächst die Suppe, die der Kellner aus einer neusilbernen Suppenterrine einschenkte, von der Gesellschaft ausgelöffelt. Es war jene Suppe, die sich in den Hotels pomphaft Soupe à la reine nennt, meistens aber nach angebranntem Mehl schmeckt.

Nachdem die Suppe schweigend gegessen war, glaubte Papa Knappstein die trübe Stimmung unterbrechen zu müssen. Er zog ein weißes Taschentuch aus der hinteren Rocktasche, schneuzte sich gewaltig und begann im Trauertone: „Wir sind nun wirklich das letztemal beisammen."

„Das kann niemand bestreiten!" erwiderte Herr Braun

in hohen Fisteltönen, in denen er eine alte Jungfer nachahmte.

Knappstein warf dem Spieler der Väter und Ehemänner einen zornigen Blick zu, weil er es wagte, die wichtige Stunde durch seinen Witz zu stören.

„Ja, es war eine schöne Zeit, in der wir zusammen gearbeitet haben," stellte er noch einmal mit Würde fest.

„Das danken wir Ihnen, lieber Papa Knapp," erwiderte Minna in so warmem, herzlichem Ton, daß der galante alte Direktor nicht anders als mit einem Kuß auf ihren runden Unterarm antworten konnte.

„Ich erinnere mich," sagte die komische Alte, die das mit giftigem Blicke ansah, „ich erinnere mich, wie ich vor einigen Jahren meine große Tournee in Pest beendigte! Wie wurde das gefeiert! Ich kann Ihnen versichern, die Magnaten der ganzen Stadt waren gekommen und nahmen teil an unserem Abschiedsfeste. Die Magnaten der ganzen Stadt! Lassen Sie mich nachdenken — lassen Sie mich nachdenken, es waren neunundzwanzig Magnaten — — lassen Sie mich nachdenken — nein — es waren einunddreißig Magnaten, und wir saßen in einem Saal — in einem Saal des Hotels Central — nein, es waren dreiunddreißig Magnaten — und der Saal war lang, lang! Und es wurden Reden gehalten, Reden gehalten und eine Kapelle spielte, eine Zigeunerkapelle war es. Wir tranken nur Sekt! Französischen Sekt! Und die Herren warfen ihre Gläser an die Wand, oh! es war berauschend! Und als ich zahlen wollte, war alles gezahlt, denn die Ungarn haben Verständnis für die Kunst! Für die Kunst! Hundert Personen waren wir, darunter fündunddreißig Magnaten. Und wir tanzten Czardas. Einer von den

Herren hob mich auf den Tisch, und wir tanzten auf dem Tische über die Teller, über das Silber und das Kristall.

„Muß das gekracht haben!" rief Herr Braun dazwischen. Aber diese Bemerkung wurde übergangen.

„Ja, das ist bei uns in Ungarn so üblich," sagte Papa Knappstein behaglich. „O i weiß schon Bescheid. I bin ja von Klausenburg. Es ist ein verrücktes Volk, ein nobles Volk! Aber ich für meinen Teil trinke lieber deitschen Sekt; denn wir müssen die deitsche Industrie unseres Landes unterstützen! Wir sind deitsche Schauspieler! Ich weiß, was das heißt. Ich habe die erste Turnee einer deitschen Truppe nach Südamerika geführt, nach Buenos-Aires, oh, Fräulein Meister, Sie hätten dabei sein müssen! Wie wurden wir empfangen! Wie wurden wir gefeiert! Buchstäblich hat nie jemand etwas von meiner Truppe zu bezahlen brauchen. Wenn irgendeines meiner Mitglieder etwas kaufte und zahlen wollte, so hatte ein Landsmann schon für ihn bezahlt. Wir wurden empfangen wie die Fürsten! Wir haben zum ersten Male gespielt ‚Mamsell Nitouche', den ‚Zigeunerbaron', ‚Die Fledermaus' und den ‚Freischütz' und ‚Undine'. Das war alles fremd und neu in Südamerika. Wir haben einen sensationellen Erfolg gehabt. Die Leute flehten meine Protektion an, um hineinzukommen in das Theater. Oh! es ist ein schönes Land! Wir sind auch nach Montevideo gegangen, aber in Buenos-Aires war es schöner. Ich sage Ihnen, eine saubere Stadt, eine schöne Stadt! Breite Straßen und die Leute haben gutes Schuhwerk! Ausgezeichnete Schuhe! Darauf geben Sie viel. Und zum Abschied gab uns die deitsche Kolonie ein Fest. Wir wurden mit vierspännigen Karossen von unserem Hotel abgeholt. Der ganze deitsche Klub war blumenbekränzt. Schwarz-weiß-rote Fahnen hingen

überall herab. Es waren fünfhundert Menschen zugegen und wir tranken nur Sekt. Aber wissen Sie, was die Flasche da kostet? Die Flasche kostet fünfundzwanzig Peseten, das ist hundert Mark! Und der Herr Generalkonsul umarmte mich und sagte: ‚Mein lieber Herr Knappstein, Sie müssen hier bleiben. Sie würden der gesellschaftliche Mittelpunkt unserer deitschen Kolonie!'"

Gerührt über die Erinnerung an so viel vergangene Herrlichkeit strich sich Knappstein über seinen gefärbten Schnauzbart und fuhr mit wehmutsvoller Stimme fort: „Oh, ich war ein Tor, daß ich nicht dablieb. Aber ich hatte eine Ehre! Ich erfüllte meinen Kontrakt. Ich hatte diese Truppe übernommen für Bogumil Nebstok, der krank gewesen war und nicht reisen konnte. Ich war damals bankerott geworden mit meinen beiden Theatern in Straßburg und mußte mich vor meinen Gläubigern verbergen. Davon hatte Bogumil gehört, und da er mich kannte und wußte, daß ich billig zu haben war, so engagierte er mich für tausend Mark monatlich und freie Reise, und ich dachte Wunder wieviel das wäre. Aber, man muß ja am Tage da dreißig Pesetas ausgeben, das sind über hundertzwanzig Mark. Was hätte ich gehabt, wenn nicht die Deitschen alles für mich bezahlt hätten. Dazu kam dann noch mein Benefiz. Die Benefizabende für mich haben mich herausgerissen, und dann haben wir nachher noch für eigene Rechnung der Truppe unterwegs gespielt in Madeira und in Lissabon. Es hat sich rentiert! An das Abschiedsfest in Buenos-Aires werde ich mein Leben lang denken! Wäre ich nur geblieben! Aber es ist so mit mir. Ich bin ein Idealist und versäume immer die besten Gelegenheiten!"

Inzwischen hatte der Kellner mit den roten Händen Fleisch gereicht. Dazu schenkte er einen säuerlichen Mosel-

wein ein. Die Gesellschaft aß weiter, während sie auf die Reden des Papa Knapp lauschte. Plötzlich, als der Braten hereingebracht wurde, sprang der Direktor so heftig auf, daß seine Rockschöße in der Luft herumwirbelten.

„Nein! So soll dieser Abend nicht enden! Bringen Sie sofort den Sekt!"

Der grinsende, rothändige Kellner brachte alsbald zwei Kübel mit je zwei Flaschen Matheus Müller, füllte die Gläser geschickt halbvoll und zog sich diskret in seine dunkle Ecke zurück. Aber Knappsteins Adlerblick hatte ihn erspäht, und er rief: „Waas! Sie trinken uns unseren Sekt aus, Herr Ober?"

Alle sahen auf und bemerkten, wie der Kellner eine Flasche schnell vom Munde herunterzog. Knappstein sah ihn strafend an. Alles schwieg erwartungsvoll und wartete auf das, was der Direktor sagen würde, der sich seinen gefärbten Schnurrbart heftig strich. Endlich sagte er: „O i weiß schon Bescheid!" befahl dem Kellner, vorzutreten, und gebot: „Wenn Sie es vermeiden wollen, daß ich dies augenblicklich Ihrem Chef mitteile, so nehmen Sie diese Flasche, setzen sie an und trinken sie auf unser Wohl aus, in einem Zuge!"

Der Kellner machte ein verblüfftes Gesicht, aber er setzte die Flasche an und trank, wie ihm befohlen war.

„So," sagte Knappstein. „Im übrigen nehmen Sie sich in acht!"

Und ruhig begann er von Südamerika zu erzählen, als ob nichts geschehen wäre, berichtete von seinen Erfolgen und wie besonders die Argentinierinnen hinter seinen beiden Tenören hergewesen wären.

Währenddessen bediente der Kellner mit einem angst-

vollen Gesichte weiter. Der so schnell heruntergestürzte Sekt tat seine Wirkung, er konnte ein Rülpsen nicht unterdrücken. Trat eine kleine Stille in der Gesellschaft ein, so hörte man seine Magentöne aus der Ecke hervorquellen.

Knappstein lächelte darüber befriedigt und sagte: „Der hat seine Strafe weg. Das Rezept ist unfehlbar und ich habe es von einem alten ungarischen Obersten. Der ließ immer seine Burschen, wenn sie bedienten, vorher eine halbe Flasche Sekt trinken, weil ihnen dann der Appetit verekelt wurde, heimlich zu saufen!

Herr Philippsohn nickte eifrig. „Ja," sagte er, „ich war einmal in einem Delikatessengeschäft tätig. Da forderte mich der Chef auch so energisch auf, in den ersten Tagen alles durchzuprobieren. Dann bekommt man einen solchen Abscheu gegen Delikatessen, daß man später froh ist, daß man sie verkaufen darf."

„Sagen Sie, Herr Philippsohn, wo wollen Sie von hier aus hingehen?" begann Heidylämmle schüchtern. Herr Philippsohn errötete. Er wollte nicht mit der Sprache heraus.

„Haben Sie ein Engagement?" fragte ihn die komische Alte mit rollender Stimme.

„Haben S i e schon eines?" fragte Philippsohn zurück.

„Nein, bisher haben mir die Bedingungen nicht gepaßt," grollte Karolina Meyer.

„Ich habe ein Engagement," sagte Philippsohn mit selbstbewußter Miene.

„Gott! ist es denn möglich! Er hat ein Engagement!" rief Knappstein.

„Was erhalten Sie?" fragte der Spieler der Väter und Ehemänner.

„Dreihundert Mark Fixum, zehn Mark Diäten und einen Gewinnanteil," erwiderte Philippsohn mit Würde.

„Ja, welcher Esel von Direktor hat Sie engagiert," fuhr Knappstein auf.

Philippsohn wollte nicht mit der Sprache heraus.

„Es ist alles gelogen," rief das Heidylämmle.

Philippsohn wehrte sich energisch gegen diesen Vorwurf und bekannte endlich: „Ich bin bei Goldmann und Söhne, Konfektion, und habe zu bereisen: Nürnberg, Erlangen, Fürth, Bamberg und nähere Umgebung."

„Da wünsche ich Ihnen aufrichtigen Erfolg!" rief Knappstein und erhob sich, um mit Philippsohn anzustoßen. „Es war das Gescheiteste, was Sie tun konnten, dem Theater zu entsagen."

Aber Herr Philippsohn wehrte alle ab. „Nein!" sagte er, „ich habe dem Theater nicht entsagt, mein Herz wird immer beim Theater bleiben, selbst diese Tournee mit Ihnen, Herr Direktor, kann ich nicht vergessen, wenn ich auch nur eine Rolle von einem achtel Bogen zu sprechen hatte. Aber ich habe mir einen Plan gemacht. Ich gebe Ihnen mein Wort, in fünf Jahren treffen Sie mich auf einer Bühne wieder!" Herr Philippsohn warf German einen triumphierenden leuchtenden Blick zu, der seinem Freunde versichern sollte: Auf dich setze ich meine Hoffnung! Du wirst mich das erreichen lassen, was ich allein nicht erreiche!

Die Stimmung wurde lustig. Die komische Alte erzählte von ihren Erfolgen, und Knappstein renommierte mit den seinen. Heidylämmle saß still in der Ecke. Das gute Kind sagte kein Wort. Es trank sehr viel Sekt, rückte endlich seinen Stuhl neben Minna, umschlang diese, legte ihren Kopf an ihre Brust und begann sentimental zu schluchzen: „Ich kann es nicht ertragen, daß Sie uns verlassen."

Knappstein schien über die Zärtlichkeiten eifersüchtig zu

werden, und er sagte: „Laßt nur die Meister! Die Meister macht ihren Weg, sie ist endlich da, wo sie hinmuß, sie wird 'ne große Nummer in Berlin!"

German hatte sich in sich selbst verkrochen. Ihm war diese närrische Festlichkeit widerlich, und er begriff nicht, wie die Freundin es aushalten konnte und mit gleichmäßiger Fröhlichkeit allen wechselnden Stimmungen folgte.

Es wurde geklopft, der Portier trat ein und meldete: „Der Omnibus fährt zur Bahn!"

Da sprang Knappstein auf und rief: „Ehe wir auseinandergehen, ein letztes Glas für unsere Meister!" Sie stießen an, sie tranken aus, und Knappstein schleuderte sein Glas in die Ecke und rief: „Was ungarische Barone können, das können wir auch!"

Zum stillen Aerger Germans kommandierte er dann: „Wir wollen ihr alle das Geleit geben!"

Mit roten Gesichtern und etwas schwankenden Beinen stand die Gesellschaft von ihren Sitzen auf und begleitete die Meister zum Omnibus. Alle stiegen mit ein trotz des Protestes zweier Handlungsreisenden, die das skandalös fanden. German hatte das Glück, den Platz neben Minna zu erlangen.

Während der dunkle Wagen über das Pflaster zur Bahn rumpelte, reichte sie ihm nochmals heimlich die große, kühle Hand, und er faßte sie fest und streichelte sie leise.

Sie gingen in die Bahnhofshalle hinauf. Leuchtend und dröhnend lief der Münchener Zug ein. Schnell verstaute der Hoteldiener Minnas Gepäck. Noch einmal schaute sie zum Kupeefenster hinaus und schüttelte einem jeden die Hand.

Zum größten Aerger Germans drängte sich Knappstein

noch einmal an das Kupee, erhaschte noch einmal Minnas Rechte und hielt sie fest, bis der Zug abging. Er schaute sie mit seinen großen, melancholischen Augen, die voller Tränen standen, unverwandt an und sagte: „Vergessen Sie den alten Papa Knappstein nicht!"

So konnte German mit Minna nur noch einen Blick wechseln, der Zugführer gab das Zeichen, dröhnend setzten sich die Kolben der Maschine in Bewegung, weißer Dampf wogte durch die Bahnhofshalle, die Wagen ruckten, und brausend verließ der Zug die Halle.

Zweites Buch / Die Provinz

Ernst German begab sich zu seiner ersten Probe in das „Moderne Theater" zu Nürnberg. Ungewißheit und Unsicherheit lasteten auf ihm. Stark empfand er das Fehlen des gewohnten Lebenskreises, in dem er die letzten sieben Monate gewurzelt hatte. Alle seine Nerven waren wach und gespannt und bereit, die neuen Eindrücke aufzunehmen, zu verarbeiten und auszunützen.

Als er in die enge Sackgasse eintrat, an deren Ende sich der Bau des „Modernen Theaters" erhob, befiel ihn Bangigkeit. Er empfand ein Gewicht im Magen, und der Halskragen ward ihm zu eng. Das Theater war ein hübsches Gebäude ohne Pomp, zweckmäßig aufgeführt. German vermißte die Säulen und den Figurenschmuck, durch den sich sonst Theater in Provinzstädten auszeichnen. Die große Doppelpforte für das Publikum war geschlossen. German fand keinen besonders bezeichneten Bühneneingang. So wandte er sich an den Portier, der an dem Schalter gegenüber der Kasse an der Treppe seinen Platz hatte.

Der Portier saß bei einem Glas Bier. Es war ein großer stattlicher Mann, der Haar und Barttracht wie Ludwig II. von Bayern trug, dessen Bild auch in blauer Uniform in seiner kleinen Loge einen Ehrenplatz hatte. Er las den „Fränkischen Kurier" und rauchte behaglich eine große Zigarre.

German trat an den Schalter und klopfte gegen die Glasscheibe. Der Portier sah nicht auf sondern zeigte nur auf die Kasse gegenüber. German klopfte zum andern Male. Der Portier öffnete und sagte:

„Sie habn hier nix zu suchn, drübn gibts Billets." Ehe German replizieren konnte, fuhr er fort: „Sie sind Lieferant? Nicht wahr? Lieferanten werden vom Direktor nur zwischen zwei und drei Uhr angenommen. — Was? Sie sind kein Lieferant? Aber was sind's denn? Was wollen's hier."

„Mein Name ist German. Ich bin ein neuengagiertes Mitglied."

„So, das müßt i doch wissn! Wie heißen Sie? German? Ach so, ja ich erinner' mich — Sie sind der, der plötzlich engagiert worden is. Da können's froh sein. Unser Alter ist sonst recht kritisch. Also, junger Mann, ich steh Ihnen gern zu Dienstn. Freut mi, Sie kennen z' lernen! Wenn Sie mi brauchen, wenden's Ihnen an mi. Der Bühneneingang befindet sich in der Pranngassn Nr. 24. Die Prob' findt heut eine halbe Stund später statt. — Sie sind nicht benachrichtigt wordn? Da müssen's dem Ausgeher mal das Haus zeign, wo Sie wohnen. Er is sicher wieder zum Herrn Schmidt glaufen, der ans Stadttheater übergangen is. Gehn's solang ins Konversationszimmer."

Dieses Wort „Konversationszimmer" war Erwin German, der nur an kleinen Bühnen bisher gespielt hatte, fremd, so fremd, daß er nicht wußte, was ein Konversationszimmer war. Aber er hütete sich, diesem geschwätzigen zudringlichen Menschen seine Blöße zu zeigen, und fragte, indem er sich versprach:

„Wo ist das Konservationszimmer?"

„Konservationszimmer! Uh! Der Witz ist alt, uralt! Der stinkt schon, den hat Hase schon gemacht! Na, gehn's mal in den Korridor vor dem Parkett rechts, gehn's diesen Gang bis ans End', so stoßen's an eine weiße Tür, drükken's auf die Klinke und die kleine Schraube, die unter der Klinke is, — das is Hausgeheimnis."

German schritt durch einen dunklen Korridor, fand die bezeichnete Tür, öffnete sie und trat in einen hellen Gang, zu dessen Linken sich eine große eiserne Tür befand, in der er den Bühneneingang erkannte, während die vielen kleinen Türchen rechts ihm bewiesen, daß dort die Garderoben waren. Um sich zu orientieren, blickte er in eine jede einzelne hinein, fand, daß sie sauber und gut eingerichtet waren, mit allen Bequemlichkeiten für Friseure und Garderobe. Endlich fand er am Ende des Ganges einen kleinen behaglich eingerichteten Raum mit weißlackierten Möbeln, einem Tischtelephon, bequemen Sitzen und Tischen, auf denen Theater- und Tageszeitungen lagen. Nach einiger Ueberlegung kam er zu der Idee, dieser Raum müsse wohl das Konversationszimmer sein, und das müsse wohl als Wartezimmer für die auf der Bühne unbeschäftigten Schauspieler dienen.

Die Türe wurde gewaltsam aufgestoßen und herein trat ein junger Mann mit einem Strohhut auf dem Kopfe, eleganten Lackstiefeln an den Füßen und einer Sportszeitung in der Tasche seines grün und braun gemusterten englischen Jacketts. Er grüßte mit einer seltsam eckigen Bewegung, dabei traten seine dicken blauen Augen stark hervor, und er neigte den Kopf mit einer seltsamen gestrafften Halsbewegung.

„Aeh, Kollege," sagte er mit einem merkwürdig schlep-

penden Tonfall, „mein Name ist Sanders, aber ich muß Sie schon gesehen haben, wo kann das gewesen sein?"

German fiel sofort ein, daß er mit diesem Mann zusammen im Bureau von Pfalzburger gesessen hatte. Die Erinnerung war ihm peinlich. Er sagte: „Mein Name ist German. Ich wüßte nicht, wo ich die Ehre gehabt hätte, Sie zu sehen, Herr Sanders."

„Ach nee, Sie sind der kleine German!" rief Sanders aus, „der letzte Säugling von der Meister? Na werden Sie nur nicht böse," fuhr er fort, als er sah, wie German ein peinliches Gesicht machte, „wir nennen nun mal alle die jungen Freunde von der Meister ihre Säuglinge. Sie wissen nicht, daß Sie immer eine Schwäche für junge Leute gehabt hat? Das ist ihre Spezialität. Sie sucht etwas zum Bemuttern. Ich kenne eine ganze Reihe: den Geiger, einen jungen Maler, auch 'n Schauspieler. Ja, die Meister ist so. Sie soll ja jetzt ein kolossales Engagement in Berlin haben, im Dorotheentheater. — Wie sind Sie hierhergekommen?"

German erwiderte ruhig, obwohl er innerlich zitterte: „Direktor Brunner hat mich gesehen und engagiert."

„Ich bin durch Pfalzburger hergekommen," erwiderte Herr Sanders, der sich auf zwei Polsterstühlen ausstreckte. „Für den Winter bin ich mit der Meister zusammen am Dorotheentheater, aber im Sommer will ich mich mal hier betätigen. Wissen Sie, alte Bekanntschaften machen viel. Ich habe Brunner in Frankfurt kennen gelernt, er war damals zweiter Regisseur. Ich lernte ihn durch seine Frau kennen. Alte Kollegin von mir, hat mit mir zusammen Tournee gemacht. Ein schneidiges Weib! Hat den Teufel im Leib! Centa Olivier nannte sie sich damals. Sie hatte ein Verhältnis mit einem alten Lustgreis! Rei-

chen Knaben. Der hat ihr später dann das Betriebskapital für das Theater hier hinterlassen. Es war ein alter Kornwucherer, wie ich hörte. Na, nun kommt das Geld wieder unter die Leute. Daß der Brunner die Frau geheiratet hat, das beweist mehr als Mut. Aber es wird wohl das Geld gewesen sein. Na, und sie, sie hat nun immer Rollen, kann die Direktorin spielen, wird wohl anderen Damen nicht sehr angenehm sein. Was sind denn noch für Weiber eigentlich hier?"

German ließ alles über sich ergehen. Dieser Mensch hatte eine Redeweise, die alles nivellierte und zusammendrückte wie eine Dampfwalze. Es beherrschte ihn sogar eine Art Schamgefühl, das sein Verhältnis zu Minna Meister so in aller Mund war. Also „ihren Säugling" nannten ihn die Leute. Im Augenblicke waren seine guten Gefühle für die Freundin erstorben, und er machte ein zustimmendes Gesicht, um dem Spotte Sanders zu entgehen.

Herr Sanders begann von neuem. Er hatte die Sportszeitung herausgezogen und studierte die Tips und fragte:

„Interessieren Sie sich für Sport?"

German zuckte die Achsel. Sanders wurde eifrig. „Ach," sagte er, „das ist das einzige, was meine Nerven reizt, und man verdient so schönes Geld dabei. Sehen Sie, ich habe in der letzten Woche an achthundert Mark gemacht. Mein Bruder ist nämlich Kavallerieoffizier und steht bei den Braunschweiger Husaren. Von dem bekomme ich sehr gute Tips. Kann mich darauf verlassen. Ich sollte ja eigentlich auch Offizier werden, wissen Sie, aber die Verhältnisse waren mir zu eng, ich habe zu viel Unabhängigkeitssinn. Darum bin ich zur Bühne gegangen. Verdiene mehr als ein Offizier."

Dies alles erzählte er mit einer so behaglichen Selbstverständlichkeit, daß German nicht mehr wußte, ob sich dieser Mensch über ihn lustig machen wollte, oder ob er es ernst meinte, und so lachte er denn.

„Was! Sie glauben mir nicht, daß mein Bruder Kavallerieoffizier ist? Glauben es mir nicht? Ich werde es Ihnen beweisen." Und er holte seine Brieftasche heraus, brachte einige Photographien, die einen Husarenkneiptisch beim Reiten zeigte. Es war tatsächlich eine Figur darunter, die denselben imbecilen Kopf und dieselbe fatale Blondheit hatte wie Herr Sanders. Er ließ auch, sei es mit Absicht, sei es durch Zufall, einige andere Photographien fallen. Es waren Köpfe von Frauen, vier oder fünf. Mit einer pathetischen Gebärde rief Sanders aus: „Gott, ich verliere alle meine Lieben! Na, Kollege, sehen Sie sich's mal an! Welche gefällt Ihnen da am besten? Hübsche Mädchen, nicht? Sehen Sie, die hier, die habe ich in Göttingen gehabt, diese hier in Stettin, diese beiden in Berlin. Das hier war ein strammes Mädel."

In German begann ein Gefühl des Hasses und Neides emporzuwachsen. Wie dumm mußten diese Frauen sein, auf einen solchen Schwätzer hereinzufallen, der einem Fremden bei der ersten Begegnung gleich alles mitteilte oder zeigte.

Herr Sanders aber ließ nicht ab. Er begann die Vorzüge dieser Damen drastisch auseinanderzusetzen. Er griff noch einmal in sein Portefeuille und holte eine Reihe von Photographien noch intimerer Art heraus.

„Wissen Sie," sagte er zu German, „ich bin ein leidenschaftlicher Knippser." Da er merkte, daß German das Wort nicht verstand, so erläuterte er: „Verstehen

Sie nicht, Amateurphotograph, und wenn ich so ein Mädchen oder Frau beglückt habe, dann knippse ich sie. Denn ich will doch auch eine Erinnerung daran haben. Wenn ich erst mal eingerichtet bin, müssen Sie mich besuchen. Ich habe zwei Albums, sage ich Ihnen! Fein-fein! Das eine Album, das sind meine eigenen, das andere ist ein Austauschalbum mit anderen Kollegen. Sie glauben nicht, wie sehr das einem im Leben nützt! Hier in Nürnberg weiß ich schon jetzt ganz genau, wie zwei oder drei Mädchen aussehen."

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet und herein trat Fräulein Bachhusen. Sanders raffte seine Photographien mit Grinsen zusammen und steckte sie in die Tasche. Ein Blatt blieb wie ungefähr auf dem Tische liegen.

Fräulein Bachhusen schritt mit freundlichem Gesicht auf German zu und reichte ihm die Hand. Sanders stellte sich vor und begann sofort:

„Na, viel zu spielen wird Ihnen Frau Centa Olivier nicht übrig lassen. Die spielt Ihnen alle guten Rollen vor der Nase weg. Darauf machen Sie sich nur gefaßt!"

Während er so sprach, starrte er die junge Dame in der frechsten und unverschämtesten Weise an. Sie ließ ihren Blick abirren, der auf den Tisch fiel, auf dem noch die Photographie eines nackten Mädchens in sehr lasziver Stellung lag. Sie wurde blutrot.

Mit überlegenem Lächeln nahm Sanders das Bild an sich und sagte: „Na, so sehr zu schämen brauchen Sie sich doch nicht, Fräulein! So etwas sehen Sie ja doch jeden Morgen und Abend, wenn Sie zu Bett gehen und aufstehen."

Fräulein Bachhusen sagte kein Wort. Sie drehte sich um und ging zur Tür hinaus.

„Ist das nicht eine dumme Gans?" fragte Sanders. „Mädchen vom Theater müssen so etwas verstehen."

German befand sich in einer peinlichen Lage. Er wollte sich diesem Menschen gegenüber keine Blöße geben. Er stimmte daher zu. Als aber Herr Sanders sich mit gekrauster Stirne in seine Zeitung versenkte, verließ er das Konversationszimmer.

Er fand Fräulein Bachhusen in einer Garderobe sitzend, blaß, zitternd. Sie lächelte müde, als German zu ihr trat, und sagte: „Es ist ja lächerlich von mir gewesen, nicht dazubleiben, aber die ganze Art dieses Menschen ging mir so entsetzlich auf die Nerven. Haben Sie nicht seine Hände gesehen?"

German verneinte.

„Sahen Sie nicht, daß er die ganzen Arme voll langer, rötlicher Haare hatte, die sogar bis auf die Mitte seiner Handfläche wachsen, daß er dieselben goldigen Härchen auch auf den Fingern hat? Wie er diese Hände nach der Photographie ausstreckte, wurde es mir übel."

German setzte sich zu dem Mädchen, und sie begann von Minna Meister zu plaudern, von Wohnungsverhältnissen. Als Schritte, wirre Stimmen laut wurden, gingen sie wieder in das Konversationszimmer zurück, das sich inzwischen gefüllt hatte.

Sanders saß auf einem weißlackierten Tisch. Er baumelte mit den Beinen und erzählte mit gedämpfter Stimme zwei jungen Herren, denen die Schauspielschule noch anzusehen war, schmutzige Geschichten. Der eine war blond, knochig und hatte Pockennarben im Gesicht. Beständig fuhr er sich mit seiner langen blassen Hand mit

einer nervösen Bewegung ans linke Ohr. Seine ausdruckslosen Augen hingen voll Bewunderung an Sanders. Der zweite war ein kleiner, dicker Geselle mit kurzgeschorenen Haaren, die an einen Pferdestriegel erinnerten. Er grinste bei jedem Wort, das Sanders sprach.

Als German und Fräulein Bachhusen eintraten, brachen die drei in grelles Gelächter aus, das darauf schließen ließ, Sanders habe die Geschichte mit dem Bilde bereits erzählt. Als aber die jungen Leute in das blasse Gesicht des jungen Mädchens sahen, wurden sie ernst und stellten sich vor, der Blonde als Max Sendburg und der Schwarze als Richard Finsterberg. Es trat eine peinliche Stille ein, die Sanders dadurch zu brechen suchte, daß er einen Gassenhauer vor sich hinpfiff.

German gewahrte jetzt, daß in der Ecke ein schüchternes blondes Mädchen saß in weißer Bluse und schwarzem Rock. Ihre Augen wurden von sehr schönen, langen, seidigen Wimpern bedeckt. Sie bewegte beim Lesen ihre vollen, kindlichen Lippen. Neben ihr saß ein großer, schwerer Mann mit einer breiten Glatze und dunklen Augen. Sein Gesicht hatte die gut durchgebildete Muskulatur und den rosigen Teint, wie er soliden Schauspielern zwischen vierzig und fünfzig eigen ist. Seine fleischigen, breiten Hände hielt er über den Bauch gefaltet. Seine Blicke kehrten beständig zu dem jungen, lesenden Mädchen zurück.

Für Fräulein Bachhusen und German hatte er nur eine flüchtige Prüfung übrig. Es schien, als ob er warte, daß die beiden zu ihm kommen sollten.

German blieb ein Weilchen zaudernd neben der Türe stehen. Fräulein Bachhusen hatte sich wie hilfesuchend neben ihn gedrängt. Er übersah die Situation. Mit San-

ders war nichts anzufangen und die beiden jungen Schauspieler hielten sicherlich zu ihm. So schritt er denn auf den großen Herrn zu und stellte sich vor. Zugleich begrüßte er das junge Mädchen. Auch Fräulein Bachhusen war zur Gruppe getreten, und es entspann sich zwischen den vier Menschen ein zwangloses Gespräch, indem jeder versuchte, mit dem andern möglichst schnell Fühlung zu bekommen.

Friedrich Schäfer erwies sich alsbald als der Charakterspieler des „Modernen Theaters".

„Wissen Sie," sagte er, „ich bin vom Stadttheater herübergekommen. Ich mußte mich mal verändern, um höhere Gage zu erzielen. Aus Nürnberg möchte ich nicht fort. Meine Frau stammt aus Nürnberg und hat hier ein Haus geerbt, und ich habe hier in der Stadt meinen sicheren Boden. Warum soll ich fortgehen? Den Ehrgeiz wie die jungen Leute da drüben," und er wies auf Finsterberg und Sendburg, „habe ich längst nicht mehr. Aber man muß in der Gage steigen. Ich habe vier Kinder, die werden langsam größer, und da habe ich mich entschlossen, dem Angebote Brunners zu folgen. Im Stadttheater hätte ich noch lange warten müssen, bis meine Gage erhöht worden wäre. Ach ja, ich sage es immer, es ist eine komplette Narrheit, Schauspieler zu werden. Aber als ich in meiner Jugendeselei losging, hatte ich meine Mutter auf meiner Seite. Sie hatte auch eine unglückliche Neigung zum Theater. Sie überredete den Vater dazu, seine Einwilligung zu geben. Jetzt, da ich selbst Kinder habe, denke ich mir oft, wieviel gescheiter wäre es gewesen, wenn du das väterliche Eisenwarengeschäft übernommen hättest. Na, ein jeder Stand hat seine Sorgen, ein jeder Stand hat seine Last."

„Aber Herr Schäfer, wie können Sie nur so reden!“ rief jetzt das junge Mädchen fast entrüstet aus, „wie schön muß es für Sie sein, wenn Sie den Mephisto spielen.“

Der schwere Mann lächelte geschmeichelt.

Das junge Mädchen fuhr fort: „Ich kann mir überhaupt kein anderes Glück vorstellen, als Theaterspielen.“

Der schwere Mann lächelte leise und sagte zu German: „Ich kenne Fräulein Hirrich nämlich schon von klein auf, sie ist ein Nürnberger Kind. Ich habe mit ihrem seligen Vater geschafkopft und bin vielleicht sogar die Schuld, daß sie den Theaterteufel in den Leib bekommen hat. Ich suche sie immer noch zu überreden, sie soll es aufgeben. So ein nettes Ding soll lieber heiraten. Meinen Sie das nicht auch, Herr German?“

Das lange blonde Fräulein wurde rot. Sie sprang auf, warf das Buch in die Ecke und rief:

„Sie wollen mich nur aufziehn.“ Dann wandte sie sich an Fräulein Bachhusen: „Sie müssen nämlich wissen, ich habe bei ihm Unterricht genommen.“

Der Charakterspieler sagte ernst: „Stunden kann man schon nehmen, warum nicht? Etwas nützt es immer, wenn einer richtig sprechen kann! Aber Luischen: Hand aufs Herz, habe ich dir sehr zugeredet, zur Bühne zu gehen? Ich habe nicht geleugnet, daß du Aussichten hast, Luischen, Aussichten hat jedes hübsche Mädchen, aber warum muß gleich Komödie gespielt werden. Aber so bist du wenigstens nicht ungewarnt unter die Hanswurste gegangen! Nicht ungewarnt, und ich brauche mir keine Vorwürfe zu machen.“

Die Tür ging auf und herein rauschte im schwarzen Pelzmantel und mit einem großen Samthut mit weißen

Straußfedern auf der pompösen Frisur eine dunkle Dame, die sich mit einem herrschenden Blick in dem Zimmer umsah. Die beiden jungen Herren dienerten, Herr Schäfer erhob sich und sagte schwer: „Guten Morgen!" Die Blicke des blonden jungen Mädchens ruhten bewundernd auf dieser Erscheinung. Fräulein Bachhusen war hinter German zurückgewichen.

Herr Sanders stand auf und legte die Hand wie zu einem Theatergruß für die Ritterzeit auf die Brust, verneigte sich und sagte: „Guten Morgen, Frau Direktorin!"

Mit einem raschen Schritte war sie auf ihn zugetreten, schüttelte ihm herzlich die Hand und sagte: „Das ist aber nett, Sandy, daß wir uns alle wieder sehen."

Sanders ergriff die dargebotene Rechte, streifte sorgfältig den schwarzen Handschuh zurück und küßte die Hand.

„Ach, laß das Getue!" rief Frau Centa Olivier-Brunner, „wir sind nicht mehr in Salzburg, verstanden?" Und sie sah Herrn Sanders mit einem Blicke an, der diesen in seine Schranken zurückweisen sollte, aber darum nur um so koketter wirkte. Herr Sanders trat einen kleinen Schritt zurück, ließ seine dicken, blauen Augen bewundernd über die volle Figur der Direktorin gleiten und sagte: „Nein, in Salzburg sind wir nicht; Sie sind seitdem um vieles schöner geworden!"

„Sandy, ich sage dir, laß das Geschnas!" rief jetzt Frau Centa, „hilf mir lieber aus meinem Pelz!" Sie drehte sich um, und der Komiker war ihr behilflich, den Pelz abzunehmen. Mit derselben Vertraulichkeit reichte sie ihm den Hut. Nun stand sie da in einer russischen, buntgestickten Bluse und fußfreiem, braunen Lodenrock. Jede

Muskel des feinen aber kräftigen Körpers federte. Ihr Gesicht besaß jenen unregelmäßigen Schnitt, der seine Reize durch Beweglichkeit des Geistes und Lebhaftigkeit des Temperaments empfängt.

Sie grüßte German und Fräulein Bachhusen und das blonde Fräulein mit einem kurzen Neigen des Kopfes, reichte den beiden Theaterschülern mit fürstlicher Bewegung die Hand, wie eine Herzogin etwa ihrem Pagen und begann dann Sanders nach seinem letzten Theaterjahr zu fragen.

Da ertönte eine elektrische Klingel. Zu gleicher Zeit öffnete sich die Tür und ein kleines Männchen mit streng gescheiteltem grauen Haar, einem Heft und einem Bleistift in der Hand und einem Zwicker auf der Nase kam herein und rief: „Der Herr Direktor läßt die verehrlichen Mitglieder auf die Bühne bitten."

Alle erhoben sich und folgten dem Inspizienten.

* *
*

Irene Bachhusen stammte aus einer jener überrassigen hanseatischen Patrizierfamilien, deren müdes Blut endlich in einer fremden Rasse schlafen geht.

Ihr Vater hatte keinen Gefallen finden können an den korrekten, blonden Töchtern aus den alten Familien der Stadt und hatte trotz Widerspruchs eines alten, gichtischen Onkels, trotz wiederholter Temperamentsausbrüche zweier fossiler Tanten und trotz des gelinden Abmahnens seines um zwanzig Jahre älteren Prokuristen, die Tochter eines jüdischen Bankiers geheiratet, der eine der glanzvollsten, jüngeren Firmen gegründet hatte und danach trachtete, in möglichst enge Beziehungen zu den herrschenden Familien der Stadt Bremen zu gelangen.

Die Heirat war vielleicht gerade wegen des klaren Gegensatzes der beiden Gatten eine glückliche geworden.

Frau Bachhusen entwickelte sich zu einer klugen, gehaltenen Dame von großer Energie und dekorativen Allüren, die ihren Gatten völlig beherrschte, weil sie sich ihm in allen Dingen des Geschmackes bedingungslos fügte; jedoch in Geld- und Hausangelegenheiten setzte sie stets zäh und geschickt ihren Willen durch, und der Erfolg bewies, daß es so richtig sei.

Die kleine Irene liebte den Vater, der mit weltabgewandten nach innen gekehrten Blicken durchs Leben ging, mehr als die etwas laute Mutter. In den Räumen des Vaters war es still wie in einer Kirche, so daß selbst Frau Bachhusen ihre kräftige Altstimme dämpfte.

Stundenlang konnte die kleine Irene in einer Ecke der Bibliothek sitzen und dem Vater zusehen, wie er an einem mit Büchern überlasteten Schreibtisch saß und mit feinen, vorsichtigen Fingern die Seiten eines alten Buches durchblätterte oder Holzschnitte studierte.

Diese Bibliothek war das rechte Gehäuse für einen Sammler, der der Erinnerung vergangener Tage nachhing und das grelle, geräuschvolle Dasein vergessen wollte. Durch zwei Stockwerke stiegen die vier, mit Regalen und Büchern erfüllten Wände des großen Raumes empor, der sein Licht durch ein einziges, nach Westen gelegenes, schmales, gotisches Fenster empfing, das in Manneshöhe über dem Boden begann und sich fast bis zur Decke reckte.

In tiefen, heißen Farben erglühten in den Strahlen der Abendsonne die Wappenschildereien und Legendenbilder des Fensters, dessen Scheiben aus den kunstreichen Händen alter Schweizer Meister hervorgegangen waren. Diese bunten leuchtenden Strahlen irrten weiterhin zu

den ledernen Rücken der Foliantenreihen und die Reflexe spielten auf den Pergamenten des Schreibtisches. So war dies Fenster wie ein Märchentor, in das die träumenden Gedanken eines Kindes gerne eingehen.

Als ein Beherrscher von Geheimnissen erschien der Kleinen der Vater, wenn er mit vorsichtigen Händen irgendein altes Buch zum Schreibtisch trug und die metallenen Schließen öffnete. Tausend kleine Gegenstände waren da, die solche Gedanken nähren mußten. Kupfergetriebene Leuchter, die grün geworden waren vom Alter, gotische Schnitzereien, schwere wunderlich gezeichnete Teppiche aus dem Orient.

Da Herr Bachhusen nur Wachslichter brannte, schwebte jener charakteristische Kerzengeruch in der Bibliothek, der die Gedanken in dunkle Dome führt zu Bildern, die über goldenem Grunde ernst und lieblich auf arme Menschenkinder herabschauen.

Die sehnsüchtige Liebe des Kindes und sein stilles Werben hatten das Herz des Vaters gefangen genommen, der sich mit der Kleinen in seiner Weise beschäftigte. Er las ihr Märchen vor und alte Geschichten, und als sie größer ward, führte er sie in die Werke des großen Dichters ein.

Da ließ er die Könige und Helden Shakespeares vor dem Geiste des Kindes erstehen, das erschüttert zuhörte, wenn er mit seiner leisen Stimme wie aus der Ferne der Jahrhunderte die Werke des Britten erklingen ließ. Er nährte die plastische Anschauung des Mädchens mit Bildern, die er ihr aus den Kupfer- und Holzschnittwerken hervorsuchte und die stets Bezug auf das Gelesene hatten. Die Mutter war dieses Treibens froh. Sie fand es praktisch, daß der Vater seine Tochter selbst bildete

und erzählte davon in den Gesellschaften, die sie allein besuchte, breit und umständlich.

Doch diese stillen Stunden in der Bibliothek wurden der Grund, daß sich nach dem Tode des Vaters Mutter und Tochter für immer entzweiten. Die Liebe für phantastische Welten blieb dem Mädchen, und diese Liebe trieb sie zur Bühne, da sie nicht wußte, wie sie auf andere Weise der Prosa des Lebens entrinnen sollte. Mit blindem Enthusiasmus ging sie in das neue Leben hinein. Aber bald fühlte sie sich von all dem, was sie an Stumpfsinn, Eitelkeit und Gemeinheit bei den Schauspielern fand, so abgestoßen, daß sie fast verzweifelte. Sie konnte nie den Ton der Komödianten finden, vermochte es nicht, sich in ihre Sprache einzuleben und blieb deshalb immer die Außenstehende, die Dilettantin, das „verrückte Mädchen".

Sie hätte vielleicht voller Ekel ihre neue Laufbahn aufgegeben, hätte sie nicht Minna Meister kennen gelernt, die sich ihr näherte, als sie in Breslau bei einer Hamletprobe einen heftigen Zusammenstoß mit ihrem Regisseur hatte.

Fräulein Bachhusen sollte die Ophelia spielen, aber da sie ihre eigene Auffassung von der Rolle hatte und die dichterischen Schönheiten ihrer Verse tief empfand, konnte sie sich nicht in die Schablone und in die Routine des kleinen Provinzregisseurs gewöhnen.

Bei diesen Proben bekam sie die ganze Misere ihres Berufes zu kosten, zumal sie technisch „nicht fertig" war und in allem Handwerksmäßigen auf Hilfe angewiesen blieb.

In ihrer eigenen resoluten Art hatte die Meister eingegriffen. Sie machte nach der Probe dem Regisseur

Vorstellungen, nahm sich Fräulein Bachhusens an, gab ihr Schauspielstunden und half ihr über viele Klippen hinweg. Bei ihrer natürlichen starken Intuition spürte die Meister, welche großen Kräfte in der feinen, nervösen Veranlagung des eraltierten Mädchens steckten. Es gelang ihr, diese Kräfte zu entbinden. Sie reizte die Freundin vor dem Auftreten, warf ihr Mutlosigkeit, Befangenheit vor und versetzte sie durch Sticheleien so in Zorn, daß sie aus der Erregung des Blutes heraus den Temperamentsanlauf gewann, der ihr fehlte.

„Aus sich herausgehen und überströmen können" ist das, was den meisten Bühnenkünstlern fehlt. Wer ein paarmal über seinen Alltagsmenschen auf der Bühne herausgewachsen ist, in die erdichtete Persönlichkeit hinein, vermag es öfter, vermag es immer. Hier ist der Grenzstein, der zwischen Künstler und Nichtkünstler steht. Alles andere vermag die Technik zu ersetzen. Nur die innere Offenbarung nicht. Diese Grenzen nun wurden dem feinnervigen Mädchen, in dem das Blut zweier Rassen sich nicht völlig vermischt hatte, durch Minna Meister geöffnet. Darum bewahrte Fräulein Bachhusen der Freundin Dankbarkeit, darum sah sie von Anfang an in Erwin German etwas Besonderes hinein, trotzdem sein Wesen ihr fremd und verschlossen blieb.

Sie vermochte diesen jungen Menschen mit den klugen, beobachtenden Augen nicht zu durchschauen. Jeden Tag schien er ihr anders. Jeden Morgen verrückte sich das Bild, das sie tags vorher empfangen.

German umlauerte das Mädchen wie ein Jäger das Wild. Alle seine Sinne waren wach, wenn er in ihrer Nähe war, um etwas von ihrem Wesen zu erhaschen und wenn er ihr den Rücken kehrte, suchte er einen Spie-

gel, eine Scheibe oder eine spiegelnde Fläche zu erlangen, um zu belauschen, wie sie ihm nachsah. Jeden Tag wechselte er seinen Ton, sprach er als ein anderer zu ihr. Gierig suchte er den beherrschenden Schlüssel zu diesem ihm fremden Wesen zu gewinnen.

Schweigend schritten die beiden die leise berganführende Gasse hinauf, die zu Fräuleins Bachhusens Wohnung führte.

Die Probe dieses Tages war stürmisch verlaufen. Fräulein Bachhusen hatte in dem Stücke des Franzosen eine Krankenschwester zu spielen, die den Ehebruch der Frau entdeckt, von der Frau verleumdet wird und alle Schuld auf sich nimmt, da sie selbst heimlich den Mann, einen Arzt, liebt. In dieser Szene hatte sich Frau Centa Olivier-Brunner, die die Frau spielte, alles an Raum gesichert, um ihre Szene möglichst effektvoll aufzubauen. Fräulein Bachhusen hatte sich, trotzdem die Kollegen sie dazu ermunterten, nicht zu einem Protest verstanden. Nur als ihr die Direktorin die Pointe ihres Spieles abschnitt, die in einer bittenden Bewegung beider Hände gipfelte, die sie flach, fast griechisch flehend emporhob, hatte sie sich an Herrn Brunner gewandt und diesen gefragt, ob es nicht möglich sei, daß Frau Olivier-Brunner ein wenig mehr links Stellung nehme.

Die sachliche unpersönliche Art der jungen Dame hatte die temperamentvolle Direktorin beleidigt. Plötzlich war sie in Zorn geraten und hatte sich in eine effektvolle Wutszene hineingesteigert.

Brunner schob seine Frau beiseite, da er sah, daß Fräulein Bachhusen diesem Ausbruch wehrlos gegenüberstand und ihr die Tränen in die Augen traten. Da hatte

Frau Centa Olivier aus der Wutszene eine Eifersuchtsszene gemacht. Es war sehr häßlich gewesen.

Brunner, der zu den unerschütterlichen Naturen gehörte, die auf alles gefaßt sind und alles ertragen können, bewahrte seine Ruhe, und die Probe ward trotz des Sturmes fortgesetzt. So beruhigten sich die erregten Gemüter allgemach wieder. Am Ende der Probe war Frau Centa Olivier wohl zur Einsicht gelangt, daß sie zu weit gegangen war. Sie ging zu Fräulein Bachhusen heran, schüttelte ihr die Hand und bat sie, ihr die Erregung nicht zu verübeln, die nur durch das ungeschickte Benehmen Brunners hervorgerufen wäre.

Leider besaß Fräulein Bachhusen nicht genug Biegsamkeit und Charakterlosigkeit, um aus dieser Situation Kapital zu schlagen. Statt mit der Direktorin und den Kollegen zusammenzubleiben, hatte sie sich „gedrückt". Hierdurch lud sie, wie es nun einmal bei allen zusammengehörigen Lebensgemeinschaften der Fall ist, ein Odium auf sich. Die Kollegen fühlten sich beleidigt, und German hörte noch, wie Sanders dem Ausdruck gab mit den Worten: „Kinder, habe ich nun nicht recht, sie ist und bleibt 'ne dumme Gans!"

Während sie noch immer schweigend dahingingen, betrachtete German das Mädchen von der Seite. Er suchte nach dem Uebergang zu einer anderen Stimmung. Endlich bemerkte er: „Scherzhaft bleibt es doch, daß gerade diese Frau eine Eifersuchtsszene macht!"

Fräulein Bachhusen sah ihn mit großen Augen an.

German lächelte: „Als ich heute meinen alten Erbonkel in der zweiten Szene des letzten Aktes zu Ende gebracht hatte und zur Garderobe ging, sah ich, wie Sanders und die Olivier, die erst in der dritten Szene auf-

traten, ihre Rollen aus dem Stücke sehr naturgetreu hinter dem zweiten Prospekt fortsetzten, bis der Inspizient das Zeichen gab."

Fräulein Bachhusens Gesicht wurde streng. Ihre Nasenflügel zitterten. Zornig sagte sie nur: „Pfui!" Dabei warf sie German einen prüfenden Blick zu, der ihn zu fragen schien, warum erzählst du mir das? Macht dir dieser Schmutz selbst Freude, oder was ist der Grund? Dann wandte sie wieder den Kopf zur Seite. Ihre Lippen zuckten nervös, und es umspielte sie wieder das schmerzliche Lächeln, das ihr eigentümlich war.

German beobachtete sie, und plötzlich ward ihm klar, bei wem er dieses Lächeln, auf das er sich solange besann, schon gesehen hatte: es war Cantors Lächeln.

Und unwillkürlich stimmte er den Sprachton herab, nahm er die weiche langhallende Sprachweise der Enthusiasten an und sagte:

„Diese Schauspieler sollten dem Volke das Edelste geben, das Dichterwort. Sie sind nicht fähig dazu. Ihr Leben sollte umgeschaffen sein. Sie sollten sich läutern für Ihren Beruf. Es müßte eine schöne Aufgabe sein, einmal ein wahrhaft künstlerisches Theater zu schaffen, an dem sich nicht nur Komödianten, sondern wirkliche Menschencharaktere befinden."

Ohne Ueberlegung hatte er einen der Sätze gesprochen, die er in jener Berliner Nacht von Cantor gehört hatte, da er mit ihm rastlos die Straße vor der Destillation auf und nieder geschritten war. Gleichsam, als wäre es Geist von seinem Geiste, Blut aus seinem Blute gezeugt, hatte er gesprochen.

Fräulein Bachhusen sah überrascht auf. Ihr Blick ver-

riet die geistige Gespanntheit, die sich so leicht in Sympathie für einen Menschen umsetzt.

German beobachtete sie aus der Ecke des Augenlides. Er zitterte wie der Fischer, der mit dem Nerv des Zeigefingers es mehr ahnt als spürt, daß der Fisch dicht am Anbeißen ist. Sofort begann er von neuem:

„Ich fühle es mehr und mehr, was alles dazu gehört, Schauspieler zu sein. Ich selbst leide ja darunter, daß ich nicht genug Bildung besitze. Ich kenne zu wenig, ich kann nicht vergleichen, ich kann nicht prüfen, und ich gestehe, ich vermag nicht andauernd zu lesen."

Auch diese Sätze sprach er im Tonfall Cantors. Aber das Bekenntnis selber war ehrlich. Mit dem sicheren Gefühle des Frauenkenners wußte er, daß Fräulein Bachhusen zu den gebenden Frauen gehörte, und rückhaltlos vertraute er auf seine Gabe, die ihm die Natur verliehen, die Gabe: Nehmen zu können.

Fräulein Bachhusen sah ihn mit durstigen Augen an.

„Ich hätte nicht geglaubt," sagte sie, „daß Sie so etwas denken und empfinden können."

„Man schämt sich, so etwas auszusprechen."

„Ja, die meisten Menschen sind zu eitel, um aufrichtige Geständnisse zu machen."

„Diese Eitelkeit hat mir Minna Meister abgewöhnt."

Und wie so oft, endete ihr Gespräch in einem Austausch ihrer Meinungen über ihre gemeinsame Freundin.

Nach dem Essen begleitete German Fräulein Bachhusen zu ihrer Wohnung, die in einem alten Hause in der Spitzergasse lag.

Vier kleine Stufen führten zu der geschnitzten Eichenpforte mit der blinkenden Messingklinke und dem Messingtürklopfer empor. Als Fräulein Bachhusen auf der

obersten Stufe stand, reichte sie German die Hand und sagte: „Sie müssen Ihr Wort halten. Kommen Sie dreimal in der Woche zum Tee zu mir, da will ich mit Ihnen zusammen lesen und versuchen, Ihnen einen Ueberblick über unsere Theaterliteratur zu verschaffen. Ein Mensch wie Sie muß sich selbst ein Urteil bilden und darf nicht die von Journalisten vorgekaute Kost genießen."

Er erfaßte ihre Hand und drückte sie kräftig. Ihre Augen tauchten ineinander. Er blieb an der Treppe stehen und wartete, bis sich die alte Nürnberger Eichentür hinter Fräulein Bachhusen geschlossen hatte. Er sah noch, wie der in der Sonne blitzende Türklopfer langsam hin und her baumelte. Dann ging er weiter. Mit ernstem Gesichte überlegte er noch einmal alles, was sie zusammen gesprochen hatten. Als er an einem Uhrladen vorbeikam, schaute er in einen Spiegel, musterte sein Gesicht und prüfte es. Dann sah er auf die Uhr und schlug einen schnelleren Schritt ein. Er durfte die Stunde, die er Philippsohn gab, nicht versäumen, er mußte Philippsohn festhalten, wie er jeden festzuhalten suchte.

* *
*

Die Generalprobe des französischen Stückes, von dem der Direktor Brunner hoffte, es würde der Schlager des Sommers werden, war vorüber.

German stand im Konversationszimmer in einem leichten, grauen Sommeranzug. Den englischen Strohhut hatte er ins Genick geschoben, so daß die gelbe Krempe einen guten Rahmen für seinen Lockenkopf bildete. Sein Gesicht hatte die Rötung und den Glanz, den das Schauspielergesicht nach dem Abschminken annimmt.

Von der Bühne herein schollen die Stimmen der Arbeiter, die sich zuriefen, klangen die scharfen Rufe des Beleuchters, der sich mit Brunner im Parkett über Lichteffekte verständigte. In den Garderoben war alles in Bewegung. Es wurden noch letzte Befehle an die Theaterfriseure, an die Garderobiers gerichtet. Ein jeder war von der Spannung behext, der jeder Theatermensch vor der Premiere verfällt.

German wartete auf Fräulein Bachhusen, mit der er den Nachmittag verleben wollte. Sie hatte ihn darum gebeten, denn ihre Nervosität vor dem ersten Auftreten in einer fremden Stadt hatte sich aufs höchste gesteigert.

Zwei Nachmittage hatte German in der letzten Woche bei der jungen Dame verbracht.

Da saß sie in dem Erker ihres altmodischen, mit Biedermeiermöbeln ausgestatteten Stübchens, das durch weiße, freundliche Spitzengardinen und ein grünes Schlinggewächs um die Fenster das Gepräge altbürgerlicher Behaglichkeit erhielt, und dozierte dem jungen Schauspieler über Dichtkunst. Mit runden, kindlichen Augen schaute German sie an. Er gab sich ganz naiv und konnte so sehen, wie sich die Art des Mädchens ohne Hemmnis entfaltete.

Ihr tat es wohl, wieder von geistigen Erlebnissen zu reden, die ihr das Liebste waren. Erinnerungen an ihren verstorbenen Vater mochten in ihr mitschwingen, wenn sie über Shakespeare sprach. Sie hatte den „Hamlet" zum Vorlesen gewählt. Es war vielleicht nicht das richtige Stück für den Anfang, um jemand in die Welt des britischen Dichters einzuführen. Aber „Hamlet" lag ihr am meisten am Herzen. Auch hatte sie die Ophelia gespielt, und es war ihr Bedürfnis, ihre Anschauung von der Ophelia zu verteidigen.

Sie setzte German auseinander, daß Ophelia ein verderbtes Mädchen sein müsse; denn an diesem Hofe eines Claudius könne solch Hoffräulein nicht unverderbt bleiben.

„Ophelia," sagte sie, „ist der Typus des reifen Mädchens, das heimlich lüstern ist, aber sich wahren muß, weil Konvention, Religion und Familie es gebieten. Darum ist sie doppelt tragisch in den Wahnsinnsszenen, weil sich da ihre zweite verborgene Natur offenbart. Sie ist tragisch, weil die natürlichen Triebe in ihr durch die Fälschung des Lebens verderbt worden sind. Sie ist ein Opfer wie Hamlet, dessen innerste Natur auch gehemmt ist und sich verborgen halten muß."

Diese Art der Gedanken und Auslegungen waren für German neu. Gierig nahm er auf, was ihm geboten wurde. Aber er war viel zu sehr Menschengenießer, um nicht besondere Freude an dem durchgeistigten Gesichte des Mädchens, an ihrem Eifer und ihrer persönlichen Art zu haben, und er gab diesen Gefühlen unverhohlen Ausdruck.

Im Theater stützte er sie, wo er nur konnte. Er beobachtete ihr Spiel, gab ihr Hilfen und Ratschläge technischer Art, zeigte ihr Wirkungsmöglichkeiten und wußte Brunner geschickt zu beeinflussen.

Mit klugem Instinkt hielt er sich an den Direktor, dem er gern zur Hand ging, und war so, ohne daß es förmlich ausgesprochen wurde, im Laufe der Proben eine Art Unterregisseur.

Brunner war der Typus eines Schreibtischarbeiters, der sich zu Hause bei der Lampe alles genau überlegte. Oft vermochte er nicht, seine Intentionen praktisch zu verwirklichen. Hier griff German ein. Des öfteren, wenn

Theaterarbeiter oder Schauspieler über die Wünsche Brunners im unklaren waren, wußte German mit einem „Herr Direktor meint" alles einzurenken und ward so langsam unentbehrlich.

In zehn Tagen hatte German im Arbeitsbetriebe des „Modernen Theaters" feste Wurzel gefaßt, und die Kollegen begannen ihn zu achten, wenn sie auch seine Beziehungen zu Fräulein Bachhusen scheel ansahen. — — —

German schreckte aus seiner Versunkenheit auf.

Schäfer kam mit rotem Gesicht in das Konversationszimmer, sah sich suchend um und fragte:

„Haben Sie Fräulein Hirrich gesehen?"

German schüttelte den Kopf. Schäfer nahm den grauen breitrandigen Filzhut ab, klemmte ihn unter den linken Arm, wischte sich mit einem großen, weißen Taschentuch Stirn und Glatze, steckte das Taschentuch wieder ein, faltete die fleischigen Hände über dem Bauch, kniff die dunklen Augen zusammen, so daß sie in den dicken Säcken zu verschwinden schienen, und fragte gedämpft:

„Was meinen Sie, wird der Alte es nach der Premiere merken oder nicht?"

German schaute mit einem klugen Luchsblick von unten nach oben den Chargenspieler an und fragte:

„Sie meinen?"

„Na, ob ich meine. Ich meine, was wir alle meinen und sie auch! Die Frage ist die: Wird der Alte es merken oder will er es nicht merken?"

German zuckte die Achseln. Dabei sah er sich forschend um, ob nicht irgendeine Tür ginge oder halb geöffnet aufstünde. Schäfer fuhr unbekümmert im breiten Baßtone fort: „Madame ist ebenso temperamentvoll wie un-

vorsichtig, und Sanders nutztdas nach Noten aus." Dann dämpfte er seine Stimme:

„Wissen Sie, mir persönlich kann ja die Schweinerei gleich sein. Aber ich bin Familienvater und muß mich sichern. Sehen Sie, die Centa hat das Geld, und ich glaube, daß der Sandy bloß auf ihr Geld spekuliert. Aber unser Alter braucht das Geld für das Theater, an dem wir engagiert sind." Seine Stimme wurde noch leiser:

„Sehen Sie, Kollege, Sie stehen sich jetzt mit dem Alten gut. Sie sollten es ihm mal stecken. Es wäre für uns alle nützlich, sonst ist das Unglück da, ehe man sich's versieht!"

German hatte mit leicht geöffnetem Munde aufmerksam zugehört und keine Bewegung in Schäfers feistem Gesicht außer acht gelassen. Er zuckte wieder die Achsel und sagte:

„Ach, lassen Sie mich zufrieden! Es wird soviel geredet! Was kümmert's mich!"

Schäfer wurde eifrig: „Vor zwei Tagen sind die beiden in Erlangen gewesen, und haben sich im Hotel 'n Zimmer genommen! Das genügt doch? Im „Karpfen". Sie sind unvorsichtig. Der Alte sollte die Augen besser aufmachen," er brach ab; denn die Tür öffnete sich und Direktor Brunner in einem englischen Sakkoanzug, mit steifem schwarzen Hut auf dem Kopfe und einer Aktenmappe unter dem Arme trat ein.

Er musterte Schäfer ruhig, trat dann auf German zu, der ihn mit klaren, offenen Augen ansah und sagte: „Herr German, ich erwarte Sie heute abend. Ich möchte mit Ihnen wegen der Disposition der nächsten Woche sprechen, auch können Sie mir für morgen ein paar Gänge abnehmen."

Dann grüßte er German freundlich, Schäfer nachläſſig und ging mit ſtrammen Schritten zum Konverſationszimmer hinaus.

„Der denkt auch bloß an das Geld!“ ſagte Schäfer und winkte ihm mit einer eckigen Bewegung der Hand nach. „Sie haben ganz recht, German, ſcheren Sie ſich um den dummen Teufel nicht, er will es nicht anders haben. Er will betrogen ſein!“

Fräulein Hirrich im ſchwarzen Rock und weißer Bluſe kam hereingeſchlenkert. Mit hohen Tönen rief ſie aus:

„Wiſſen Sie, Herr German, ich muß Sie bewundern, wie Sie dieſen alten Mann ſpielen. Sie ſind doch ſo jung und nett und ſehen in dem Stück ſo greulich echt aus. Wirklich, Sie machen das ganz entzückend!“

Und ſie fing an, lachend den gichtiſchen Gang zu kopieren, den German in ſeiner Rolle hatte.

Der ſchwere Charakterſpieler und Familienvater ſah dem jungen Mädchen mit Wohlgefallen zu. Endlich aber raffte er ſich auf, ergriff das lachende Ding unterm Arm und ſagte:

„Servus, German! Die Kleine muß jetzt nach Hauſe und Mittag eſſen. Ich muß für ſie ſorgen, ich bin für ſie verantwortlich.“

German ſann den Reden Schäfers nach. War es dieſem mit ſeinen Beſorgniſſen Ernſt um die Zukunft des Theaters? Wollte er nur Stank machen, oder hatte er die perſönliche Abſicht, German in eine Falle zu locken?

Wieder ging die Tür. Die Direktorin ſchritt herein, Sanders folgte ihr. Sie lächelte German mit einem koketten Augenaufſchlag zu und fragte:

„Lieber Herr German, haben Sie meinen Mann nicht geſehen?“

German erwiderte liebenswürdig: „Der Herr Direktor ist vor einer Minute zum hinteren Ausgang hinausgegangen."

„Dann gehen wir vorne hinaus, Sandy!" rief die Direktorin, „dann treffen wir ihn sicher."

Sanders lachte, und als die Tür hinter den beiden zugefallen war, scholl seine Stimme wie ein Echo: „Treffen wir ihn sicher nicht, den alten Esel!"

Endlich kam Fräulein Bachhusen. Wie immer hatte sie sehr lange gebraucht, um sich sorgfältig von Schminke und Puder zu befreien. Sie sah sehr unglücklich aus. In ihrer Hand hatte sie ein Spitzentaschentuch zusammengeballt. Trotz der Hitze war sie blässer als sonst. Sie trug ein weißes Leinenkleid, in dem ihre biegsame Figur zur Geltung kam.

„Ach, ich habe Sie solange warten lassen," rief sie, als sie German sah.

German lächelte, ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Wir wollen aber auch heute einen recht netten Nachmittag verleben. Wie wäre es, wenn wir nach Roth führen?" schlug sie vor.

German schüttelte melancholisch den Kopf: „Ich muß mich für den Direktor disponibel halten."

„Nun, dann bummeln wir ein wenig so, aber zuvor wollen wir gut speisen. Gehen wir in den Nassauer Keller."

Als sie aus dem Theatereingang traten, passierten sie eine Gruppe. Der gewichtige dekorative Portier schien dem blonden, langen, knochigen Sendburg und dem kleinen, dicken, schwarzen Finsterberg gute Lehren zu geben. Die beiden jungen Leute hörten ihm achtungsvoll zu. German erhaschte es noch, wie der Portier auf Fräulein

Bachhusen und ihn selbst aufmerksam machte. Er spürte, das irgendeine schmutzige Bemerkung fiel.

Sie waren den ganzen Tag beisammen.

Bereits den nächsten Morgen fand sich German bei Fräulein Bachhusen wieder ein. Sie lag auf dem ledernen Biedermeiersofa mit einem wassergetränkten Taschentuche auf dem Kopfe und fieberte. German erschrak, als sich ihre Hand in die seine legte. Sie lächelte schmerzlich.

„Es ist Premierenfieber," sagte sie. „Ich werde es nie los! Bleiben Sie bei mir, gehen Sie, bitte, nicht fort. Erzählen Sie irgend etwas!"

German setzte sich auf einen Stuhl neben das Sofa und begann mit seiner schönen, tiefen Stimme zu erzählen. Von seiner Sehnsucht zum Theater, von seinen Anschauungen, seinen Wünschen, seinen Zielen, und wieder mischte er in alles Gedanken und Anschauungen Cantors.

Er fing die kleine unruhige Hand Fräulein Bachhusens und hielt sie in seinen ruhigen, kühlen Händen fest. Mit seinen klugen, grauen Augen fesselte er ihren fiebrigen, dunklen Blick und erzählte, wie elend es ihm ergangen wäre. Da er merkte, daß das Mitleid in ihr wach wurde, machte er sich klein und schilderte, wie nur die Güte und Großmut Minna Meisters ihn gerettet habe.

„Du armer, armer Junge," sagte Fräulein Bachhusen, die vom echten Mitgefühl ergriffen war. „Es muß schrecklich sein, so viel zu wünschen, so viel zu wollen und dann fast verhungern zu müssen."

Wie fast alle Menschen, die in reichen Lebensverhältnissen aufgewachsen sind, hatte sie für Elend kein richtiges Verständnis. Reiche Menschen haben eine übertriebene Vorstellung von Elend, und dennoch wissen sie nichts von den wirklichen Bedürfnissen.

Als German auf so lebhaftes Mitgefühl gestoßen war, grub er sich darin ein, wie ein Bergmann, der eine abbaufähige Ader gefunden hat. Er rückte Fräulein Bachhusen näher und ließ sich auf dem Sofa nieder. Allmählich glitt er mit den Knien auf den Boden und umfaßte ihren ruhenden Körper. So geschah es fast wie von selbst, daß sie seinen Kopf ergriff und ihm einen Kuß auf die Stirne gab. Er aber richtete sich auf, umschlang sie, küßte sie auf den Mund und sagte: „Du bist der erste Mensch, der mich wirklich versteht."

Sie ergriff seine Hand, richtete sich auf, sah ihm ernsthaft in die Augen und fragte:

„Und Minna Meister! Hat sie dich nicht verstanden?"

Er lächelte so schmerzlich, wie sie selbst zu tun pflegte, und sagte:

„Minna Meister war gut zu mir, gut wie eine Mutter! Aber für vieles ging ihr das Verständnis ab. Sie selbst sagte zu mir: Irene wird dich besser verstehen, als ich es kann."

Sie sprachen nicht weiter und blieben eng aneinandergeschmiegt. In weicher Erschlaffung genossen sie beide ihre körperliche Nähe. Endlich wurden sie aufgeschreckt durch die Wirtin, die anklopfte und eine Tasse Bouillon für Fräulein Bachhusen hereinbrachte. German ließ es sich nicht nehmen, er bediente die Freundin und reichte ihr selbst jeden Löffel Suppe.

Nach dem Essen ließ sich Fräulein Bachhusen Chloralpulver reichen. German mußte sie verlassen, um die Gänge für den Direktor zu besorgen.

Am Abend holte er sie ab. Sie begrüßte ihn sanft und sprach sehr wenig. Aber sie schmiegte sich eng an ihn, als sie zum Theater gingen.

Die Klingel des Inspizienten ertönte zum erstenmal: das Rennen der Premiere des französischen Stückes begann.

Als der Vorhang hochging, empfanden alle, die hinter den Kulissen standen, ein befreiendes Gefühl, wie etwa Menschen in einem überhitzten Saale, in dem ein Fenster geöffnet wird. Die ersten Worte klangen zu den Schauspielern, die neben den Seitenrampen standen und hinausäugten, herüber.

Unten saß die dunkle Masse des Publikums, aus der undeutlich die helleren Flecke der Gesichter, der Décolletés und der weißen Hemdenbrüste hervorleuchteten, einem einzigen bärtigen Riesenantlitz gleich, das da mit großen, alles verschlingenden Augen von unten zu seinen liliputanischen Vergnügungsknechten heraufglotzte. Befreiung von der Angst vor diesem Monstrum trat bei den Schauspielern ein, als der Riesenkopf einige leise Zeichen des Vergnügens zeigte. Bestürzung aber befiel die Spieler, wenn er sich unten räusperte, wenn er sich schneuzte oder brummte.

Der Vorhang fiel. Im Hause wurde es Licht. Der unheimliche Kopf löste sich auf in Gruppen schwatzender, lebhafter Menschen. Wieder ward es dunkel und wieder wandelte sich die Masse harmloser Menschen zu dem Phantom, das stier heraufglotzte. Das Rennen nahm seinen Fortgang.

Die Schauspieler schwitzten, kämpften. Alles war vergessen, was sie sonst gegeneinander bewegte. Sie kannten nicht Liebe, nicht Haß, nicht Neid, nicht Eifersucht. Sie lebten nur noch das Leben da draußen auf den Brettern und spielten, um dem mächtigen, bärtigen Haupt da unten zu gefallen.

Fräulein Bachhusen gewann den ersten Beifall auf offener Szene. Das stachelte Centa Olivier auf, und sie brachte beim Abgang den zweiten Triumph mit hinter die Kulissen.

Der Erfolg des Abends war entschieden. Laut riefen alle nach Brunner, aber ebenso laut wurden die Darsteller gerufen. Auch German trug seinen Teil am Siege heim.

Als der eiserne Vorhang gefallen war, beglückwünschten Schauspieler, Inspizient, Beleuchter und Arbeiter den Direktor. Centa Olivier eilte impulsiv auf ihn zu, flog ihm an den Hals und küßte ihn auf den Mund. Auch Sanders kam heran und schüttelte ihm herzlich die Hand.

Fräulein Hirrich wirbelte im Walzertakt über die Bühne und rief in überschwenglichen Tönen: „Ich bin selig, ich bin einfach selig!"

Friedrich Schäfer lehnte an einem Versatzstück und drehte die Däumchen auf seinem breiten Bauche.

Richard Finsterberg und Max Sendburg erschienen beide nur als zwei lachende Gesichter, ein hageres mit heruntergerissenem Kinn und ein breites mit verzogenen, dicken Backen.

Fräulein Bachhusen war glücklich, als sie all diesen Ueberschwenglichkeiten und der maßlosen Selbstverherrlichungen entrinnen konnte. Sie hatte sich in einen schweren, weißen, wollenen Mantel wohl verwahrt und Hals, Kopf und Mund dicht in einen schottischen Schal gehüllt, so daß nur ihre feine Nase und die dunklen Augen sichtbar wurden. So schritt sie am Arme Germans die dunklen, engen Gassen entlang, in denen beim Scheine der gelben Gaslaternen tausend Schatten zu einem unwirklichen Leben erwachten.

Irene fühlte sich matt. Die Reaktion nach der Anstrengung des Rennens war gekommen. Jedes Wort Germans wehrte sie durch leichtes Kopfschütteln ab.

Auf der kleinen Treppe vor ihrem Hause wollte er sie umfangen und küssen, aber sie entwand sich ihm, legte ihm die Hand auf den Mund und sagte leise: „Nein, laß."

Die Tür fiel hinter ihr ins Schloß.

German ging ziellos durch die laternenerleuchteten, einsamen Gassen. Irgendwo in einem dunklen Winkel gewahrte er Licht, das aus verhangenen Fenstern dunkelgelb leuchtete. Er hörte Gläser klirren, Stimmen ertönen und trat in eine gut bürgerliche Kneipe ein, in der er roten Tauberwein trank und zünftigen Gesprächen ehrenfester Graukköpfe lauschte. Dann schlenderte er weiter. Lange stand er auf der alten Pegnitzbrücke und schaute auf die seltsamen Gesichter der alten Häuser und die eckigen Linien, die die Dächer in den dunkelblau durchleuchteten Sternenhimmel schnitten. Wieder trieb es ihn zurück in die Stadt zum Hause Fräulein Bachhusens.

Laut hallten seine Schritte auf dem holperigen Pflaster der leeren Gasse. Er sah in ihrem Zimmer Licht. Ein Fenster war geöffnet und leise schritt er näher.

Jetzt konnte er ihren Kopf erkennen, als sie mit einer brennenden Kerze in der Hand im weißen Nachtgewand am Fenster vorüberging, Er erblickte den feinen Ansatz des Ohrs und die untere Partie ihres Kinnes.

Er hustete.

Sie beugte sich heraus. Er hörte ihre Stimme leise von oben herabschallen: „Bist du's?"

Er antwortete ebenso leise: „Ich mußte dich noch einmal sehen."

Ihr Gesicht konnte er nicht sehen. Nur die Umrisse ihres Kopfes, ihres Halses, ihrer Schultern zeichneten sich gegen die gelblich leuchtende Tapete im Zimmer scharf ab.

Sie hob die Hand und verschwand hinter dem Fenster. Nach einer Weile gab sie wieder mit der Hand ein Zeichen. Er sah etwas Weißes vom Fenster herabschweben. Er eilte herzu und erfaßte ein Papier und einen Schlüssel.

Unter der nächsten Laterne las er: „Es ist noch Unruhe im Haus. Komm' in einer halben Stunde, öffne leise die Pforte und gehe hinauf! Du wirst die Korridortüre offen finden."

Das Licht in Irenes Zimmer verlosch. Er glaubte, ihre Hand noch einmal winken zu sehen und ging.

Die halbe Stunde wollte ihm nicht vergehen.

Er wagte sich nicht aus der Nähe des Hauses fort.

Er hatte ein Gefühl wie der Mann im Märchen, der da glaubt, wenn er seinen Blick abwendet, müßte sein Zauberschloß verschwinden.

Nach genau einer halben Stunde schritt er wieder leise zu dem Hause zurück, öffnete wie ein Dieb die Pforte, und stahl sich in den dunklen Flur.

Leise tastete er die alte, hochstufige Holztreppe hinauf. Das Eichenholz knarrte bei jedem Schritt. Sein Herz klopfte stark. Bei jedem Knarren des Holzes schrak er zusammen. Endlich gelangte er zu der Pforte, schlich sich leise ein, schloß die Türe hinter sich, tastete sich durch den wohlbekannten Flur, bis er an Irenes Zimmertür gelangte. Die Tür wich von selbst vor ihm zurück, und wie er die Hände schützend vor sich ausstreckte, legten sich zwei Arme um seinen Nacken, die ihn leise und zärtlich in das dunkle Zimmer zogen.

* * *

Die Krisis des Premierenfiebers war überstanden. Das Leben im „Modernen Theater" nahm seinen vorgeschriebenen eintönigen Verlauf.

Die neuen und alten Mitglieder des Ensemble hatten sich aneinander gewöhnt. Die Eigentümlichkeit eines jeden wurde mit Selbstverständlichkeit ertragen, kein Mensch mehr fragte viel darnach, daß sich Fräulein Bachhusen reserviert zurückhielt, kein Mensch redete mehr über die Liebelei der Direktorin mit Herrn Sanders. Höchstens zuckte Herr Schäfer noch die Achseln über den Direktor und prophezeite der Nachsichtigkeit Brunners einen üblen Erfolg.

Ein zweites französisches Stück aus derselben Lustspielfabrik wie der erste Schlager wurde gemächlich probiert. Brunner hatte ja Zeit. Ueber einen Monat konnte er auf volle Kassen rechnen und so nahm er die Arbeit nicht sehr ernst und überließ nach den ersten Arrangierproben German des öfteren die Leitung der Proben.

Der junge Schauspieler begann eine gewisse Würde in seinem Wesen zum Ausdruck zu bringen. Die wenigen Tage des Zusammenlebens mit Fräulein Bachhusen hatten ihn innerlich bereichert. In kürzester Frist hatte er begriffen, worin der Unterschied zwischen einer theatralischen und einer literarischen Betrachtungsweise von Dramen bestand.

Er fühlte, daß es den Dichtern nur darum zu tun war, ihre Traumwelt zu gestalten, während der Regisseur verstehen mußte, aus den Andeutungen der dichterischen Welt Wirkungen zu gewinnen, Kapital zu schlagen.

Wenn er mit Irene eine Szene durchgesprochen hatte, so war das Endergebnis, daß er zum Schluß nicht mehr darüber sprach, was der Dichter gewollt hatte. Diese

Seite in den Gesprächen vertrat stets nur Irene. German aber fragte: „Wie würde ich diese Szene inszenieren?“ und oft rechnete er Fräulein Bachhusen vor, wer von den Mitgliedern des Theaters für die und die Rolle geeignet sei und wer nicht.

Aengstlich hielt er gegen die Kollegen seinen engeren Verkehr mit Irene verborgen. Er spürte, daß dieses Mädchen eine unbedingte Wahrung ihres Geheimnisses verlangte. Dem trug er Rechnung, und nutzte es zugleich aus, wenn er sich freimachen wollte.

Gemäß den Anlagen seiner Natur war das, was er erlangt hatte, ihm nicht soviel wert wie das, was er noch erlangen konnte. Trotzdem er spürte, wie notwendig für ihn und seine Entwicklung der Verkehr mit dem klugen und durchgebildeten Mädchen war, so lockten ihn trotzdem jetzt wieder mehr die Kollegen, die er nicht so genau kannte.

Er motivierte seinen Verkehr mit den Schauspielern Fräulein Bachhusen gegenüber durch die Behauptung, wenn auch er sich so völlig zurückzöge wie sie, so müsse mit Notwendigkeit der Verdacht entstehen, daß sie beide zusammengehörten.

So näherte er sich dann vor allem Sanders, der kraft seiner äußeren Noblesse, seiner Freigebigkeit, seines forschen Auftretens und seiner Beziehungen zur Direktorin der unbestrittene Haupthahn des Theaters war.

Sanders war es sehr gelegen, Beziehungen zu German zu unterhalten. Er wollte durch diesen den Direktor ausspionieren lassen. German spürte diese Absicht sofort. Er gab sich keine Blöße, aber er nützte Sanders und der Frau Centa Olivier gelegentlich durch kleine Winke, die ihn nichts kosteten.

Sanders revanchierte sich. Er hielt German gelegentlich frei, er bezahlte ihm Sekt und ging mit ihm frühstücken. Seine Orgien, von denen Frau Centa Olivier-Brunner nichts wußte, pflegte er in einer Pension in der Buchstraße zu feiern, einer sogenannten Künstlerpension, die von einer gewissen Frau Dr. Pingersberger geleitet wurde. Es wohnten dort mehrere sehr bekannte Damen vom Stadttheater, eine Geigenvirtuosin, die besonders wohlsituierten Herren Unterricht gab, und eine ehemalige Sängerin, die sich gewisser körperlicher Vorzüge erfreute. Neuerdings wurde diese Pension auch von durchreisenden Künstlerinnen frequentiert, die nie ohne Reisebegleiter anlangten.

Zu einem Besuch in diese Pension lud Sanders eines Nachts im Theatercafé German, Herrn Schäfer und Fräulein Hirrich ein, mit denen er bis auf Polizeistunde zusammengesessen hatte.

Schäfer legte seine Stirn in düstere Falten, deutete auf Fräulein Hirrich und sagte pathetisch:

„Ich kann doch diese junge Menschenblüte nicht in den Sumpf führen!"

„Hä, hä," lachte Sanders. „Sumpf ist für Blüten manchmal sehr gut, Sumpf machte bessere Blumen, Vater Schäfer, fettere Blumen!"

Fräulein Hirrich erklärte, eine Schauspielerin müsse alles im Leben kennen lernen, alles. Während sie ihre Glieder hastig durcheinander wirbelte, deklamierte sie in den höchsten Tönen die bekannten abgebrauchten Sätze, daß nur das blutig Erlebte in der Kunst seinen Ausdruck finden könne.

Sanders schnitt einen längeren Erguß des aufgeregten, lebensneugierigen Mädchens damit ab, daß er kurz sagte:

„Das Mädchen hat recht. Also auf!" und er setzte sich an die Spitze der kleinen Kolonne, die gegen 1 Uhr vor dem äußerlich sehr distinguiert aussehenden Patrizierhause in der Burgstraße ankam, in der sich die Pension Pingersberger befand.

Die Fenster waren noch hell erleuchtet. Auf Sanders' Läuten wurde die Tür von einem breitschultrigen, kräftigen Dienstmädchen geöffnet, das ein schwarzes Kleid mit weißer Schürze trug. Als die vierzigjährige Maid Sanders erblickte, verzog sie ihr unwirsches rotes Gesicht zu einem gutmütigen Lachen und sagte: „Sie san aber gscheit, Herr Sanders, da Frailn Bella ihr Herr hat grad heint nacht um zwoifi abreisen miassn wegn notwendigi Gschäftn, nach Leipzig. Da wird si aber s— Frailn anders freun, daß wenigstens Sie do san."

Sanders umschlang jovial die rundliche Taille der würdigen Duenna, küßte sie rechts und links auf die Backe, holte einen blanken Taler aus der Tasche, steckte ihn ihr ausgelassen zwischen Hals und Bluse und sang: „Nun, dann wolln mr noch mal, wolln mr nochmal lustig sein, lustig sein, fröhlich sein, heirassassa!"

Dieses Lied riß Friedrich Schäfer fort. Mit dröhnender Baßstimme fiel er ein und umschlang Fräulein Hirrichs Taille. So zogen sie eine weißlackierte Holztreppe hinauf, voran das vierzigjährige Mädchen, mit einem Licht, dann Sanders, der sein spanisches Rohr mit Silberknopf wie ein Tambourmajor gebrauchte, Arm in Arm folgte ihm Friedrich Schäfer mit Fräulein Hirrich. Den Beschluß bildete German. Als die schwarze Duenna mit der Lampe um den Treppenabsatz bog und das Licht von oben voll herabfiel, bemerkte er plötzlich, daß das junge Mädchen vor ihm einen sehr schönen Nacken,

zarte Hüften und einen ausgezeichneten feinen Fuß besaß.

Eine Doppeltür tat sich auf. Schwaden von Zigaretten und Zigarrenrauch quollen ihnen aus dem dämmerigen Raum entgegen. Zunächst gewahrten sie nur die Lichtkreise einer Standlampe mit orangegelbem Seidenschirm, die in der Mitte des Zimmers zwischen dunklen Stühlen und einem Tische schmal und schlank aus dem Fußboden herauszuwachsen schien. Allmählich erst unterschieden sie eine Gesellschaft von Herren in schwarzen Abendanzügen und Damen in hellen Gesellschaftstoiletten, die auf Diwans und Fauteuils nachlässig ruhten.

Reste einer improvisierten Mahlzeit lagen auf dem niedrigen Tische herum: Hummer und Sardinenbüchsen, eine halbgeschälte Ananas, eine Platte mit Schinken, kaltem Braten und Aspik, wie man sie von Delikatessenhändlern erhält, dazu Eierschalen . . . Dazwischen standen in silbernen blinkenden Kübeln bauchige Sektflaschen.

Bewegung kam in die ruhende Gesellschaft.

„Der Sanders! der Sanders!" rief alles durcheinander. Der also laut Begrüßte stellte sich mit vollendetem Komikerpathos mitten in den Raum, so daß seine Figur in den Rauchschwaden und in dem Dämmer phantastische Formen annahm und deklamierte: „Der Sanders! Jeder Zoll der Sanders!"

Darauf erklärte er mit seiner gewohnten Zungenfertigkeit:

„Mitgebracht, meine verehrlichen Herrschaften, habe ich Ihnen hier nun drei bemerkenswerte Persönlichkeiten, die Ihnen wohl aus dem Theaterleben dieser Stadt hinlänglich bekannt sein dürften: Hier erblicken Sie die holde Jugendblüte Fräulein Hirrich inmitten unseres Sünden-

pfuhles, neben ihr den Wächter ihrer holdseligen Tugend, Herrn Friedrich Schäfer, früher namhafter Intrigant am Stadttheater, und als letzten, aber nicht als geringsten Herrn Ernst German, das angehende Regiegenie der Zukunft!"

Nach dieser Tirade warf er sich ausgelassen mit einem geschwinden Schwung auf einen Diwan, auf dem bäuchlings eine rundliche junge Dame lag, die den dunklen Wuschelkopf in beide Hände stützte.

Er umschlang sie stürmisch und rief: „Bella, sei gegrüßt." Dann wandte er sich zu der noch immer in der Tür stehenden treuherzigen Maid und gebot mit der Handbewegung eines gnädigen Bühnenfürsten: „Die nächste Runde Sekt zahle ich."

Allmählich unterschied German die Figuren der Gesellschaft genauer. Er erkannte die zwei Schauspielerinnen vom Stadttheater, welche sich auf die Lehnen der breiten Klubsessel gelagert hatten, in denen ihre Kavaliere mit schweißbedeckten, geröteten Gesichtern saßen. Auf einem Diwan saß mit untergeschlagenen Beinen im weißen Matinee die Geigerin, die ihren Kopf mit einem grünen Schal wie eine Türkin drapiert hatte. Neben ihr saß ein weißköpfiger militärisch aussehender Herr mit energischem grauen Schnurrbart. Er schaute seine Dame mit sentimentalen Augen an und streichelte ihr Knie vorsichtig und fast zaghaft.

German überschaute sofort die Situation. Geschickt dirigierte er Fräulein Hirrich auf ein Sofa und setzte sich zu ihrer Linken, während zu ihrer Rechten Friedrich Schäfer Platz nahm.

Das würdige vierzigjährige Dienstmädchen trug schnau-

send drei Sektkübel mit sechs Flaschen herein und wünschte der Gesellschaft treuherzig „Wohl bekomm's!"

Die eine der zwei Damen vom Stadttheater, eine üppige Blondine, mit etwas schriller Stimme, begann demonstrativ darüber zu klagen, daß nur noch moderne Gesellschaftsstücke gespielt würden.

„Die Kleider sind überhaupt nicht mehr zu erschwingen!" rief sie. „Jedes Stück frißt fünf oder sechs Toiletten, dabei kommt man auf keinen grünen Zweig."

German hörte, wie Fräulein Bella Sanders zuflüsterte: „Sie will ihrem dicken Lederfabrikanten ein Brüsseler Spitzenkleid aus der Nase ziehen."

Sanders begann sofort laut der Dame beizupflichten, schimpfte, daß durch die modernen Stücke die wahre Kunst in Verfall geriete und die Damen sich vom Schneider ausplündern lassen müßten. Die andere dunkle Dame vom Stadttheater erzählte, daß auf der Direktion Briefe einliefen, in denen sich die Abonnentinnen beklagten, wenn eine Schauspielerin ein Kleid mehr als dreimal angezogen hätte.

Der Herr im Frack, der Lederfabrikant, der neben der Blondine vom Stadttheater saß, hatte schon viel getrunken. Sein Stehkragen war auf einer Seite aufgeknöpft und die weiße Binde gelockert. Seine gestärkte Hemdenbrust war in mehrere wagrechte Falten zerknautscht, das Gesicht troff vor Schweiß und seine klein gewordenen Augen schillerten grünlich. Die Hand, die er von der Lehne des Fauteuils herabhängen ließ, war blutrot angelaufen. Er sah aus, als müßte er in jeder Sekunde einem Schlaganfall erliegen. Endlich hustete er, richtete sich auf und sagte:

„Nun laßt aber die Kleider. Komm Schatz, gib mir einen Kuß und rede etwas Gescheites. Wie wär' es, wenn

wir etwas sängen? Geh', hol' die Gitarre und sing' uns etwas."

„Du magst davon nichts hören!" rief die Blonde empört. „Aber wir werden durch solche unvernünftigen Forderungen korrumpiert!"

„Korrumpiert!" wiederholte der Herr mit dem militärischen Bart, beugte sich vor und lachte kurz auf.

Die blonde Dame fing an zu schreien, sprang auf und rief:

„Ja, es ist eine Schmach, dadurch werden wir korrumpiert. Denkt ihr etwa, mir würde es einfallen, ein solches Luderleben zu führen, wenn nicht diese infamen Schneiderrechnungen wären!"

Sie kam nicht weiter, denn Sanders goß ihr geistesgegenwärtig eine halbe Flasche Sekt in den dekolletierten Busen. Kreischend sank sie zurück und fiel dem Lederwarenfabrikanten in die Arme, der plötzlich enthusiasmiert die sektfeuchten Stellen der Haut abküßte.

Unter Gelächter und Geschrei ging die Szene, die dramatisch zu werden drohte, unter. Die Paare umschlangen sich ungenierter, die zum Teil sinnlosen Worte flogen schneller hin und her. German beobachtete, wie Fräulein Hirrich alles mit großen, offenen, ungläubigen Augen verfolgte. Friedrich Schäfer redete nichts. Er legte sich in den Sekt und German sorgte dafür, daß sein Glas nicht leer wurde. Sein eigenes Glas schüttete er geschickt wieder in den Sektkübel. Er war kein Mensch, der am Trinken Gefallen fand. So blieb er nüchtern und behielt sich fest in der Hand. Die zwei Gläser, die er genommen, waren für ihn völlig genug, um eine angenehme Wärme zu spüren, mehr verlangte er nicht.

Nach einer Stunde sank Schäfer müde zurück. Sein

dicker Kopf ruhte auf der Sofalehne und sonore Schnarchtöne entquollen seiner Nase. German flüsterte Fräulein Hirrich zu: „Ich glaube, es ist besser für Sie, wenn wir gehen," und schmuggelte das Mädchen und sich selbst geschickt aus der Gesellschaft.

Als sie auf der Straße waren, schaute er auf die Uhr. Es war bereits vier. Das Mädchen begann zu frösteln. German umfaßte sie und führte sie nach ihrer Wohnung, die eine Viertelstunde von der Pension Pingersberger entfernt lag. Als sie vor der Haustür stand, erschrak sie und jammerte:

„Um Gottes willen! Ich habe meinen Schlüssel vergessen. Ich gab ihn Schäfer zum Aufbewahren. Was soll ich nun tun? Ich bin so müde und kann doch in dieser Stunde das Haus nicht wecken. Was würden die Leute sagen!"

German streichelte ihr die Backen und erwiderte:

„Aber das macht doch nichts, da kommst du halt zu mir. Ich habe noch einen ganz bequemen Diwan, der langt für mich."

„Ich kann doch nicht," jammerte sie.

German machte ihr Mut: „Ach was, Not bricht Eisen."

Sie war willenlos, vom Sekt benommen und schlaftrunken und so taumelte sie mit ihm mit.

* * *

Es war um 11 Uhr vormittags. Fräulein Hirrich saß weinend auf dem Schoße Germans, der sie zu trösten suchte: „Aber Kind! es merkt's ja niemand."

„Aber wie komme ich nun die Stiege hinunter, deine Hausfrau, die Leute müssen mich doch sehen."

„Ach was, ich bringe dich schon hinaus. Du fragst, wenn dich jemand sieht auf der Stiege, ob hier ein Dekorationsmaler wohnt. Nur Mut!"

„Ach, ich schäme mich so," schluchzte das Mädchen, schlang ihren Arm um Germans Hals und weinte von neuem.

„Ich weiß nicht, ob Herr German schon zu sprechen ist," ließ sich die knarrende Stimme der Zimmervermieterin im Gange vernehmen, „klopfen Sie mal an."

„Um Gottes willen, um Gottes willen," jammerte Fräulein Hirrich.

Schritte näherten sich der Tür. Ein Klopfen ward hörbar, als ob jemand mit der Krücke eines Stockes gegen die Tür schlug und eine Stimme ward von außen her laut, über die German erschrak:

„German, hast du etwas Zeit für mich? So steh' auf. Ich bin's, Cantor."

„Nein, nein," flüsterte Fräulein Hirrich.

German gewann seine Energie wieder. Er faßte die Handgelenke des Mädchens, machte sich frei und rief mit lauter Stimme: „Einen Augenblick, ich komme sofort!" dann öffnete er seinen geräumigen Kleiderschrank und nötigte mit einer energischen Handbewegung das verzweifelte Fräulein hinein.

Mit einem schnellen Blicke sah er sich nochmals um, ob noch irgendein weiblicher Gegenstand in seinem Zimmer sichtbar war, zog die Jacke an und öffnete.

Blaß, übernächtig, abgezehrt trat Cantor ins Zimmer. Trotz des zerdrückten Reiseanzuges erschien die lange Gestalt fast elegant. Seine Augen waren hell und matt. Er zog die niedere Stirn in viele Falten, sah sich irr um. Um seine Lippen spielte das schmerzliche Lächeln. Sie schüt-

telten sich die Hände. German spürte, daß des Besuchers Hand kalt und feucht war.

Cantors Züge wurden schlaff. Er ließ sich plötzlich auf einen Stuhl nieder und sagte in kindlichem Ton:

„Du mußt mir helfen. Ich habe keinen anderen Menschen, der es könnte. Ich bin blind von Leipzig nach Nürnberg gefahren. Ich mußte fort in eine Stadt, wo mich niemand kennt."

„Was ist mir dir?" fragte German und begann, sich schnell anzuziehen.

Cantor sprang auf, trat dicht vor German und rief mit zitternder Stimme: „Höre! Ich bin mit der Frau eines Kollegen davongegangen, du mußt mir helfen. Ihretwegen mußt du mir helfen."

German trat einen Schritt zurück. Es kehrte sich in ihm etwas um. Cantor, dieser Mensch, der ihm das Idol der Reinheit war, hatte das getan!

Cantor bemerkte diese Erregung Germans. Er biß die Zähne zusammen, richtete sich auf und sagte: „Nun, ich sehe schon, daß du mich nicht verstehen willst." Und er machte Miene, das Zimmer zu verlassen.

German erfaßte in plötzlicher Angst die Hand des Freundes: Er sollte diesen Menschen verlieren! Nein! Diesen Menschen durfte er nicht verlieren! Er rief: „Verzeih! Ich bin übernächtig, ich bin überrascht, ich muß mich noch darein finden, daß du da bist!"

In diesem Augenblick erscholl ein eigentümlicher Ton aus der Gegend des Schrankes, German fuhr hastig fort: „Ich muß mit dir hinaus, ich kann unmöglich hier in diesem Zimmer mit dir sprechen, die Wände sind zu dünn."

Ein deutliches Niesen wurde aus der Gegend des

Schrankes hörbar. Da glitt wieder das schmerzliche Lächeln über Cantors Gesicht, und er sagte kindlich: „Du hast recht, man hört ja, wie nebenan genießt wird."

In einer halben Minute war German angezogen, er schritt mit Cantor hinaus, ging zu seiner Wirtin, schrieb schnell einige Zeilen auf ein Notizblatt, reichte es ihr und sagte:

„Bringen Sie diese Depesche schnell fort. Es hängt für mich ein Gastspiel davon ab."

Er hatte ins Blaue einige unverständliche Worte ans Theater nach Bamberg geschickt.

Die brave Zimmervermieterin lief fort. German geleitete Cantor auf den Treppenabsatz, machte plötzlich kehrt, indem er ausrief: „Um Gottes willen, ich habe meine Schlüssel vergessen!" Er eilte zurück, befreite Fräulein Hirrich aus dem Schrank, flüsterte ihr zu, sie hätte zwanzig Minuten Zeit, bis die Wirtin wiederkäme, drückte dem verängstigten Mädchen einen schnellen Kuß auf die Lippen und eilte dann mit Cantor fort.

Während sie über die Straßen gingen, berichtete Cantor. Er hatte in Leipzig im Laufe des Winters die Frau eines Kollegen kennen gelernt. Sie war ihm dadurch aufgefallen, daß sie an Gagentagen selbst zur Kasse ging und darum bat, ihr hundert Mark für den Monat von der Gage ihres Mannes auszuzahlen, da sie sonst kein Geld zum Leben hätte.

„Dieser Schuft", sagte Cantor, „hat vier lebendige Kinder, zog es aber vor, sein Geld anderwärts zu vertun! Ich hatte Mitleid mit der Frau. Ich habe mich ihrer angenommen. Ich habe sie gegen ihren Mann geschützt, der sie blutig schlug. Ihretwegen habe ich auch kein Sommerengagement genommen, ich wollte in Leipzig bleiben. Ich

gab dort Schauspielstunden und schlug mich so durch. Ich ging manchmal des Abends mit ihr spazieren. Ich lernte sie kennen. Sie hat eine feine Seele. Gestern flüchtete sie von ihrem Manne zu mir. Ich wußte mir keinen anderen Rat, ich mußte fort mit ihr. Nun habe ich fürs erste kein Geld, muß auch in Leipzig mehreres bezahlen, um nicht in Verdacht bei meinen Gläubigern zu kommen. Kannst du mir sechshundert Mark verschaffen?"

German antwortete, ohne sich zu besinnen: „Ich will es versuchen." Innerlich schwankte er. Er wußte nicht, was er von Cantor halten sollte. Auf die Frau, die diesen charakterfesten Menschen zu einem solchen Schritt bewogen hatte, war er neugierig. Er mußte sie kennen lernen.

„Wo wohnt ihr denn?" fragte er.

„Ach, im ‚Adler'."

Der ‚Adler' war ein kleines, verrufenes Hotel, in das German den Freund geleitete.

Sie stiegen über eine feuchte, dunkle Treppe in den dritten Stock des Hotels. Weiße, schmutzige Türen mit schwarzen Nummern befanden sich in einem öden, langen Gang, dessen Dielen ausgetreten waren. Von den Wänden bröckelte der Kalk.

Am Zimmer Nummer siebenundvierzig klopfte Cantor an. Eine Frau mit knochigem Gesicht und abgehärmten Zügen öffnete. Sie musterte German mit einem langen Blick, der kühl und prüfend aus den grauen leeren Augen drang. Sie war German vom ersten Augenblicke an unsympathisch. Der Wuchs der Frau war gut, und wenn sie herausgefüttert war, mochte sie ganz hübsch sein. Aber ihre Hände waren breit, die Fingernägel abgebissen, die Handgelenke dick.

„Also, das ist dein Freund, der German?" fragte die Frau im sächsischen Dialekt.

Cantor nickte. German gab der Frau die Hand. Sie legte die ihre lasch und ohne Druck in die seine. Es war als ob er in Brei griffe.

Die Stimmung in diesem engen Hotelzimmer mit zwei Betten und dem Waschtisch mit schmutzigem Waschwasser war drückend.

Diese drei Menschen sprachen keine zwanzig Worte miteinander. German versicherte immer von neuem, er würde sein Möglichstes tun, und Cantor betonte seinerseits immer wieder, drei Wochen müßten sie Ruhe haben.

Die Frau stand am Fenster und schaute auf die enge dunkle Gasse hinab. Sie beobachtete German mit mißtrauischen Seitenblicken.

Sie verabredeten endlich, sie wollten sich abends in der Bierstube „Zum Raben" treffen. Inzwischen würde German in den „Adler" Nachricht geben, ob er Geld bekommen hätte.

German verabschiedete sich von dem ungleichen Paar, ging über die dunkle, feuchte Treppe hinab in die enge Gasse und begab sich zu Fräulein Bachhusen.

* *
*

Unweit des „Modernen Theaters" in der Bachgasse lag das Wirtshaus „Zum Raben", ein altes, würdiges Bierlokal, in dem die Handwerksmeister und kleinen Hausbesitzer gern ihren Dämmerschoppen um 6 Uhr abends tranken. Diesen gemütlichen Ort suchten auch die Schauspieler gern auf. Sie hatten sich in einer Art Erker, aus dessen Holzgebälk bequeme breite Bänke vorsprangen, einen runden Eichentisch als Stammgäste

für diese Stunde reserviert. Da saßen sie und schauten durch die geöffneten Butzenscheibenfenster auf die Gasse in das Gewölbe eines Kupferschmiedes, das mit seinen glänzenden Geräten einen fröhlichen Anblick bot. Lang und schlauchartig war der Gastraum, dessen Eichenwände schwarz vor Alter waren. Von der niedrigen Balkendecke hingen über den einzelnen Tischen Innungszeichen herab, über dem Tisch der Grobschmiede Hammer und Ambos, ein Roß mit einem Hufeisen über dem Tisch des Hufschmiedes, ein Friseurbecken über dem Barbiertisch, Mangelholz über dem Bäckertisch, so wie es einem jeden Beruf zukam. Auch die Schauspieler hatten sich über ihren runden Erkertisch eine goldene Maske als Zeichen ihrer Kunst hängen lassen.

Es war um 6 Uhr, als German und Fräulein Bachhusen sich an diesem Stammtisch einfanden, um Cantor zu treffen. Aus den geöffneten Fenstern zog in blauen Schwaden der Tabakdampf aus Pfeifen und Zigarren der feiernden Bürgersleute. Dieser Geruch vermischte sich mit dem Dufte von Sauerkraut und heißem Fett gerösteter Würstchen.

Cantor hatte sich eng in eine Ecke gedrückt und brütete still über einem Kruge Bier, als die beiden eintraten.

Er erhob sich linkisch und lächelte leise, als German ihm Fräulein Bachhusen vorstellte. Dann streckte er seine Rechte aus und sagte in seiner eigentümlichen schweren Betonung:

„German schickte mir die Nachricht, daß Sie mir helfen würden! Ich danke Ihnen für den Freundschaftsdienst, den Sie einem unbekannten Menschen erweisen."

Fräulein Bachhusen hatte ihn bis zum Augenblicke, wo er sprach, mit Interesse beobachtet. Nach seinen Worten

aber wurde sie merklich kühl und erwiderte: „O bitte, Sie haben sich nur bei Herrn German zu bedanken. Ich habe ihm das Geld geliehen, nicht Ihnen."

Germans Blick glitt forschend zu Irene. Er beobachtete, wie sie sich ruhig niederließ und die Handschuhe abstreifte. Er verstand ihre plötzliche Ernüchterung nicht, und um ein Schweigen zu vermeiden, fragte er Cantor:

„Warum bist du allein gekommen?"

Cantor biß die Zähne zusammen und sagte, nachdem er den Kopf etwas mühselig emporgeschraubt hatte:

„Ich meine, es ist besser so, wenn wir uns nicht zusammen zeigen."

Irenes Augen ruhten kühl, fast feindlich auf Cantors Gesicht. Er schlug die Augen nieder und sah auf seine beiden Hände, deren Adern stark geschwollen waren.

Zwischen den drei Menschen herrschte eine peinliche Stimmung. Alle Versuche Germans scheiterten, ein Gespräch in Gang zu bringen. Jedesmal, wenn Cantor den Mund auftat, sah ihn Irene mit großen, forschenden Augen an.

Vor dem offenen Fenster erschien die mächtige Gestalt Friedrich Schäfers.

„Guten Abend, German!" sagte er. Seine Hängebacken zuckten. Endlich fragte er heiser: „Wissen Sie wohl, wo mein Mündel ist?"

„Ich habe Fräulein Hirrich nicht gesehen," erwiderte German, in dem alle Nerven wach wurden. „Kommen Sie herein," fuhr er fort, „ich habe Besuch, soll ich Sie bekannt machen?"

Schäfer schüttelte den Kopf: „Nein, ich muß wissen, wo das Mädchen geblieben ist," sagte er grimmig.

Da klatschte auf seinen breiten Rücken ein kräftiger

Handschlag. Der schwere Schauspieler wandte sich langsam um. Sanders stand hinter ihm, er lachte:

„Na, alter Herr!" rief er aus, „was hat denn Ihre Frau heute morgen gesagt, als wir Sie abgeliefert hatten?"

„Sie hat mich vor Eurer miserablen Gesellschaft gewarnt," grollte Schäfer.

„So, so, gewarnt hat sie dich. Ja, du bist fidel gewesen, alter Knabe."

Dann rief er ins Zimmer hinein: „Na, German, wie ist Ihnen die Nacht bekommen, Sie Schlauberger? Sie haben sich ja französisch empfohlen. Was für ein Gesicht machte denn die junge Dame heute morgen?"

„Ich verstehe Sie nicht," erwiderte German. „Ich habe Fräulein Hirrich nach Hause gebracht, wie sich das gehörte, da Herr Schäfer nicht imstande war, es zu tun."

„Sie hätten mich nur wecken sollen," brummte Schäfer zum Fenster hinein. „Haben Sie das Mädel gesehen, Sanders?"

„Ja, sie saß in einer Konditorei und aß ungeheuer viel Torten. Das ist ein böses Zeichen, ein sehr böses Zeichen."

„Kommen Sie, Sanders, wir wollen hingehen. Ich muß der Kleinen den Puls fühlen." Und sie verschwanden in der abendlich schimmernden Gasse.

Fräulein Bachhusen hatte diese Reden verfolgt, aber nicht recht begriffen. Sie fragte darum German: „Wo seid ihr gestern abend noch gewesen?"

„Wir waren im Café, und nachher hat uns der Sanders noch zu Bekannten mitgeschleppt. Schäfer hat sich greulich betrunken, und ich habe die kleine Hirrich nach Hause gebracht." Um dieses Thema abzubrechen, wandte

er sich plötzlich an Cantor und fragte: „Hast du Lust, dir heute den französischen Schlager anzusehen?"

Cantor schüttelte den Kopf und sagte: „Nein. Vielleicht, wenn es ein ernstes Stück wäre, aber für Schauspielerei allein bin ich heute nicht recht zu haben."

Wieder schaute ihn Irene an. Sie biß sich auf die Lippen und wandte den Kopf ab und schaute zum Fenster hinaus.

Mit langen, schlenkernden Schritten kam Fräulein Hirrich über den schmalen Damm der Gasse gelaufen. Sie streckte ihren Kopf mit den etwas zerzausten Haaren zum Fenster hinein und rief: „Ach, da sind Sie ja, Herr German! Ich habe Sie schon den ganzen Tag über gesucht." Plötzlich wurde sie rot und stotterte: „Es ist wegen des Striches, über den wir immer gestritten haben. Sie haben doch heute abend die Stallwache. Ich möchte, daß Sie der Souffleuse sagen, sie soll die Stelle aufmachen."

Fräulein Bachhusens Blick wanderte aufmerksam zwischen Hirrich und German hin und her.

Wegen eines Striches brauchte sich Fräulein Hirrich doch nicht in solcher Weise zu echauffieren, wenn sie auch erst wenige Tage auftrat.

German erhob sich. Er sagte: „Es ist Zeit zum Theater. Sehen wir uns nachher wieder, Cantor?"

Cantor fuhr sich mit der Hand über die Stirn: „Ja! Nein! das heißt, nein! Ich kann sie heute abend nicht mehr allein lassen."

Er schüttelte German die Hand und dankte Fräulein Bachhusen noch einmal.

German und Irene verließen den Raum und schritten in die enge Gasse hinaus. Auf den Bänken vor der Tür

saßen alte Frauen. Sie strickten oder brockten Brot in die Kaffeetassen.

Vor German und Irene ging langsam Fräulein Hirrich den Weg zum Theater.

„Wie hat dir Cantor gefallen?" fragte German.

„Er hat mir nicht gefallen," sagte Irene.

„Das begreif ich nicht."

„Du wärst auch der letzte, um das einzusehen," erwiderte Fräulein Bachhusen überlegen. „Aber ich habe es gespürt. Merkst du denn nicht, daß dieser Mensch deine Sprache, deinen Tonfall und deine Gedanken kopiert?"

German schaute Irene an, deren Augen zornig leuchteten.

„Nein, du übertreibst," sagte er mit sehr gedeckter Stimme.

„Du wirst noch erleben, daß er dir in den Rücken fällt," entgegnete sie ihm. „Er ist eine niedrige Natur und ein falscher Idealist."

German antwortete nichts. Seine Blicke wandten sich nicht von Fräulein Hirrich ab, die vor ihnen herschritt.

* * *

Es war im August. Brunner probierte an einem satirischen Stücke, das den Titel „Der Stadtrat" trug und von dem gefürchtetsten Kritiker der Stadt Nürnberg geschrieben war.

Die Schauspieler probierten sämtlich mit der Unlust, die sich immer bei Stücken einstellt, deren Unbrauchbarkeit sich nach den ersten drei Proben herausstellt. Besonders Sanders, der einen Bezirksamtmann, einen forschen Weiberhecht zu spielen hatte, legte seine Rolle von vornherein als Selbstverulkung an. Seinem Beispiel folgte

Frau Centa Olivier, die die Frau des Stadtrats zu spielen hatte. Da war besonders im dritten Akt eine Stelle, über die die Schauspieler nie mit Ruhe hinwegkommen konnten. Der Bezirksamtmann hatte die blöden Worte zu sagen: „Ach, wie ist der Kaffee der Frau Stadträtin gut." Nach diesen Worten folgte jedesmal Gelächter und Schäfer erklärte jedesmal laut: „Das ist der beste Witz des Stückes."

Brunner hatte eine Zeitlang die Zügel locker gelassen, weil er wohl glauben mochte, daß es gut sei, die Schauspieler wenigstens bei guter Laune zu erhalten. Aber als sich nach den ersten drei Proben der Dichter des Stückes einfand, verbat er sich jeden Ulk. Spielte er doch das Stück nur, um sich die Sympathie dieses Herrn zu erkaufen. Als nun bei der Kaffeestelle Herr Sanders wieder seinen besonderen Ulk trieb, indem er die Kaffeekanne in die Hand nahm und lebhaft hineinroch, während er die Worte sprach, geriet Brunner in Zorn.

„Herr Sanders, ich nehme Ihnen noch heute die Rolle ab, wenn Sie nicht Ihre Albernheiten lassen!"

„Aber mit dem größten Vergnügen gebe ich diese Dreckrolle zurück."

„Herr, was fällt Ihnen ein!"

„Mäßige dich doch, Alexander," rief Centa Olivier in das Parkett hinunter.

„Sie alter Obertrottel können . . ." rief Sanders, machte eine nicht mißzuverstehende Bewegung mit seinem Gehrockzipfel und verließ die Bühne.

Brunners Wut war grenzenlos. Er stolperte über die Probentreppe vom Parkett auf die Bühne hinauf, packte Sanders von hinten und gab ihm eine Ohrfeige. Sanders ergriff einen Stock und wollte sich auf Brunner

stürzen. Frau Olivier warf sich dazwischen. Sanders packte sie.

„Herr! rühren Sie meine Frau nicht an!" rief Brunner.

Da ließ Sanders den Stock sinken und begann plötzlich zu lachen, schamlos und laut. Frau Centa Olivier stimmte in dieses Lachen ein und alle Schauspieler lachten mit, da sie ja das Verhältnis der Direktorin mit dem schneidigen Sanders kannten.

Brunner wurde totenblaß.

„Sie verlassen augenblicklich mein Theater und betreten das Haus nicht wieder!" gebot er Sanders. Die Probe wurde abgebrochen.

Die Schauspieler gingen aus dem Theater sofort in den „Raben", wo lang und breit über die Angelegenheit verhandelt wurde.

Am Nachmittag kam German zu Fräulein Bachhusen, die abgespannt auf ihrem Ledersofa lag.

„Brunner ist ein toter Mann," erklärte German. „Centa Olivier hat zusammen mit Sanders die Stadt verlassen."

„Ich denke, er kann froh sein, daß er diese Person auf so billige Weise an den rechten Mann gebracht hat," erwiderte Fräulein Bachhusen.

German ließ sich auf einen Stuhl neben dem Ledersofa nieder und sagte: „Du vergißt, sie hat das Geld. Um 12 Uhr sind die beiden fortgefahren, und um 3 Uhr schon kamen die Gewerbetreibenden und präsentierten Rechnungen. Es ging schauderhaft in der Kanzlei zu. Sie hat ihm vor der Abreise den Bankkredit gesperrt. Er sitzt ganz stier an seinem Schreibtisch. Der Theaterportier ist der einzige, der mit den Leuten fertig werden

kann. Alle anderen sind kopflos davongerannt. Schäfer ist ratlos. Er jammert um seine Kinder. Es ist eine Katastrophe!"

Fräulein Bachhusen stand von ihrem Sofa auf und wanderte langsam durch das Stübchen. Ihre Züge nahmen eine feste Entschlossenheit an.

„Das Theater ist doch lebensfähig," bemerkte sie endlich.

German erwiderte ruhig: „Es ist jeden Abend ein guter Ueberschuß in der Kasse. Aber er hat Verbindlichkeiten, er braucht Kapital. Wie mir der Kassierer sagte, mit dem ich über die Lage sprach, wird er schwerlich jetzt einen Geldgeber finden. Auch kann die Frau gegen ihn Forderungen geltend machen. Jedenfalls ist ihr Fortgang so gut wie seine Bankerotterklärung."

Fräulein Bachhusen wanderte wieder im Zimmer auf und nieder.

„Kann es sich um viel Geld handeln?" fragte sie.

„Das glaube ich nicht," erwiderte German, „aber nur Brunner selbst kann es genau wissen."

Wieder nach einer Weile lebhaften Nachdenkens blieb Irene vor German stehen.

„Es ist eine seltsame Chance," sagte sie. „Wenn man jetzt Brunner hülfe, könnte man aus diesem ‚Modernen Theater' ein wirklich modernes Theater machen. Im Notfall könntest du sogar die Führung übernehmen, wenn er nicht fähig wäre."

German öffnete die Augen weit.

„Es wäre eine Chance," sagte er. „Aber weißt du, ich kann das nicht. Es ist praktisch undurchführbar. Die Centa und Sanders waren immerhin ausgezeichnete Schauspieler. Sie lassen sich so leicht nicht ersetzen."

„Wir wollen mit Brunner sprechen," erwiderte Irene, „komm mit."

Sie zog sich an und ging fest und ruhig durch die Straßen ins Theater, wo sich fremde Menschen herumdrängten, die miteinander über das Ereignis des Tages redeten. Ein dicker Mann mit Stiernacken und kurzem braunen Bart wälzte sich die Treppe herab und schrie mit einer schweren Bierstimme: „Es ist alles Betrug! Es ist alles Betrug! Das ganze Haus ist Betrug!"

Mit vieler Mühe gelangten die beiden zu Brunner, nachdem der Portier mit dem Barte Ludwigs II. von Fräulein Bachhusen einen Taler erhalten hatte.

Brunner saß in seinem großen Privatbureau, in dem nur ein Diwan, ein Schreibtisch mit Arbeitssessel und zwei Rohrstühle standen. Mit einem kurzen Bleistift schrieb er auf ein altes Löschpapier mechanisch Zahlen.

Er hob die blauen, umflorten Augen ein wenig und sagte müde:

„Was wünschen Sie von mir, Fräulein Bachhusen?"

Fräulein Bachhusen trat an seinen Schreibtisch heran und sagte ruhig: „Ich bin gekommen, Herr Direktor, um mit Ihnen darüber zu sprechen, wie den Kollegen die Gagen erhalten bleiben können."

Brunner schaute sie an: „Das ist das erste vernünftige Wort, das ich höre," sagte er. Plötzlich sprang er auf. „In zwei Tagen ist Gagentag!" rief er, „und ich kann mir den Kopf zermartern, wie ich will, ich kriege das Geld nicht zusammen. Ich kann mein Geld erst auf dem Weg des Prozesses erlangen, und bis dahin ist das Theater kaput."

„Wieviel Kapital brauchen Sie," fragte Fräulein Bachhusen, „um über die Schwierigkeit hinwegzukommen?

Denn immerhin, Ihre Frau hat doch nicht das Recht, Sie zu ruinieren."

Brunner überlegte scharf. Seine Blicke waren gleichsam nach innen gekehrt. Endlich sagte er: „Wenn mir achtzehntausend Mark zu Gebote ständen, könnte ich mich fürs erste ihr zum Trotze halten. Der Fehler ist nur, daß ich ohne die beiden keines meiner Stücke spielen kann."

„Und wenn Sie sich bis morgen Gäste kommen ließen?" fragte Fräulein Bachhusen wieder.

„Das hängt nur am Gelde," erwiderte Brunner.

„Gut," sagte Irene, „ich biete Ihnen um der Kollegen willen die achtzehntausend Mark an. Mein Rechtsanwalt wird sie im Laufe des Nachmittags anrufen."

Sie sagte das in harter, fester Weise. Es kam in ihrer Natur etwas zum Durchbruch, was sich bisher nicht gezeigt hatte. Etwas von dem zähen und geschäftlich kühnen Temperament ihrer mütterlichen Rasse.

German begann sie zu bewundern. Wieder einmal war er plötzlich auf Qualitäten bei einem Menschen gestoßen, von denen er nichts geahnt hatte.

„Warum hast du das getan?" fragte er, als sie längst auf der Straße waren, Irene, die sich zu ihrem Rechtsanwalt begab.

Irene lächelte: „Weil ich auf diese Weise dazu kommen kann," sagte sie, „in Stücken zu spielen, auf die ich sonst vielleicht zehn Jahre warten müßte. Dieses Theater wollen wir jetzt wirklich zum ‚Modernen Theater' machen."

So geschah es denn, daß in Nürnberg im „Modernen Theater" eine Reihe wirklich moderner Stücke gespielt wurde, von denen die Provinzpresse nur mit Grimm und Grauen sprach.

Irene spielte drei Frauenrollen aus den Stücken des großen nordischen Dichters, der gerade in Deutschland die Gemüter der Kenner beschäftigte und den Widerspruch der gebildeten Bürger heraufbeschwor.

Noch nie waren die Geister in der Provinz so erregt worden wie in dieser Zeit. Die Leute gingen ins Theater, um zu protestieren. Nur ein Häuflein Studenten, die aus Erlangen herüberkamen, hielt dem Sturm der Zischenden und Pfeifenden Stand.

German erkannte sehr bald, woran der Mißerfolg lag. Er stellte es Irene wieder und wieder vor: „Du kannst nicht mit dem Kopf durch die Wand. Nur du allein spielst wirklich eine von diesen Rollen, aber Friedrich Schäfer und den kleinen Theaterschülern wirst du das nie klar machen."

Die Stimmung der Kollegen gegen Fräulein Bachhusen war nach dem Tage ihres pekuniären Eingreifens völlig umgewandelt. Sie erklärten zwar die Stücke für Mist. Aber für großzügiges Handeln hat der Schauspieler immer Verständnis und Bewunderung. Es war eine so schöne Gelegenheit, am Stammtisch im „Raben" zu renommieren.

„Ja," trumpfte Friedrich Schäfer auf, „Fräulein Bachhusen hat hunderttausend Taler hingelegt."

Somit war die Legende fertig.

Brunner, der mit seinem Prozesse für die Wahrung seiner Geldinteressen zu tun hatte, überließ die Regieleitung zumeist German, der sich durchbiß, so gut er's vermochte.

Er studierte diese fremdartigen Stücke mit Irene und bildete sich feste Vorstellungen darüber, wie sie aufgeführt werden müßten. Aber bei jeder Probe wurde es ihm aufs neue klar: Mit diesen Schauspielern, in denen alles

Schablone und Routine ist, kann das Ziel nicht erreicht werden.

Nur Irene war frei, war glücklich. Sie hatte endlich Aufgaben, die sie lockten. Sie war unabhängig von Regisseuren, die ihr Wesen nicht verstanden. Sie hatte recht: nicht zu teuer war diese Chance für sie erkauft! Sie wuchs mit jeder Aufgabe.

In kürzester Zeit erhielt sie von zwei durchreisenden Regisseuren größerer Theater ernste Anträge. Aber sie erklärte, bevor die Krisis in Nürnberg nicht gelöst wäre, würde sie nicht gehen.

Endlich gegen Anfang Oktober klärten sich Brunners Verhältnisse. Er erlangte einen guten Komiker und engagierte eine routinierte Salondame. So konnte er sich wieder an die Arbeit begeben und eines der beliebten französischen Stücke inszenieren. Die „verrückten" Stücke begannen vom Spielplan zu verschwinden. —

Eine Eroberung machte in dieser Zeit Irene in Fräulein Hirrich. Das junge Dämchen hatte Fräulein Bachhusen zum Objekt ihrer Anbetung erwählt. German fand das blonde schlenkerige Ding bei seiner Freundin oft zu den merkwürdigsten Zeiten. Es war ihm wenig recht. Denn getreu seiner Art hatte er seine Beziehungen zu dem jungen Mädchen durchaus nicht eingeschränkt. Er sehnte sich oft danach, bei dem harmlosen Geschwätz des naiven Kindes auszuruhen. Diese beiden Frauen in einem Raum gemeinschaftlich zusammenzusehen, war ihm unangenehm, und er versuchte des öfteren Irene gegen Fräulein Hirrich einzunehmen.

Aber auch Irene hatte Gefallen an der Naivetät des jungen Mädchens gefunden. Es tat ihr wohl, mit einem weiblichen Wesen zu sprechen. Sie gehörte zu den Frauen,

die wenig Freundschaften in ihrem Geschlechte finden.

So kam es, daß sich German aus all diesen überschraubten und verzerrten Verhältnissen der Provinzstadt herausſehnte. Er fühlte es, nur noch Berlin konnte ihm Neues in seinem Leben geben.

Und er träumte von dem Menschengewühl in der Helle nächtlicher Straßen. Jene letzte Nacht in der Residenz mit Cantor ward in ihm lebendig, visionär sah er die Stadt vor sich, in deren Straßen Luſt zu kaufen ist und deren schmutziges Pflaster im Glanze der Gaslaternen verborgene Goldblöcke zu verraten scheint.

Da waren Schätze zu finden.

In solcher Stimmung befand sich Ernst German, als er eines Morgens ein Telegramm erhielt: „Sei Donnerstag abend Berlin, Café Monopol, zur Besprechung unserer Tournee, Gruß, Meister."

Drittes Buch / Berlin

German erwachte in der Ecke seines Coupés dritter Klasse durch den plötzlichen Ruck, den der schnellfahrende Zug bei einer Kurve machte. Er schauderte. Sein Kopf war mit wirren Traumvorstellungen erfüllt, die dumpf immer noch in ihm nachwirkten.

Was er geträumt hatte, wußte er schon nicht mehr, aber es war schrecklich gewesen. Seine erste Bewegung beim Erwachen war, die Brust zu recken, als müsse er einen eisernen Ring lockern, der sich um sein Herz gelegt hatte. Durch alle diese Traumgebilde war Irene gegangen mit einem Ausdruck im Gesicht wie in der letzten Stunde, als er von ihr in Nürnberg Abschied nahm.

Ihm war, als wollte sie ihm in diesen letzten Tagen etwas mitteilen, doch jedesmal, wenn sie einen Versuch zu machen schien, brach sie plötzlich ab. Er kannte sie zu gut, um in sie zu dringen: er wußte, wie beleidigt sie sich durch direkte Fragen fühlte.

Ihre dunklen Augen hatten in dieser letzten Zeit eine seltsam prüfende Schärfe gewonnen, ihr Gesicht war blasser als sonst. Nie hatte sie seine geistige Neugierde so gereizt wie in der letzten Nürnberger Woche, und dennoch war sie ihm körperlich antipathisch gewesen wie nie zuvor. Fast schmerzhaft hatte ihre heiße feuchte Hand in der seinen geruht, und trotz der zärtlichen Worte, die sie

sich sagten, war es ihm zumute, als bekämpften sich ihre körperlichen Ausstrahlungen. Als sie zum Bahnhof gingen, war German das Wort entschlüpft: „Ich weiß nicht, was für ein sonderbares Parfüm du heute an dir hast." Sie hatte geantwortet: „Du weißt, daß ich mich überhaupt nie parfümiere."

Er hatte sie stürmisch an sich gerissen, als müsse er diesen körperlichen Bann brechen, aber als er einer alten Gewohnheit folgte und ihren Nacken küßte, war ihm ihre Haut fremd und unangenehm erschienen.

Er schüttelte sich, als er daran zurückdachte, und erhob sich.

Dicke Luft war in dem Coupé. Die beiden Mitreisenden lagen mit weitausgestreckten Beinen in ihren Ecken. Der eine hatte ein Taschentuch über die Augen geknüpft, um nicht von den Strahlen der Morgensonne getroffen zu werden. Der andere lag mit offenem Munde da, so daß unter dem blonden Schnurrbarte die starken, gelben Zähne sichtbar wurden. Er schnarchte laut und gleichmäßig.

German öffnete das Fenster und kühlte seinen dumpfen Kopf. Der Ton aus den Schienen herauf klang heller, der Rhythmus der Stöße wurde heftiger, der Schnellzug suchte in der Nacht verlorene Kilometer einzubringen. An den Fenstern vorbei zogen sich drehend die Vierecke von Kartoffelfeldern, die Bäume schienen mit Sprüngen von rechts und links zu setzen. Die Telegraphendrähte schwirrten hinauf und herab.

German sah diesem Spiele zu. Höher und höher stiegen die Drähte, bis auf einmal einer der kräftigen Pfähle sie plötzlich wieder in die Tiefe herabriß und das Spiel von neuem begann.

Die frische Luft begann die Mitreisenden zu ermuntern. Der Herr mit dem blonden Bart und den gelben Zähnen reckte sich auf, trat zu German ans Fenster und sagte in unverfälschtem Berliner Dialekt:

„Na, wa sind ja jleich da. Da sehen Se, da kommt's schon."

Wie ein vorgeschobenes Vorwerk einer Festung zog das erste massive, vierstöckige Haus, das aus dem Sandboden emporstrebte, vorbei.

German beugte sich aus dem Fenster. Weit hinaus in das flache Land fraßen sich vorgeschobene Straßenzüge. Von dem eigentlichen Kern der Stadt war noch nichts zu sehen. Nur eine trübe, dunstige Wolke, die dem blauen Herbsthimmel jede Farbe nahm, verriet ihre Nähe. Ausflugsorte zogen vorbei, die schon städtisches Gepräge trugen. Die Häuserblocks rückten näher aneinander, die freiliegenden, grünen Herbstwiesen wurden enger, Vorgärten zeigten sich, Stakete und große Reklameschilder, die zu dem eilenden Zuge hinaufschrien: Wichse! Palmin! Mundwasser! Schuhe! Aufdringlicher in den Farben, gewaltiger in den Flächen wurden diese Affichen. Ganze Wände auf den Rückwänden der Häuser waren bemalt.

Kleine Stationen brausten vorbei, so schnell, daß ihre Schilder nicht zu lesen waren. Jetzt donnerte der Zug über eine Eisenbahnbrücke und ward aufgenommen von den offenen Schächten der Straßenzüge, die von Menschen wimmelten.

„Jott," sagte der blonde Mitreisende, indem er heftig sich zum Fenster hinausbog. „Jott! Wieder Berliner Luft, dat tut wohl! Die Stadt soll uns mal eener nachmachen und die Arbeet!" und renommistisch wandte er

sich um und erklärte: „Die wissen ja wo anders jar nich, wat Arbeet is."

So roh und renommistisch diese Worte klangen, sie wirkten doch auf German stimulierend. Er fuhr in diese Stadt ein mit dem Gedanken des Abenteurers, der an den Ort seiner größten Möglichkeit gelangt. Erregt verließ er die Halle des Anhalter Bahnhofes, schaute von der Höhe der Stufen hinab auf den askanischen Platz und eilte durch die Königgrätzerstraße zum Potsdamerplatz mit dem Wunsche, mitten drin zu sein im Gewühl, im Getöse des Tages.

Trotzdem er die Stadt vor einem halben Jahr verlassen hatte, erschien sie ihm von einer wunderbaren Neuheit. Das beschleunigte Tempo dieser laufenden, beschäftigten Menschen nahm ihn gefangen. In dieser trokkenen Luft klang ein Ton wie von singendem Stahl. Das Wort wirkte in ihm nach, das der renommistische Reisende im Coupé gesagt hatte, das Wort: „Arbeet."

Er gelangte auf den Potsdamerplatz, über den die Menschen fluteten, vorbei an dem Bahnhof, hinüber zur Leipziger Straße, wo die Erzfigur des Grafen Wrangel Revue abzunehmen schien über die vorbeidrängenden Massen.

Bekannte Laute schlugen plötzlich aus einer Droschke an sein Ohr. Eine Frauenstimme rief: „Natürlich ist es German," und eine gedehnte Herrenstimme befahl alsbald: „Kutscher, halten Sie einmal!"

German wandte sich um und sah im Fond einer Droschke erster Klasse Frau Centa Olivier-Brunner und Herrn Sanders, der äußerst vornehm gekleidet war, eine Orchidee im Knopfloch stecken hatte und auf seinem Kopfe einen englischen Hut trug.

„Kommen Sie, German, steigen Sie ein und fahren Sie mit uns in die Zelten frühstücken!“ rief Frau Olivier lebhaft, „Sie müssen uns berichten, was in Nürnberg los ist!“

German griff das Abenteuer auf, nahm ohne Umstände Platz und der Wagen rollte vorbei an den vornehmen Villen der Bellevuestraße, die im reichsten Blumenschmucke der Vorgärten prangten.

Als der Straßenlärm ein wenig nachließ, fragte Frau Centa Olivier, die bis dahin German nur liebenswürdig angelächelt hatte: „Nun, erzählen Sie uns, was macht Nürnberg?“

„Brunner hat zuletzt einen ganz schönen Erfolg gehabt, der ihm einen Monat sichert,“ sagte German kalt, während er das Paar scharf beobachtete.

Sanders und Centa Olivier sahen sich an.

Da begann Sanders in seiner schleppenden Weise: „Sagen Sie mal, German, ist das denn richtig, daß der Brunner sofort ein Verhältnis mit der Bachhusen angefangen hat?“

„Nein,“ sagte German mit mehr Emphase, als er gewöhnlich zu sprechen pflegte, „Nein! Fräulein Bachhusen hat ihm nur der Kollegen wegen Geld geliehen, damit sie nicht plötzlich engagementslos würden.“

„Aus purem Edelmut?“ fragte Frau Centa Olivier.

Sanders lachte.

„Ach, laß German, der ist, was die Bachhusen angeht, blind! Das habe ich dir doch immer gesagt! Er verehrt sie!“

„Was ist an der Bachhusen denn zum Verehren?“ erwiderte Frau Centa. „Sie ist ein ungeschicktes Gestell.

Ihre Nase ist zu lang. Ihr Mund ist zu groß und ein jeder kann doch sehen, daß sie schielt."

„Was für verrückte Stücke habt ihr denn bloß gespielt?" begann nun Sanders seinerseits. „So viele Theaterskandale hat das ‚Moderne Theater' seit seinem Bestehen nicht gehabt."

„Immerhin, es hat sich rentiert," erwiderte German, „wenigstens hat der Besuch nicht gelitten."

„Auf uns haben wohl die Kollegen sehr geschimpft?" fragte Frau Centa Olivier.

„Ich kann mir Friedrich Schäfer vorstellen!" rief Sanders, und er begann zu kopieren: „Was soll aus meiner Familie werden und meinen vier Kindern? Wo nehme ich das Geld zu meinem Nachmittagsschoppen her? Woher das nötige Kleingeld für meine sonstigen Gelüste?"

German ließ diese Flut von Ausrufen und Worten über sich ergehen. Er antwortete mechanisch mit ja und nein.

Der Wagen bog in die Siegesallee ein und fuhr zur Siegessäule. Golden strahlte die Viktoria von der Spitze des mit eroberten Kanonen verzierten Turmes. Die Fahrt ging vorbei an diesen Spolien, die das Geschlecht der Jahre 1870—71 errungen.

German ließ seine ermüdeten Augen auf den dichten Gebüschen dieses seltsam schönen, wilden, herbstlichen Parkes ruhen, der sein Gepräge trotz des Wachstums der Stadt seit Jahrhunderten bewahrt hatte.

Sie fuhren zu Kistenmacher und genossen den Blick auf das dunkle Wasser der Spree, auf dem langsam die Zillen mit Obst und Backsteinen an den herbstlichen Bäumen vorbei dahinglitten, während am anderen Ufer die Rufe von Maurern und Arbeitern erklangen.

Sanders bestellte Eier im Glas, Kaffee, Schinken und Wurst.

Die Neugier der beiden hatte für German Aehnlichkeit mit der Neugier von Schulkindern, die einen schlechten Streich begangen haben und sich auf dem Schulweg berichten lassen, was der Lehrer und die Klasse dazu gesagt haben.

Nachdem sie German genügend ausgepreßt hatten, gaben sie ihm zu verstehen, daß er ihnen lästig sei. Er empfahl sich und ging am Kronprinzenufer entlang in die Stadt zurück.

In irgend einem kleinen Lokal der Friedrichstadt saß er eine Weile wie betäubt. Dann wieder irrte er ziellos durch die Straßen dieser Stadt, deren Leben und Treiben ihn mit einem Rausche erfüllte. Er blieb vor den Litfaßsäulen stehen und schaute die fünfzehn, sechzehn Theaterzettel durch, las die Ankündigung von Gastspielen und bevorstehenden Premieren.

Der Abstand gegen die Provinz ward ihm durch nichts so klar als durch diese Affichen.

So wurde es gemach Zeit, daß er sich zum Café Monopol begab. Er strebte der Friedrichstraße zu und ließ sich im Menschenstrom dieses mächtigen Verkehrsschachtes forttragen. Wie anders war das Bild als in der Nacht, die er mit Cantor verbrachte. Sachlich und robust drängten die Menschen vorwärts. In eines jeden Gesicht war Entschlossenheit eingegraben. Nichts war von dem Liebesmarkt der Nacht zu sehen.

Die Männer beachteten die Frauen kaum. Jeder ging dem Erwerb, der Tätigkeit nach. Diese ganze Stadt schien nur das Geschäft zu kennen, nur dem Gelde zu dienen.

Als German in den hohen Raum des Café Monopol

eintrat, war er einen Augenblick fassungslos, wie ein Mensch, der eine erträumte Situation im Leben leibhaft vor sich sieht. Das Geräusch der vielen, lebhaft schwatzenden Menschen verwirrte ihn. Er ward bedrückt von dem prunkenden Braun und Gold der Wände und Pfeiler. Langsam nur vermochte er sich an die vielen Gesichter mit dem heftigen Mienenspiel zu gewöhnen.

An jedem der kleinen runden Marmortische gestikulierten acht bis zwölf Menschen. Kaum hatten die Kaffeetassen und Wassergläser Platz. Hastig schnellten die Kellner in weißen Jacken und schwarzen Hosen die Gänge hinauf und hinab, um all die Wünsche, die ihnen aus dem Geschwirr der Stimmen entgegenklangen, zu erfüllen.

Es war die Stunde, in der sich die Theaterleute versammelten und trafen. Nur glattrasierte Männergesichter waren zu sehen und die Frauen zeigten in den allzu kontrastreichen Farben der Hüte und Blusen die Merkzeichen ihres Berufes.

Da saß ein junges Mädchen in weißer Bluse und grünem Rock, mit einfach frisiertem Haar bescheiden und unauffällig in einer Ecke. Sie konnte eine junge Kontoristin oder Lehrerin sein. Doch wandte sie sich um, so fiel das Auge auf eine grüne Schleife an ihrer Brust, die in der Farbe geschmackvoll zu ihrem übrigen Kostüm paßte, aber in Größe und Form jene leichte Verwegenheit zeigte, vor der eine Dame zurückschrecken würde. Mit dem Mädchen sprach eine schwere, würdige Person, die ein braunes Tailor-made-Kleid von einfachster Form und aus solidem Stoff trug. Aber sie konnte sich nicht den allzu reichen Ringschmuck der Finger versagen, und eine Diamantbrosche leuchtete am Halskragen.

Die Männer lagen zurückgelehnt in ihren Stühlen,

streckten die sorgfältig beschuhten Füße aus und ließen seidene Strümpfe sehen. Ihre gut gebügelten Hosen hatten in vielen Fällen jene Muster scharfer Streifungen oder schwarz-weißer Würfelung, wie sie der Schauspieler für elegant hält. Schwarze Gehröcke und Cutaways herrschten bei den älteren Herren vor, während die jüngeren elegante englische Schnitte bevorzugten oder sich gänzlich salopp trugen.

Zwischen den sorgfältig frisierten blonden und schwarzen Scheiteln tauchten Gesichter mit brennenden, dunklen Augen auf, phantastische, schwarze Lockenköpfe, neben denen blonde Mähnen sich im jähen Kontrast abhoben.

Trotz der verschiedenartigen Kleidung, trotz des gewaltigen Unterschiedes aller dieser hundert Physiognomien, war das Gemeinsame, das diese Menschen einte, zwingend.

Selbst der Geruch dieses Cafés unterschied sich zu dieser Stunde von dem anderer Nachmittagslokale. Neben dem Dufte starker Zigaretten machte sich ein intensives Taschentuch- und Wäscheparfüm bemerkbar.

Während German noch benommen von diesen Eindrücken am Eingang stand, erhob sich an einem Tische eine große Gestalt in braunem Rocke. Ein schwarzgefärbter Schnurrbart und dunkle, melancholische Augen traten in die Erscheinung. Der Kopf dieses großen Mannes zitterte leicht in der Drehung des Halses, und aus diesem Menschenchaos schritt German mit freundlicher Gebärde der Herr Direktor Knappstein entgegen.

Dem alten Herrn wurden über die plötzliche Begegnung die Augen vor Rührung naß. In beide Hände schloß er Germans Rechte, und während er sie streichelte, sagte er: „Nu—un sind Sie a—auch in Berlin? Wie geht's Ih-

nen? Kommen Sie einen Augenblick an unseren Tisch. Das Heidylämmle ist auch da."

Mit freudigem Lächeln erhob sich das scheeläugige Mädchen, schüttelte German herzlich die Hand und sagte in ihrem schnellen Berliner Dialekt: „Das is mal aber nett, daß man Sie wieder sieht, Herr Jerman. Haben Sie viele Erfolje jehabt in Nürnberch? Erzählen Sie doch, wie es Ihnen da jefällt."

Knappstein beugte sich ganz dicht vor, sah German in die Augen und sagte, indem er überlegen blinzelte:

„Nu—un, ist es wahr, daß das „Moderne Theater" vor der Pleite steht?"

German sah Knappstein von der Seite an.

„Oh, i weiß schon Bescheid!" sagte der Direktor. „Man kennt doch das Theaterleben! Seit einem Monat sieht man die Frau Centa Olivier-Brunner täglich hier im Café Monopol mit Herrn Sanders! Also wie ist's? Dieser Brunner muß ein hochintelligenter Mann sein! Er soll doch schon wieder eine Frau gefunden haben, die Geld hat! Nu—un, erzählen Se."

German zündete sich eine Zigarette an und berichtete knapp und kurz, was in Nürnberg vorgefallen war und stellte richtig, daß Fräulein Bachhusen nur der Kollegen wegen eine kleine Summe zur Verfügung gestellt hätte. Alles andere sei Gerücht, Klatsch oder Lüge.

„Muß ein seltener Mensch sein, die Bachhusen," sagte Knappstein, „ein seltener Mensch. Es gibt noch Edelsteine in der Welt! Ich hab's ja immer gesagt! Ich selbst habe nur das Pech gehabt, daß ich nie solche Menschen gefunden habe, nie!"

„Aber, Papile, ich bin zu dir gut!" rief das Heidylämmle und schmiegte sich zärtlich an den alten Herrn.

„Ja, Kind!" rief Knappstein, „du bist 'ne Seele!" Dann befahl er dem vorbeilaufenden Kellner, dem Mädchen noch eine Torte zu bringen.

Wie German so im Zigarettenrauch dasaß, war es ihm, als seien die letzten Monate seines Lebens unwirklich geworden, als wäre er noch immer auf der Tournee durch Varietés. Plötzlich aber besann er sich auf die Wirklichkeit. Er gab sich einen Ruck und sagte:

„Herr Direktor Knappstein, entschuldigen Sie. Ich muß noch einmal durch das Lokal gehen, ich habe eine Verabredung."

„Eine Verabredung?" fragte Knappstein.

„Ja," antwortete German, „wegen einer Tournee, die ich mit der Meister machen soll."

„Ach, die Tournee! Hab' schon gehört. Hab' schon gehört, die sie mit dem Hauser macht. Oh, i weiß schon Bescheid! Kann 'ne feine Sache werden, 'ne sehr feine Sache!"

Auf diese Bemerkung hin blieb German sitzen, da er Knappstein gern ausgehorcht hätte und fragte: „Was ist dieser Hauser für ein Mensch?"

„Der Hauser", sagte Knappstein, „ist der Hauser! Wird mal eine große Kanone. Kann viel! Enorm viel! Wissen Sie, die Meister lebt jetzt mit ihm zusammen."

German wurde blaß. Der Halskragen fing an, ihn zu drücken. Es war ihm, als ob sich eine schwere Faust an sein Herz preßte.

„Um Gottes willen, Herr German, was fehlt Ihnen denn?" rief das Heidylämmle erschreckt.

„Ich habe eine sehr schlechte Nachtfahrt gehabt," erwiderte German, bestellte bei dem vorüberlaufenden Kellner einen Kognak, zündete eine neue Zigarette an und

fragte: „Der Hauser ist beim königlichen Theater engagiert, nicht?"

„Ja," sagte Knappstein, „aber er kommt nicht zur Geltung und spielt darum rechts und links herum bei den Studenten und bei den Modernen, die eine besondere Bühne gemacht haben. Er ist ein Regisseur, sage ich Ihnen, ganz groß! Und was er aus der Meister gemacht hat — fabelhaft!"

German hatte seine völlige Selbstbeherrschung wiedergewonnen. Es erwachte in ihm die Begierde, alles über Minna und Hauser zu erfahren, was Knappstein wußte.

„Ich kenne den Hauser ganz genau," fuhr der alte Herr fort. „Ich bin doch jetzt bei Rotenberg am Dorotheentheater Faktotum. Sehen Sie, das Reisen ist mir auf die Dauer nicht bekommen. Man wird a—alt, und der Rotenberg kennt mich als einen erfahrenen Mann, und so bin i denn Sekretär, Dramaturg, Regisseur, empfange die Lieferanten, scharwenzle bei der Presse und mache, was ein alter, ausrangierter Direktor eben macht. Nachdem die Meister weg war, hatte ich kein Glück mehr. Nun, der Rotenberg ist sehr anständig mit mir. Wissen Sie, er spielt die richtige Mischung, Franzosen für die Kasse und sehr moderne Dichter für die Kunst. Oh! er ist gescheit, sehr gescheit. Momentan hat er zwei Theater, das Dorotheentheater und das Spreetheater. Wissen Sie, das Spreetheater, das ist 'ne Pleitebude. Das hat er unter folgenden Bedingungen genommen: Er zahlt die Beleuchtung und die ersten vierhundert Mark gehören ihm, und die zweiten vierhundert Mark werden zwischen ihm und den Gebrüdern Freund, die das Haus besitzen, geteilt, und die dritten vierhundert Mark, die kriegen die Gebrüder Freund, und das übrige wird abermals geteilt.

Nu—u, kann er machen n' Verlust? Ins Dorotheentheater spielt er Franzosen, immer Franzosen, immer ausverkauftes Haus, und statt daß er seine übrigen Schauspieler, die er haben muß, spazierengehen läßt, spielt er moderne Stücke von den Schweden und Norwegern und Dänen, von denen sie so großes Geschrei machen im Spreetheater. Diese Stücke sind so vorteilhaft, für 'nen klugen Direktor wie Rotenberg, denn sie haben wenig Dekoration, kosten wenig Licht und brauchen nur immer fünf oder sechs Schauspieler. Morgen werden Sie auch ein Stück da erleben zunächst in geschlossener Vorstellung im „Verein für freie Kunst", ein Stück, das ich selbst empfohlen habe, ‚Frühling' von Ernst Ganz. Die Meister spielt, und der Hauser führt die Regie."

„Geht denn das aber, wenn er im königlichen Theater ist?" fragte German.

„Ich hab' Ihnen doch gesagt, die erste Vorstellung ist im „Verein für freie Kunst" und der Hauser tut es umsonst. Na, wer weiß etwas Genaues. Er ist der Freund von der Meister und bringt sie nun modern heraus. Wenn das Stück eingeschlagen is, dann spielt's Rotenberg weiter. Er kann sich's ja leisten. Neunzig Mark für die Beleuchtung kommen immer raus, wenn man Freibillette gibt und die Garderobe bezahlen läßt. Aber gehen Sie hin, gehen Sie hin, es ist sehr interessant. Der Ernst Ganz ist n' junger Mann, netter Kerl. Er hat ein Verhältnis. 'N nettes Mädchen mit drei Kindern. Die beiden Leutchen tun uns immer so leid.

Wir kriegen aber das Stück billig von ihm, er muß sich mit fünf Prozent begnügen und hat gegen zweihundert Mark Vorschuß uns die Tantiemen für die ersten zwanzig Aufführungen verkauft."

Alle diese geschäftlichen Kleinigkeiten interessierten German nicht. Ihn reizte nur das Thema „Hauser".

Während er eine neue österreichische Regiezigarette anzündete, warf er leicht hin: „Ist die Meister schon lange mit Hauser zusammen?"

Knappstein sah ihn fest an. Er lächelte leise.

„Gott! kontrolliert hab' ich se nicht, aber seit sie aus Nürnberg fort ist, soll es so sein. Ich kann mich nicht wundern, daß die Meister mit dem angebandelt hat, das ist 'n toller Kerl! Wissen Se, German, was der mal gemacht hat? Das muß ich Ihnen erzählen. Denken Sie an: Geht der Hauser drüben in Potsdam in dem schönen Garten von Sanssouci, vom alten Fritz, eines Nachmittags spazieren und ist grimmig, weil er spazierengehen muß vom Theater aus. Wie er so spazierengeht, tritt von seitwärts auf ihn zu ein Herr im karrierten Anzug und mit 'nem Zylinder auf dem Kopf und sagt: „Gott hat Sie mir gesandt, Herr Hauser, nur Sie können mich noch retten!"

Hauser preßt die Lippen aufeinander, pustet sie mit Luft auf und sagt: „Wer sind Sie und was wollen Sie?" Sagt der Mann im Zylinder und im karrierten Anzug: „Ich bin der Direktor Knuffke vom hiesigen Theater und ich bin in Verlegenheit. Heute abend will ich spielen das große Stück: „Unter dem Rad des Glückes", und die Hauptrolle eines reichen Menschen, eines Verschwenders, der bald oben und bald unten steht und schließlich auf dem Krankenbett sich zu Gott bekehrt, ist unbesetzt, weil der Darsteller Brechdurchfall hat. Ganz Potsdam ist in diesem Stück. Meine Kasse ist ausverkauft. Ich mache Ihnen das Angebot: Lernen Sie die Rolle! Sie haben noch drei Stunden Zeit bis zum Auftreten! Retten Sie mich! Wir teilen die Kasse.

Denken Sie an, der Hauser geht hin, nimmt die Rolle und sagt sich: Sechsundsechzig Bogen lassen sich nicht in drei Stunden lernen. Er liest also nur das Stück durch und verabredet sich mit dem Souffleur besonders. — Der Abend kommt. Für die anderen Schauspieler ist es entsetzlich. Hauser bringt kein Stichwort, improvisiert alles, und der Souffleur arbeitet wie ein Pferd, um einzurenken, was einzurenken ist. Aber Hauser spielt phänomenal. Nur passiert ihm im ersten Akt ein Pech. In dem Stück ist vorgeschrieben, daß der Verschwender vor einem Tisch sitzt, auf dem ein Revolver liegt, er soll sich ehrenhalber totschießen, tut's aber nicht, und der Akt endet mit einem hinreißenden Monolog. — Was passiert Hauser? Ihn packt das Gespräch über die Ehre so, daß er den Revolver nimmt und sich totschießt, schon nach dem ersten Akt.

Herr Knuffke kommt händeringend auf die Bühne gestürzt und rief: Wo bleiben meine anderen vier Akte? Hauser bleibt ganz ruhig. Lassen Sie mich nur machen, lassen Sie mich nur machen, Herr Direktor! Und er beginnt den zweiten Akt mit einem verbundenen Kopf und einem kleinen Monolog, wo er sagt: Was hilft der Vorsatz, wenn das Schicksal diesen Vorsatz nicht zuläßt, und spielt weiter.

Aber wissen Se, was das Feine war? Daß das Publikum mitging, daß er es unter dem Daumen hatte, daß es nicht gelacht hat. Sehen Sie, German, das ist Hauser, da haben Sie Hauser. Das ist noch ein Schauspieler vom alten, sagenhaften Schlag wie Eckhoff und Fleck und Devrient. Nun Sie werden ihn schon erleben."

„Kleiner, Erwin, sitzt du wieder beim Papa Knapp?" erklang plötzlich hinter Germans Stuhl die tiefe Altstimme Minna Meisters.

Der Ton dieser Stimme durchrann German und ließ

ihn erschauern. Er sprang auf und sah zitternd in das Gesicht Minnas, die ihn mit der gleichen mütterlichen Güte und Freundlichkeit anschaute wie in den Tagen ihres engsten Beieinanderseins auf der Tournee.

„Die Meister!" rief Knappstein, erhob sich freudestrahlend und drückte ihr zärtlich die Hand, „und wenn ich Sie dreimal am Tage sehe, es ist immer wieder eine Freude! Sehen Sie den German! Er ist dem alten Knappstein treu geblieben."

Minna lachte ihr herzlichstes, warmes Lachen, und während sie mit einem Händedruck Fräulein Probst begrüßte, sagte sie zu German: „Kannst du wirklich treu sein, kleiner Erwin? Nun, treu vielleicht — aber nie pünktlich! Ich warte auf dich schon eine halbe Stunde. Unsere Gesellschaft da hinten in der Ecke ist fast vollständig!"

Mit einer großen, freien Handbewegung nahm sie von Knappstein und Fräulein Probst Abschied, winkte German, ihr zu folgen, und schritt ihm voran das Café hinauf.

Viele Köpfe wandten sich nach ihrer kräftigen, schönen Figur um, die trotz eines einfachen grüngrauen Kleides auffiel, Männer stießen sich an und flüsterten sich zu „die Meister".

German spürte, wie er hinter ihr her schritt, daß sie im Berliner Theaterleben zu einer bedeutenden Stellung gelangt war.

Der Tisch, auf den die beiden zuschritten, befand sich in einer Ecke rechts in einer Nische. Unter den fünf Köpfen an diesem Tische dominierte ein Haupt durch die gewaltige Intelligenz verheißende Stirn. Rötliche Haare umgaben es mit einem Feuerschein und mächtige Kiefern zeugten von einer fast brutalen Energie.

Dieser Kopf saß auf breiten Schultern, die in ewiger Erregung waren. Mit weit auslegenden Handbewegungen sprach dieser Mann. Den rechten Ellenbogen stützte er auf den Tisch, die Finger hatte er geballt und jedes Wort begleitete er mit einem Hieb oder mit einer Drehung seines Daumens.

Als German näher kam, erkannte er in dem eifrigen Redner jenen Herrn wieder, der aus dem Bureau Pfalzburgers voller Zorn hinausgestürmt war.

Minna Meister legte dem Erregten die Hand auf die Schulter und sagte: „Richard, hier ist der kleine Erwin, von dem ich dir erzählt habe."

Hauser wandte sich um. Seine dunkelblauen Augen richteten sich einen Augenblick starr auf German, sie erschienen wie blaue Steine. Er streckte seine gewaltige Pratze aus, schüttelte dem jungen Schauspieler kräftig die Hand und sagte mit voller, tönender Stimme: „Freut mich, junger Mann, Sie zu sehen! Freut mich. Setzen Sie sich nur hin." Dann wandte er sich wieder brüsk ab und stürzte sich sofort mit neuem Eifer in das Gespräch.

Germans Ehrgefühl war verletzt. Er zog eine Zigarette hervor, setzte sich nieder und begann die am Tische Sitzenden zu beobachten.

Es waren andere Gesichter, als er sie sonst bei Schauspielern gewohnt war. An der Tischecke saß ein blasser, hochaufgeschossener Herr mit langem schwarzen Bart, dünnen, schwarzen Haaren und einer goldenen Brille auf der Nase. Er zeichnete mit einem Bleistift Vierecke in ein Notizbuch, auf das er seinen Blick geheftet hielt. Er nickte oder schüttelte den Kopf, während der mechanisch kritzelte.

Den Platz neben ihm hatte ein Herr mit gedrungener

Gestalt, mit blondem Schnurrbart, einer hohen Stirn und einem Klemmer auf der auffallend kleinen Nase inne. Er versuchte des öfteren zu Wort zu kommen, aber es gelang ihm nicht; denn Hauser sprach in höchster innerer Erregung. Er entwickelte ein Programm, das German, je länger er zuhörte, desto mehr fesselte. Alles, was er den nordischen Stücken gegenüber als Regisseur in Nürnberg gefühlt hatte, wurde ihm hier von diesem Manne spielend gelöst.

„Nein, Doktor!" rief Hauser, „Sie haben gänzlich unrecht. Es ist ja ganz schön, daß Sie sich für den Schauspieler als Künstler begeistern, und ich persönlich weiß, daß ein Kerl, der oben auf der Bühne steht, künstlerisch empfinden kann! Aber diese neuen Stücke fordern ja etwas ganz anderes. Sie fordern echte Charaktere und Menschen von innerem Gehalt. Sehen Sie sich doch," und er beschrieb mit dem Daumen einen Kreis durch die Luft, „einen Kerl wie Cantor an, einen linkischen Bold ohne die wesentlichen Eigenschaften, die den alten Komödianten gemacht haben, wie ich sie selbst habe. Wenn sein Partner einmal eine Stellung nicht genau auf den Zentimeter wie auf der Probe einnimmt, dann ist er außer sich und verliert das Wort! Aber bei all den jungen Kerls kenne ich keinen einzigen, der gewisse innerliche Rollen in unseren modernen Stücken so spielt wie er. Und woher kommt das? Die Dichter fragen nicht mehr nach Königreichen und Staatsaktionen! Menschliche Regungen stehen ihnen höher. Eine Bettlerin kann interessanter sein als eine Eboli. Diese Menschen, die da gespielt werden sollen, stehen in engen Stuben. Lesen Sie doch die szenischen Angaben in den neuen Stücken! Die Dichter kriegen es fertig, die ganze Zimmereinrichtung bis auf den letzten Na-

gel zu beschreiben, selbst die Form eines Tintenfasses kann ihrer Meinung nach von Bedeutung sein.

Was ist die praktische Folge? Der Schauspieler muß alle diese kleinen Dinge und Sächelchen in sein Spiel einbeziehen! Sie müssen da sein! Er muß mit ihnen umgehen wie im täglichen Leben und das beeinflußt seine Geste, beeinflußt seine Sprechweise, beeinflußt seinen Stil. — Er wird zu einem Teil von dem Ganzen. Er muß sich unterordnen, einfügen. Es geht nicht mehr wie bei dem alten Laube im Burgtheater, daß, wenn zwei ein Gespräch haben, sie die Stühle an den Souffleurkasten setzen und nun, abgelöst vom Hintergrund, durch Sprache, Mienenspiel und Geste eine Separatvorstellung geben, ein Kabinettstück exerzieren! Und darum, Doktor, sage ich Ihnen, brauchen wir bei vielen Stücken Bühnenräume, die in allen Beziehungen und Teilen echt sind."

„Aber lieber Hauser," bemerkte der hochaufgeschossene, schwarzbärtige Herr endlich, „das ist ja der Streitpunkt, Poesie ist doch keine Wirklichkeit! Ebenso wie im Drama Morgen, Mittag und Abend auf zwei Theaterstunden zusammengelegt werden, so werden alle anderen Aktionen zusammengedrängt, selbst in den wildesten, naturalistischen Stücken unserer Zeit finden Sie immer noch die verkürzende Linie, die stilisiert."

Hauser schüttelte den Kopf. „Die Dichter", rief er, „vergessen ja immer, daß das Theater noch was anderes ist als Dichtkunst. Ebenso wie Noten noch keine Musik sind, ist ein Textbuch noch kein Theaterstück; bloß der Unterschied der Noten vom Textbuch ist, daß der Musiker die Klangfarbe jedes Instrumentes genau kennen muß, der Dichter aber nicht mit festen Kraftvorstellungen rechnet, d. h. wenn ein Dichter wirklich theatralische Vor-

stellungen hat, so müßte er jede Rolle für einen bestimmten Schauspieler ersinnen."

Der kleine, blonde Herr fuhr auf: „Nein!" rief er, „das stimmt nicht. Wenigstens das, was Sie folgern wollen. Der Dichter empfindet schon seine Figuren mit genauer Klangfarbe und sieht ihre Bewegungen und hat von ihnen die feste Vorstellung, die der Musiker vom Instrument hat, aber die Schauspieler sind keine Instrumente, und darum wird immer nur ein Teil der dichterischen Vorstellung vom Schauspieler erfaßt."

„Ganz recht," sagte Hauser, „hier ist der Punkt, wo der Schauspieler selbständiger Künstler werden muß. Er muß aus Eigenem nehmen und zu dem dazugeben, was er von der dichterischen Figur brauchen kann. Die ausgleichende Arbeit, die vermittelnde Arbeit hat der Regisseur! Und nun komme ich dazu, auf das naturalistische Drama zu exemplifizieren: weil die Dichter minutiöse Vorstellungen haben und weil sie sich an Reize halten, die dem tiefsten Charakter der gewöhnlichen Menschennatur entspringen, darum muß der Schauspieler mehr als sonst fragen, ob sein menschlicher Charakter sich mit der Bühnenfigur deckt, muß sich einbetten in all die wirklichen Möglichkeiten und muß all die echten Tintenfässer, Schreibtische, Federn, Blumen und wie alle diese entsetzlichen Requisiten heißen, mitempfinden, um jede der kleinen Ecken und Kanten seiner Figur möglichst gut herauszuholen. Darum erleben wir's, daß Leute, die nicht sprechen gelernt haben, daß schlechtgewachsene und stimmkranke Menschen kraft ihres persönlichen Charakters noch Erfolge haben können."

Der schwarze Herr, der wieder in sein Notizbuch Vierecke gezeichnet hatte, sah auf: „Sehen Sie das nun als

eine Bereicherung der Schauspielkunst an, Hauser?" fragte er kurz.

„Wie man's nimmt, lieber Berndt, die Selbstbeobachtung der kleinen Schauspieler wird größer, das ist klar. Die Konsequenz ist, daß die große Zeit der Chargenspieler kommt. Die Intelligenz wird mehr in Anspruch genommen wie früher, aber ich fürchte, der Schwung, die große Begeisterungsfähigkeit, die einen tragenden Schauspieler ausmacht, geht langsam zum Teufel. Ich bin überzeugt, diese Stücke werden in sechs Jahren den Spielplan beherrschen, aber ich bin ebenfalls überzeugt, daß man in zehn Jahren Schiller und Shakespeare nicht mehr so spielen kann, wie sie gespielt werden müssen!"

„Nun, da geben Sie mir doch recht," sagte der blonde Herr lächelnd, „daß die wirkliche Kunst zum Teufel geht, wenn der Stil zum Teufel geht."

Wieder schüttelte Hauser den Kopf und sagte: „Jedes Ding währt seine Zeit! Die Jamben, die Ritterstiefel und der Togaschwung sind vor die Hunde gegangen und Klara Ziegler in Pension. Die Welt braucht das Neue, und ewig kann dieser Naturalismus nicht herrschen, das spür ich ganz genau. Einige fangen ja schon an, in ihren Naturalismus wieder andere Linien zu bringen. Nehmen Sie den Schweden Bengberg. Den würde ich ganz anders inszenieren wie unsere Deutschen, wie ich zum Beispiel Ihren ‚Frühling' inszeniert habe, der trotz Ihrer Reden über Stil echter Naturalismus ist.

Na, ich bin gespannt, was sie uns morgen abend für einen Krakehl verüben werden. Aber nur Mut, lieber Doktor, nur Mut! Wenn Sie auch kein Geld verdienen werden, so werden Sie doch ein berühmter Mann, oder sagen wir, ein berüchtigter Mensch!"

Alle lachten. German aber konnte nur mühsam mit einstimmen. Er litt darunter, daß Minna Meister ihren vollen Arm weich auf die breite Schulter Hausers gelegt hatte.

Der eine von den beiden Schauspielern, ein starker, knochiger, derber Geselle, mit braunen, lustigen Augen, und einem kugelrunden, fast bäurischen Kopf, der nur durch eine breite, gewölbte Stirn Vornehmheit gewann, streckte seine Hand aus über den Tisch dem Dichter entgegen und sagte herzlich: „Lieber Doktor, ich kann Ihnen nur sagen, ich spiele die Rolle dieses jungen Studenten in Ihrem Stücke furchtbar gern."

Hauser rief mit dröhnender Stimme: „Da schauen Sie an, Doktor, der Reuter macht Ihnen ja eine förmliche Liebeserklärung! Das kommt selten vor, daß der Dichter einen Schauspieler mit einer Rolle befriedigt! Ich sage Ihnen, wenn es irgendwie möglich ist und Sie nicht allzu niederträchtige Kritiken haben, nehme ich Ihren ‚Frühling' mit auf die Tournee. Darüber sind wir uns längst schlüssig geworden!"

Der Herr mit dem schwarzen Vollbart schaute wieder von seinem Notizbuch auf und sagte in seiner leisen, ruhigen Art: „Ja, nun kommen Sie endlich auf das Thema, weswegen wir hier zusammengekommen sind. Habt ihr euch," und er sah Hauser flüchtig an und faßte dann Minna Meister fest ins Auge, „habt ihr beiden euch endlich geeinigt, wann wir fortkommen können? Vorläufig hängt das Ganze in der Luft."

Hauser nickte und sagte: „Sie haben recht, es ist vorläufig noch eine richtige Schauspielerunternehmung, ohne festen Grund und Boden. Alle unsere Regiepläne und

szenischen Entwürfe und selbst die zwanzigtausend Mark von der Medizinalrätin können uns nicht helfen, wenn wir nicht einen tüchtigen Geschäftsmann zu unserem geschäftlichen Vertreter gewinnen."

Der sechste Mann am Tisch, der Schauspieler, der neben Reuter saß, verzog sein scharf geschnittenes, knochiges Gesicht zu einem leisen, spöttischen Lachen. Seine tiefliegenden, grauen Augen nahmen einen grünen Glanz an. Er strich sich mit der flachen Hand über die kurz geschorenen, blonden Haare und sagte: „Nun, der Medizinalrätin ist es ganz gleich, wenn sie uns auf unserer Tournee begleitet, ob ihr Geld zum Teufel geht oder nicht!"

Minna Meister fuhr auf: „Wie können Sie so gewissenlos reden, Ruge! Gerade weil diese Frau zu uns ein fast kindliches Vertrauen hat, müssen wir darauf bedacht sein, sie in jeder Weise sicherzustellen."

Es trat ein peinliches Schweigen ein. Ruge wandte ihr das Gesicht halb zu. Es hatte eine gequälten Ausdruck angenommen und gemahnte im Profil an den Renaissancekopf eines florentiner Humanisten.

German war wach geworden. Die Frage lag auf seiner Zunge, wer diese Medizinalrätin wäre, aber er bekämpfte seine Neugierde, da er sich klug sagte, daß er diese Frau kennen lernen müsse, wenn die Tournee zustande kam.

„Wäre nicht Pfalzburger der Mann, der uns helfen könnte," sagte Ruge endlich.

Hauser streckte seinen Kopf wie ein Stier vor und sagte mit tiefer Stimme: „Aber Ruge, wo denkst du denn hin! Wenn uns Pfalzburger die Tournee machen würde, dann würden wir mit unseren zweitausend Mark anfangen, würden volle Häuser machen und doch zurückkommen mit

Beinkleidern, die aus unserer eigenen Haut geschneidert wären und nicht einmal die würden uns zu Eigentum gehören, sie wären uns nur leihweise von Herrn Pfalzburger gnädig überlassen worden. Nein, wir müßten jemand haben, der Freude an der Sache hat, das Theater liebt, geschäftlich versiert ist und uns energisch gegen Pfalzburger vertritt.

Denn selbstverständlich muß Pfalzburger die Abschlüsse machen. Wenn wir ihn nicht beteiligen, kriegen wir bei seinen Machtmitteln kein einziges Theater zum Spielen! Ich kenne den alten Schweinehund genau. Wenn uns aber Pfalzbürger einen von seinen geschniegelten jungen Leuten zur Verfügung stellt, dann sollt ihr mal sehen, wo unser Geld bleibt. Meinst du nicht auch so, Meister?"

Minna Meister nickte und sagte: „Ja, das ist der schwerste Punkt. Ohne einen geschäftlichen Vertreter können wir die Tournee nicht mit gutem Gewissen antreten."

Hauser fuhr wieder auf: „Wir sind sicherer, wenn wir hier den Oberkellner mit auf die Tournee nehmen und mit der Wahrnehmung unserer geschäftlichen Interessen betrauen, als wenn wir uns an Pfalzburger verkaufen. Irgendein Mensch muß her, und einen Kollegen, einen Schauspieler, möchte ich nicht gern nehmen. Das hat der Teufel, einem Schauspieler Geld anzuvertrauen!"

„Ich glaube, ich wüßte jemand," ließ sich jetzt German mit leiser und bescheidener Stimme hören.

„Junger Mann! Nichts verheimlichen!" rief Hauser und sah German zum erstenmal fest in die Augen.

German rieb mit dem Knöchel des Mittelfingers der rechten Hand bedächtig die Fläche der Linken und sagte:

„Es ist ein Kaufmann, der in verschiedenen Branchen tätig war und dabei ein vollendeter Theaternarr ist! Er würde für sein Leben gern selbst auftreten, aber er hat nicht das Zeug dazu."

„Heraus mit dem Namen! Wer ist dieser göttliche Mensch?!" schrie Hauser.

„Fräulein Meister kennt ihn auch," fuhr German fort.

„Ich sollte ihn kennen?" fragte Minna.

German lächelte und sagte mit einer weichen Bewegung der rechten Hand: „Nun, du erinnerst dich doch noch unseres Freundes Philippsohn?"

„Der Name klingt vertrauensvoll!" rief Hauser.

Minna überlegte und sagte langsam: „Ja, du hast recht. Ich bewundere es sogar, daß du darauf gekommen bist. Philippsohn wäre allerdings unser Mann, der ginge durch Dick und Dünn und handelte für uns um jedes Zehnpfennigstück, wenn wir ihn kriegten."

„Er läßt alles liegen, er kommt sicher," sagte German im Tone tiefster Ueberzeugung.

„Abgemacht!" rief Hauser. „Gehen Sie augenblicklich zur Post, Herr German und drahten Sie diesem Philippsohn. Binnen drei Tagen muß er zur Stelle sein!"

In blauvioletten Dunst getaucht lag die Straßenzeile der Friedrichstraße da. Rötlich schimmerten die großen, elektrischen Bogenlampen des Bahnhofes, die das gelbgrünliche Licht der Straßenlaternen übertäubten, zum Café Monopol hinüber, vor dessen Eingang sich die Genossen der künftigen Tournee die Hände schüttelten.

Hauser sagte noch einmal kategorisch: „Also um dreiviertel elf bei der Medizinalrätin. Dann nahm er Minna Meister unter den Arm und steuerte mit ihr auf eine

Droschke zu, die am Bahnhof hielt, um Minna zum Theater zu bringen.

Melancholisch sah German dem Paare nach. Minna Meister war äußerlich dieselbe geblieben und doch von der Minna, der er soviel verdankte, verschieden, als wäre es ein zweiter Mensch.

Mit halbem Ohr hörte er noch, wie der Doktor Ganz sich schüchtern an den Maler wandte und ihn fragte: „Berndt, ich weiß wirklich für morgen nicht aus und ein, pump' mir wenigstens zehn Mark. Es wäre doch eine Schande, wenn mir Hella Vorwürfe machte, daß sie morgen mit den Kindern nichts zu essen hätte."

Berndt fuhr in die Tasche, holte das Portemonnaie hervor und sagte: „Da schau' her! Bare fünf Mark. Nimm vier, ich behalte eine."

Jetzt ließ sich Reuters ruhige, treuherzige Stimme hören: „Nee, Kinings, so geit dat nich! Der Doktor muß morgen fest up sine lütten Beinings sztehen," und er entnahm seiner Brieftasche schnell einen Fünfzigmarkschein, den er dem blonden, bekümmert aussehenden jungen Mann in die Hand drückte. Als ihm Ganz danken wollte, schüttelte er den Kopf und packte mit seinen beiden festen Händen den kleinen Doktor, drehte ihn energisch mit der Nase in die Richtung der Weidendammerbrücke zu und sagte:

„So, machen Sie keine Mängkänke! Gradaus hinauf zum Oranienburger Tor, da ist Ihr Weg und heute abend bleiben Sie schön zu Haus, damit Sie uns morgen nicht wie ein Bleichgesicht, das skalpiert werden soll, im Theater herumlaufen. Berndt, sorgen Sie dafür, daß er nach Hause zu seiner Frau und seinen Kindern kommt."

„Sie erhalten das Geld von mir in ein paar Tagen

zurück," flüsterte Berndt Reuter zu. Der Schauspieler aber schüttelte seinen dicken Kopf und erwiderte: „Lieber Berndt, ich möchte auch mein Privatvergnügen haben. Denken Sie einmal, wie sich das großartig macht, wenn ich später erzählen kann, ein Tag vor der Premiere des ‚Frühlings', damals vor zwanzig Jahren, da habe ich dem Ernst Ganz fünfzig Mark gepumpt. Man muß für Rotspohngeschichten sorgen, die man im Alter seinen Enkeln erzählen kann und besonders ich, wenn ich erst mal als Bauer da sitze, wo ich sitzen möchte."

Berndt lachte und sagte: „Ach, Sie bei Ihrer Beliebtheit beim Publikum werden gerade jemals Bauer werden!"

Da aber blies sich Reuter auf und sagte mit groteskem Pathos auf platt: „Sztadtmensch, was verszteist du vom Buhrn!"

Berndt und Ganz gingen zur Weidendammer Brücke hinauf und waren nach zwanzig Schritten im Menschengewühl verschwunden.

Reuter schaute nach der Uhr: „Wir treten beide am Ende des zweiten Aktes auf," sagte er zu Ruge, „da wollen wir noch Luft schnappen und ein wenig die Straße hinunterschlendern.

Reuter, Ruge und German ließen sich im Menschengewühl langsam bis über die Linden hinabtreiben. Reuter ging breitspurig gerade aus, mit seinen breiten Schultern durchfurchte er das Gewühl wie ein rüstiges Segelschiff, das die Wellen seiner heimatlichen See durchschneidet.

Ruge beobachtete German von der Seite. Dieser spürte den Blick, tat, als ob er ihn nicht beachte und schaute in die lichterfüllten, glänzenden Schaufenster, die ihm an der

rechten Seite der Straße ihre Herrlichkeiten zeigten. Gleichmäßig erklang auf den breiten Trottoirs der hastige, geschäftige Schritt der Menschen, deren Züge unter dem scharfen Lichte tiefer zu sein schienen und deren Augen dunkel wie aus Masken herausleuchteten.

Ruge fragte plötzlich German laut: „Sie haben in den modernen Stücken in Nürnberg Regie geführt?"

„Ein wenig."

„Das Publikum war geschlossen dagegen?"

German nickte.

„Glauben Sie an diese Stücke?"

German sah erstaunt auf und fragte: „Was nennen Sie glauben?"

„Nun, ich meine, glauben Sie, daß diese Stücke auf das Theater gehören?"

„Sie können inszeniert und gespielt werden."

„Aber damit ist doch der Erfolg noch nicht entschieden."

German schaute Ruge an. Dieser fuhr fort: „Wenn ein Stück spielbar ist, muß es doch beim Publikum Erfolg haben, sich durchsetzen, denn sonst kann es doch pekuniär nicht durchgehalten werden."

German erwiderte gelassen: „Ich kann mir Stücke denken, bei denen Schauspieler und Regisseure in der Generalprobe das Gefühl haben, wertvolle Arbeit geleistet zu haben. Aber der Erfolg beim Publikum kann ausbleiben, weil eine ganz bestimmte Reihe von Wirkungen nur von uns erkannt wird, die wir im Theater drinstecken und weil das Publikum beim ersten Male vieles nicht versteht. Sehen Sie, Herr Ruge, ich habe die Stücke in Nürnberg nicht so herausbringen können, wie ich wollte, aber beispielsweise eine unserer Damen, Fräulein Bachhusen, hat

ganz Enormes geleistet. Aber kein Nürnberger Kritiker hat sich besonders darum geschert. Neues verstehen die Leute sehr spät."

„Er hat ganz recht," sagte plötzlich Reuter dazwischen, „er hat ganz recht. Wir spielen Theater jeder für sich selbst und vielleicht noch für ein paar Kollegen. — Schwamm drüber. — Wissen Sie, was Hauser macht, wenn er gerufen wird?"

German schüttelte den Kopf.

Reuter lachte.

„Nun, er verbeugt sich und sagt die berühmten vier bayerischen Kraftworte."

German schaute erstaunt auf.

Ruge rieb sich sein spitzes Kinn. Um seine dünnen Renaissancelippen spielte ein ironisches Lächeln.

„Sie werden unsern Hauser noch auf der Tournee kennen lernen. Der ist gegen die da unten gepanzert! Aber das muß man auch sein, wenn man diese Berliner Theaterjahre durchhalten will. Wir haben wahre Schlachten durchgemacht, nicht, Reuter?"

Reuter nickte.

„Vielleicht erleben wir es morgen wieder," fuhr Ruge fort. „Es treten hier nicht nur Pfeifen und Hausschlüssel in Tätigkeit, Herr German. Bei einem dieser modernen Stücke hat auch schon einmal ein Arzt im Publikum eine Gebärzange geschwungen, um gegen den Naturalismus zu opponieren! Oder in der Pause fängt jemand auf der Galerie an, eine Volksrede zu halten, um die Menschen zum Protest aufzufordern."

Reuter wandte sich plötzlich um und sagte: „Nein, ich habe ein starkes Gefühl für die Sache morgen, wir tragen es durch."

„Ich würde es dem armen Ganz wünschen," meinte Ruge.

„Also Kinder, jetzt Galopp!" rief Reuter und wies mit heftiger Armbewegung auf die Normaluhr eines Uhrmachers an der Ecke der Krausenstraße, deren Zeiger sich bereits der Neun näherte. Er knöpfte den Mantel zu und lief straks auf einen Omnibus los, der schwankend und mächtig durch die enge, von Wagen und Menschen erfüllte lichterglänzende Straße herabkam. Alle drei schwangen sich hinauf, kletterten auf das Verdeck und fuhren nun wie auf einem Schiffe schaukelnd durch die brausende Straße. An ihren Knien vorbei sahen sie zwischen den eisernen Geländerstäben hinab auf das Gewühl der Menschenströme.

Schon drängten sich die eleganten Kostüme der abendlichen Damen und die Gestalten von Abenteuer suchenden Müßiggängern zwischen die letzten Reste der heimeilenden Geschäftsleute. Rolljalousien der Schaufenster ratterten krachend herab. Hastiger wurden die Schritte der nach Hause Strebenden, die sich durch die Vergnügung und Ausschweifung Suchenden energisch durchdrängten. German fühlte mit Entzücken wieder den Lebenspuls dieser Stadt.

An der Dorotheenstraße sprangen sie ab und begaben sich im strammen Schritte zum Theater.

„Wollen Sie sich diesen Schmarren ansehen?" fragte Ruge.

„Ach was," sagte Reuter, „lassen Sie das! Kommen Sie mit in meine Garderobe! Da sind wir nachher gleich zusammen! Was sehen Sie an dem französischen Dreck!"

Sie gingen durch ein Haustor, das gleichzeitig zur Einfahrt im Hofe diente, in dem sich das Theatergebäude befand. Ruhig und still war es zwischen den Säulen der

Vorhalle des altberühmten Hauses. Licht schimmerte von innen aus dem Foyer. Die Fenster der Bureauräume waren erleuchtet. Jene klingende Ruhe herrschte, die über einem Theater liegt, in dem gespielt wird. Gerade als sie das Haus betraten, begann es sich zu regen, als ob Flügelschläge rauschten. Entferntes Klatschen wurde durch die Mauern hörbar.

„Wie ihnen der Dreck gefällt!" sagte Reuter.

„Morgen beim ‚Frühling' wird es anders tönen," meinte Ruge.

„Miesmacher!" herrschte ihn Reuter an.

Sie öffneten eine kleine Tür.

Reuter sagte zu dem alten Bühnenportier, der durch den weißen Schnurrbart und die sorgfältig gescheitelten Haare den alten Veteranen verriet: „Krüger, der Herr passiert." Dann stiegen sie eine gußeiserne Wendeltreppe hinauf, die sich zwischen weißen Wänden emporwand, an denen in Absätzen brennende Kerzenlaternen befestigt waren. Im zweiten Stock schritten sie durch einen Gang zu der Garderobentür Reuters.

Es war ein verhältnismäßig großer Raum, der mit einer sauberen, braunen Tapete bekleidet war. Ein guter eichener Schrank, ein Diwan, ein Frisiertisch mit hohem Spiegel, an dem zwei elektrische Lampen in Drahtgitterung brannten, nebst zwei festen Eichenstühlen machten das ganze Meublement aus.

„Legen Sie sich auf den Diwan," sagte Reuter zu German. Dann rief er in den Gang hinaus: „Külpe!" Der Garderobier, ein geräuschloser, blonder Mann mit Vollbart kam geisterhaft leise herein. Mit schnellen Fingern nahm er dem Schauspieler, der sich auf einen Stuhl vor den Frisiertisch setzte, Rock und Weste ab, zog ihm die

Hose aus und brachte dann den Frackanzug, das Oberhemd, den Zylinder, worin Reuter spielte.

Indessen befestigte Reuter mit zwei geschickten Griffen eine gut gearbeitete, blonde Scheitelperücke auf seinem Kopf. Er trug nur wenig Schminke mit leichten Strichen unter den Augen auf, im übrigen half er seinem Kopf nicht nach. Bei dieser Arbeit fragte er den Garderobier die üblichen Schauspielerfragen: „Wie ist es gegangen? Ist das Haus gut besucht? Ist für mich etwas gekommen?"

Mit leiser, devoter Stimme beantwortete Külpe diese Fragen.

Nach ein paar Minuten trat Ruge ein, der sich in einen Herrn im Gehrock und mit schwarzem Bart verwandelt hatte.

„Nun, seh' ich französisch genug aus?" fragte er Reuter.

Dieser zuckte verächtlich seine breiten Schultern und sagte: „Ach Kerl, was verstehen die da unten, ob du französisch aussiehst oder nicht!"

„Die Meister ist heute wieder großartig!" fing der Garderobier behutsam an. „Sie hat einen mächtigen Blumenkorb bekommen."

„Sie ist ein prächtiger Kerl," sagte Ruge, während er mit seiner rechten Hand an seinem Vollbart tastete. Plötzlich sagte er: „Külpe, geben Sie mir noch ein bißchen Mastix! Diesen verfluchten Bart soll der Teufel holen; der klebt wieder nicht fest!"

„Ich sage dir doch immer, Karl," sagte Reuter, „du sollst dir's abgewöhnen, mit so viel Bart im Gesicht zu spielen."

„Du hast gut reden mit deinem massiven Kinn," er-

widerte Ruge empfindlich, „mir aber mit meiner spitzwinkeligen, dreieckigen Kinnangelegenheit glaubt doch kein Mensch, wenn ich nicht Bart daraufpappe, daß ich mich zwischen vierzig und fünfzig befinde."

Reuter schüttelte den Kopf: „Das ist 'ne Ente. Mach' dich davon los. Das Alter muß man spielen und nicht kleistern. Wenn du einige weiße Haare an die Schläfe nimmst und mit alten Bewegungen hinausgehst, glaubt dir jeder die fünfzig Jahre."

Es klingelte scharf einmal, zweimal, dreimal. Reuter erhob sich. Sein Gesicht verlor plötzlich den Alltagsausdruck und nahm Spannung an. Er richtete sich auf und schritt schnell hinaus.

Ruge sah ihm nach.

„Nun, können Sie glauben, daß die da unten ganz verrückt nach ihm sind?"

„Also, Sie meinen," fragte German, „daß er so über das Publikum nur redet?"

Da ließ sich Külpes Stimme hören: „Nein, meine Herren, da kenne ich unsern Herrn Reuter doch besser, der pfeift wirklich auf die Gesellschaft da unten. Sehen Sie, meine Herren, ich habe doch schon viele von den Herren Schauspielern bedient, aber was der Herr Reuter ist, der ist ja schon besonders. Der pfeift wirklich auf die da unten."

„Na, glauben Sie denn wirklich das mit seinem Bauernhaus?" fragte Ruge.

„Ich glaube es ihm," sagte der Garderobier, während er sorgfältig und liebevoll den Straßenanzug Reuters zusammenlegte, „ich glaube es ihm."

„Was ist mit dem Bauernhaus?" fragte German.

„Ach," meinte Ruge, „er behauptet immer, er wolle nur

so lange Schauspieler sein, bis er das Geld zusammengespielt hat, um sich ein Bauerngut oder ein Bauernhaus in seiner Heimat Mecklenburg zu kaufen. Dann will er sich von der Bühne zurückziehen und Bauer werden wie seine Vorfahren."

„Aber ich bitte Sie, das glaubt doch kein Mensch, daß einer, der schon einmal auf den Brettern gestanden hat, freiwillig damit aufhört."

Wieder ließ sich die Stimme des Garderobiers leise und schüchtern vernehmen: „Verzeihen Sie, Herr Ruge, der Herr Reuter ist zur Bühne gegangen, wie er immer selbst sagt, weil er nicht das Geld hatte, Bauernhofbesitzer zu sein und nichts anderes gelernt hatte. Er ist zum Theater gegangen, weil er eben unterkommen mußte. Ach, ich weiß noch, wie er vor vier Jahren zu uns kam."

Ruge lachte: „Ja, ja, sehen Sie, German, er kam aus Köln. Rotenberg wollte ihn mit fünfhundert Mark im Monat engagieren und schickte ihm die Rolle eines liebenswürdigen jungen Menschen zu. Das war eine Rolle, zu der man alles mitbringen muß. Der gute Hans Reuter schickte die Rolle zurück und den Antrag und schrieb, er halte sich dafür nicht fähig. Rotenberg aber hatte damals keinen anderen Liebhaber in Aussicht. Er fuhr darum nach Köln und bestürmte Reuter, er solle es doch versuchen. Reuter aber weigerte sich beständig und sagte, er wäre noch nicht so weit, er könne das nicht. Noch auf den Proben machte er Sprüche der Art und auf der Generalprobe hat er Rotenberg vor unseren Ohren gesagt: „Passen Sie auf, Direktor, Sie fallen mit mir herein." Hernach hatte er einen Riesenerfolg."

„Ich glaube, Herr Ruge," sagte Külpe, „es klingelt bei Ihnen in Ihrer Garderobe."

Ruge riß die Tür auf. Gegenüber klingelte es scharf. Er eilte hinunter.

„Kommen Sie auch an unser Theater?" fragte Külpe, als er mit German allein war.

Der junge Schauspieler schüttelte den Kopf.

„Na, was nicht ist, das kann ja noch werden," meinte Külpe väterlich und ließ German allein.

* *
*

„Das hätten wir hinter uns!" sagte Reuter, als er nach dem letzten Akt in die Garderobe kam. Dann rief er laut nach Külpe, streifte mit einer geschickten Handbewegung die Perücke ab, ließ sich Frack, Oberhemd und Hose ausziehen und griff, während er halbnackt vor dem Spiegel stand, in den Vaselinetopf, den ihm der Garderobier reichte, rieb sich mit zwei großen Handbewegungen das Gesicht ein und schminkte sich mit einem weichen Tuch ab. Danach wusch er sich und fragte dabei German:

„Kennen Sie die Medizinalrätin schon?"

„Nein."

„Sehen Sie, das ist auch so 'ne Pflanze, wie sie nur Berlin wachsen läßt. Sie gibt uns zu der Tournee einfach aus Freude an der Theaterkunst blanke zwanzigtausend Mark."

German sah Reuter ungläubig an. Er kannte das Lebensbedürfnis der Schauspieler zu genau, um eine solche Aeußerung zu glauben. Reuter schien das zu spüren und wandte sich darum an den bereits fertig angezogenen, eintretenden Ruge: „Sag doch einmal dem German, wer uns die Tournee pekuniär ermöglicht!"

„Die Medizinalrätin," sagte Ruge und stampfte mit seinem Stock auf den Boden.

German schüttelte den Kopf und sagte: „Aber sie muß doch etwas davon haben?"

„Das ist Provinzstandpunkt!" rief Ruge, der sich ereiferte. „Wir haben hier in Berlin Leute, die zu allen Unternehmungen, die überhaupt einigermaßen Hand und Fuß haben, Geld geben! Das ist Sport oder Reklamebedürfnis oder Lotteriespiel, wie Sie's nennen wollen! Bei der Medizinalrätin ist es eine wirkliche Freude am Theater. Sie verkehrt nur mit Schauspielern und Schauspielerinnen und sieht fast keine andere Gesellschaft in ihrem Hause. Ich glaube immer, sie war in ihrer Jugend ein wohlerzogenes, junges Mädchen, das zur Bühne gehen wollte, es aber nicht durfte. Sie hat keine Kinder und hat ihren Mann verhältnismäßig früh verloren. Da ist die alte Liebe zum Theater wieder aufgewacht und ersetzt ihr alles."

Reuter setzte seinen Hut auf und die drei gingen aus der Garderobe hinaus auf die Straße. Alle Droschken waren verschwunden und so mußten sie bis zur Friedrichstraße laufen, ehe sie ein Gefährt erreichten, das sie hinaus zum Tiergarten in die Viktoriastraße zum Hause der Medizinalrätin führte.

Ein sauberes Dienstmädchen im irischen Kattunkleid mit weißer Halsrüsche und blassen Unterarmen öffnete im ersten Stock. Ein mit türkischen Teppichen ausgeschlagener, warmer, hellerleuchteter Vorraum nahm die Besucher auf, die ihre Mäntel dem Mädchen übergaben, vor dem Standspiegel noch einmal ihre Kleidung und Haare prüften und dann in ein rottapeziertes Zimmer traten, das durch zwei große, mit grünen Seidenschirmen bedeckte Lampen milde erleuchtet war.

„Die Frau Medizinalrätin wird gleich kommen," sagte das Mädchen im Kattunkleide.

German trat befangen über die gediegene Pracht in eine Ecke des großen Gemaches. Große, bequeme, mit rotem Leder bezogene Sessel luden zum Sitzen um den Tisch ein, auf dem die beiden Lampen standen. Mannshohe, schwarzgebeizte Paneele liefen um die Wände des Zimmers. Zinnteller und Krüge dienten als Schmuck. An den Wänden hingen vier große Kupferstiche, nach den Sybillen des Michelangele aus der Sixtina.

Der Boden war mit einem schweren roten Teppiche belegt. Zwei hohe Fenster waren mit gelben Spitzenstores behangen. In einer Ecke gewahrte German die Bronzebüste eines vollbärtigen Herrn, die wohl den verstorbenen Medizinalrat darstellen mochte. Alles Ueberflüssige in diesem Raume war vermieden, aber Germans abschätzende Blicke, die jeden Gegenstand betasteten, fügten das Bild besonderen Reichtums und besonderer Vornehmheit der Besitzerin zusammen.

Endlich tat sich die Tür auf und eine in schwarz gekleidete, magere, hohe, blonde Dame, die einen goldenen Klemmer auf der Nase trug, trat herein.

Mit unendlicher Liebenswürdigkeit ging sie auf Reuter und Ruge zu, schüttelte ihnen die Hand und sagte: „Ich habe Sie heute wieder bewundert, Herr Reuter, Sie sind einfach unwiderstehlich! Was Sie alles aus dieser Rolle machten! Das Herz, das Sie diesem Lebemann verleihen, ist bewunderungswürdig. Aber auch über Sie, Herr Ruge, habe ich mich sehr gefreut. Besonders über Ihre komische Bewegung beim Abgang im letzten Akt."

Erst jetzt gewahrte sie German und trat auf ihn zu. German machte eine bescheidene Verbeugung wie ein ge-

rade von der Schule abgegangener junger Mann, der sich zum erstenmal in eine Gesellschaft begibt. Reuter stellte ihn vor: „Herr German, von dem Ihnen die Meister erzählt hat. Er soll auf der Tournee die alten Rollen spielen."

„Es freut mich sehr, Sie zu sehen, Herr German. Wenn die Meister Sie empfohlen hat, muß man ja sehr Hohes von Ihnen erwarten. Wo waren Sie zuletzt?"

„Ich bin zurzeit noch in Nürnberg," erwiderte German.

„Ach, ich erinnere mich, Sie sind ja jener Regisseur, der dort die modernen Stücke einstudiert hat. Ich habe sie in der Theaterzeitung verfolgt. Das muß ja sehr interessant in Nürnberg gewesen sein! Es hat eine junge Dame mitgespielt, deren Familie ich aus Hamburg sehr genau kenne, Fräulein Bachhusen. Ich bin mit ihrer Mutter in die Schule gegangen."

German fühlte sich von der Souveränität dieser Dame, mit der sie ihn anredete, bedrückt. Als die Medizinalrätin mit einer gewissen Ueberschwenglichkeit auf Reuter einsprach, begann er sie zu beobachten. Sie hatte sehr schöne aber nervöse, lange Hände, eigentümlich war ihr ein Zucken der Achsel und des Rückens, während sie sprach. Ihre grauen Augen hatten einen leicht bekümmerten Ausdruck, wie ihn kurzsichtige Frauen oft haben. Ihre Stirn war niedrig, aber der Mund verriet eine unendliche Weichheit und Güte.

„Sie ist nicht klug," sagte sich German, und nach einer Weile gewann er seine volle Sicherheit zurück, denn er merkte, daß sein ruhiger, beobachtender Blick die Dame fesselte, auch ohne daß er ein Wort sagte. Langsam kam er zu der Ueberzeugung, daß es nicht schwer sein müsse, Einfluß auf die Medizinalrätin zu gewinnen.

Stimmen erschollen aus dem Vorraum. Die Medizinalrätin fuhr auf: „Das ist die Meister und Hauser!“ rief sie, ging selbst zur Tür und führte die Meister herein, deren linken Arm sie zärtlich umfaßte. Dabei sagte sie:

„So, nun können wir uns ja zum Essen setzen.“

„Ich habe einen barbarischen Hunger,“ gestand Hauser.

„Es fehlt nur noch Cantor und Berndt,“ stellte die Medizinalrätin fest. „Aber wir wollen nicht auf sie warten.“

„Auf Berndt ist heute, glaube ich, nicht zu rechnen,“ erklärte Ruge. „Wir haben ihn mit Ganz nach Hause geschickt. Ganz ist sehr nervös.“

„Der arme Mensch!“ rief die Medizinalrätin in den höchsten Tönen. „Hoffentlich hat er Glück mit seiner Premiere. Ich habe mit Rotenberg telephoniert, aber nicht verstanden, was er meinte. Ich hörte durchs Telephon immer, ‚er fürchte für Ganz den Bakel‘. Ich habe mir nicht erklären können, was er mit dem Bakel meinte.“

„Was hat Rotenberg wieder verkohlt! Den Bakel? Was soll das heißen?“ riefen die anderen durcheinander.

„Ich weiß es schon,“ sagte Ruge lachend, „er meint ‚débacle‘ und bei seiner Vorliebe und seinem Mißverständnis für Fremdwörter ist der Bakel unserm würdigen Chef untergelaufen.“

Alles lachte und es fiel eine Menge von Witzen, die Rotenberg in seiner Sprachverwechslung betrafen.

„Warum aber kommt Cantor nicht?“ fragte die Medizinalrätin.

Reuter zuckte die Achseln: „Der wird wohl wieder bei seiner schönen Sächsin festliegen.“

„Das ist eine bedauernswerte Geschichte mit dieser

Frau!" rief Hauser. „Sie ist nicht wert, daß sie ihm die Schnürsenkel aufmacht, aber er sieht in ihr einen Becher mit dem Elixier des Lebens."

„Kann ihm denn keiner die Augen öffnen?" rief Ruge.

Da klang Minna Meisters ruhige Altstimme: „Nein, Cantor muß seinen Weg allein gehen. Dem kann niemand raten."

Das Mädchen im weißen Kattunkleid öffnete jetzt eine Tür. Eine freundlich gedeckte, mit Blumen geschmückte, weiße Tafel lud die Anwesenden ein, die gern in das Eßzimmer eintraten.

German kam an die Seite von Minna zu sitzen und er empfand die Qualen eines engen Beieinanderseins, ohne mit ihr zusammenzugehören.

Vergeblich suchte er ihre Hand zu erhaschen, vergeblich näherte er sein Knie dem ihren. Mit ruhigem, freundlichen Blick wies sie ihn, während sie mit dem größten Appetit aß, in die Schranken zurück. Sie sagte: „Herr German, reichen Sie mir doch das Salz! Herr German, reichen Sie mir bitte den Wein! Bitte, Herr German, geben Sie mir das Brot!"

So saß er denn still in sich gekehrt da und hörte die Reden an, die sich nur um Theaterangelegenheiten drehten, ein Thema, das für die Hauserin unerschöpflich war. Nur einmal trat er in den Mittelpunkt, als die Medizinalrätin fragte: „Nun, Hauser, haben Sie denn schon einen geschäftlichen Leiter für unsere Tournee gefunden?"

Hauser erwiderte: „Herr German hat heute nach einem ihm bekannten Herrn telegraphiert, den er uns vorgeschlagen hat. Die Meister bestätigt es, daß er der rechte Geschäftsleiter für unsere Tournee wäre, wenn er sich freimachen kann."

Da sah die Medizinalrätin German einige Augenblicke an und sagte: „Es sollte mich freuen, Herr German, wenn Ihr Vorschlag sich als gut erweist."

* *
*

Als sich am Abend der Premiere von „Frühling" German in das Spreetheater begab, spürte er bereits auf der Straße den stärkeren Puls des Theaterlebens.

Wagen auf Wagen, Droschke auf Droschke rollte die Straße, in der sich das Gasglühlicht der Laternen kalt vom grauen Himmel abhob, zum Theater hin. Es war ein kühler, trockener Abend. Eine frische Luft wehte und die Damen stiegen vor der Auffahrt des Theaters gemächlich aus und konnten den neugierigen Blicken sich in der Pracht ihrer Abendmäntel länger zeigen.

Die Herren standen mit geöffneten Oberröcken, die den Frack sehen ließen, neben dem Kutschbock. Mit der gleichen energischen Bewegung griffen sie alle in die linke Hosentasche, zogen das Portemonnaie heraus, dem sie das Geld entnahmen, warfen den mit Zylinder geschmückten Kopf in den Nacken und reichten Zahlung und Trinkgeld dem Kutscher empor, der die Münzen mit dankbarem Gebrumme in Empfang nahm und weiterfuhr, um dem nächsten Wagen Platz zu machen.

Gewichtig, feierlich, dickbäuchig schritt in dunkelblauer Uniform, mit glitzernden, silbernen Knöpfen, die Pickelhaube hoch tragend, ein Schutzmann im Hof des Theaters auf und nieder, und sah mit rotem Gesicht und blitzenden Augen, ob an diesem Orte der Vergnügung auch alles ordnungsgemäß zuginge.

An der Kasse häuften sich die Menschen. Die Herren und älteren Damen standen in langen Reihen. Sie dräng-

ten sich mit der Robustizität, die dem Großstädter eigen ist, vor.

Der kleine Kassierer in dem Glasverschlage hatte schwer zu arbeiten, um all die reservierten Plätze nicht aus dem Kopf zu verlieren. Mit sicherer Hand griff er nach rechts, wo die blauen, roten, gelben und grauen Billete verteilt in ihren Fächerchen lagen. Silber und Gold klangen hart auf die Marmorplatte, während er mit leiser, gefälliger Stimme Auskunft und Antwort gab.

Endlich hatte sich German zum Schalter durchgearbeitet und fragte: „Eine Künstlerkarte für German?"

„Freikarten werden nach neuer Bestimmung zu Premieren prinzipiell nicht mehr ausgegeben!" erklang des Kassierers Stimme.

German hörte mit kundigem Theaterohr aus deren Klang sofort heraus, diese Antwort sei für die nachfolgende Menge bestimmt, unter denen sich bereits einige Mißvergnügte bemerkbar machten, die keine Billets erhalten hatten.

„An wen kann ich mich wenden?" fragte German.

„Gehen Sie hinauf ins Bureau, fragen Sie bei Herrn Knappstein an. Ich glaube aber nicht, daß Sie am heutigen Abend einen Platz erhalten werden."

German schob sich rasch nach rechts weiter fort und warf einen Blick durch die Glastüre zu den Garderoben. Die Damen hüllten sich aus ihren pelzverzierten Seidenmänteln, standen vor den hohen, das Licht reflektierenden Spiegeln und griffen mit dem typischen Griff mit beiden Händen an die Frisur, um diese noch einmal zurechtzusetzen. Die Herren steckten die dicken Köpfe zusammen und sprachen angeregt miteinander. Erwartung, Neugierde, Sensationslust lag auf allen Gesichtern, und die

Erregung vor dem Kommenden drückte sich aus in dem Rascheln und Knistern der Seidenkleider, in den nervösen Schritten der Männer, in der Spannung der Gesichter und dem lebhaften Blinzeln der Augen.

Dieses Gefühl der Spannung hatte sich den Garderobieren mitgeteilt, deren Gesichter gerötet waren. Der Portier stand vor einem Verschlage und gab Auskunft, musterte die Menge und rief einem vorbeieilenden Sekretär etwas zu.

German als echtes Theaterkind genoß die vibrierende Atmosphäre und sog diese von Sensation geheizte Luft mit weiten Nüstern ein. Der Theaterstolz drückte sich unwillkürlich in seinen Bewegungen und seinen Gesten aus: Auch ich gehöre zum Bau, ich weiß, worauf es ankommt. Ihr seid ja für die wahren Werte doch blind.

In eiligen Schritten stürmte er an der Portierloge vorbei, rechts eine schmale Treppe hinauf zum ersten Stock und fragte, als er sich in den Vorraum des Sekretärs gedrängt hatte, einen Diener in grüner Livree nach Herrn Knappstein.

Der Diener, in dem auch etwas von dem Brodeln da unten lebendig war, antwortete mit Nervosität: „Ich glaube kaum, daß Sie Herrn Knappstein sprechen können."

„Melden Sie Ernst German!" rief der junge Schauspieler hart und befehlend.

Der Diener gehorchte seinem zwingendem Blick, lief fort, kam sofort zurück und sagte: „Herr Knappstein bittet Sie, einzutreten."

Knappstein saß im schwarzen, abgeschabten Gehrock und weißer Krawatte schwitzend vor einem mit Schriften und Papieren bedeckten Tische, auf den eine Lampe mit grü-

nem Blechschirm einen grellen Lichtkreis warf, so daß German beim Eintritt den beschatteten Raum nicht klar zu erkennen vermochte.

Knappstein wischte sich mit dem Taschentuch die rote Stirn, reichte German die Hand und sagte:

„Guten Abend! Ach, is 'ne Aufregung! Is 'n Trara! Solche Premiere! Ich bin ganz hin!"

„Ich wollte sie um mein Billett bitten," sagte German, „es ist mir von Fräulein Meister versprochen, ich muß die heutige Vorstellung sehen, weil ja fast alle, die mitspielen, an unserer Tournee teilnehmen."

„Haste was, kannste," erwiderte Knappstein. „Wir sind nicht Herr im eigenen Haus. Es ist doch 'ne Vereinsvorstellung. Aber ich will sehen. Lassen Sie mich machen, German, ich will sehen. Sie wissen, ich habe Sie immer gern gehabt. Ich werde für Sie sorgen. Setzen Sie sich auf einen Stuhl und warten Sie! Ich bringe Sie unter, und Sie sollen alles sehen und im Notfall stellen wir uns beide ins Parkett." German begann jetzt diesen mit Regalen ausgefüllten Raum, der ein provisorisches Gepräge trug, zu erkennen. An einem eisernen Haken hingen leer und schlaff Mantel und Hut Knappsteins.

Es herrschte der allen Bureaus eigentümliche Geruch, der schlechte Lüftung verrät. Der Boden knirschte, wenn der Fuß eine leise Bewegung machte, weil er zu wenig gefegt war. Die Tapeten hatten jenen dunklen Ton, der jede Farbe verdeckt und nur anzeigt, daß die Wände seit zwanzig Jahren nicht beachtet worden sind.

Knappstein setzte seinen Klemmer weit vorn auf die Nase, ordnete Schriftstücke, schrieb, kraute sich den Kopf und wischte die gerötete Stirn.

Die Tür ging auf. Herein trat ein Herr, der den

schwarzen, mit breitem Seidenrevers geschmückten Mantel über die Schultern gehängt hatte. Der Zylinderhut saß im Genick, so daß die Krempe ein kräftiges, rotes Gesicht mit buschigen, schwarzen Augen, gebogener Nase und schwarzem Schnauzbart umrahmte.

„Knappstein!" rief der starke Mann, ohne German zu bemerken, „ist das 'ne Zucht! Habe ich Frieden machen müssen unten! Schauen Sie mich an, wie rot ich bin, ich habe 'ne ganze Konfession im Kopf!"

Knappstein stand auf, nahm aus der Westentasche Pulver, öffnete eine Tür und kam aus dem Nebenzimmer mit einem Glas Wasser zurück.

„Hier, Herr Direktor," sagte er, „nehmen Sie das Pulver, das ist gut für Kongestionen."

„Danke schön," sagte der dicke Mann, schüttelte das Pulver auf die Zunge, goß das Wasser hinterher und strich sich dann über den Magen.

„Denken Sie an! Dieser Hauser!" rief er. „Ein Teufel! Ein reiner Teufel! Die Inkrankation eines Teufels! Hat einen Bühnenarbeiter geohrfeigt, das Personal wurde aufständig! Ich habe es beruhigen müssen und habe dem Mann 'nen Taler gegeben. Es wäre doch schlimm, wenn eine Sekretion der Bühnenarbeiter stattgefunden hätte! Aber ich habe sie spezifiziert!"

„Oh i weiß schon Bescheid!" sagte Knappstein, „aber wissen Sie, Herr Direktor Rotenberg, die Ohrfeige ist Gold wert. Ich faß' Vertrauen zu dem Stück."

„Sagen Sie nichts von Vertrauen: Das Stück ist modern, es ist deutsch, und darum fällt's durch! Wie kann einer Geschäft machen, der Ganz heißt. Können Sie sich einen Dichter Ganz vorstellen?! Ich sage Ihnen, es ist

ein toter Mann. Ich habe das Stück gestern gesehen. Ich habe 'ne Perspektive davon."

In diesem Augenblick fiel Rotenbergs Auge auf German, der lautlos bis dahin dagesessen hatte. Brüsk brach er die Rede zu Knappstein ab, und während er seine dicke Faust mit ausgestrecktem Zeigefinger hoch reckte und auf German wies, fragte er: „Wer ist denn der da?"

„Ach, ich vergaß, Herr Direktor, Ihnen den jungen Mann vorzustellen," erwiderte Knappstein. „Es ist ein junger Freund von mir, 'n talentvoller, junger Schauspieler, 'n Regisseur von Nürnberg, Ernst German."

Rotenbergs Gesicht nahm Härte an. In den verschwommenen, verfetteten Zügen leuchtete eine scharfe, praktische Intelligenz auf. German verneigte sich ein wenig und begegnete dem forschenden Blick, der auf ihn gerichtet war, mit Ruhe. Nachdem Rotenberg den jungen Mann gemustert hatte, streckte er seine Hand aus und sagte mit gedämpfter, höflicher Stimme: „Nu, es freut mich, Sie zu sehen. Vielleicht werden wir uns noch einmal im Theaterleben näher kennen lernen."

Dann schlug er den Mantel unten zusammen. Knappstein öffnete die Tür, und der Herr Direktor Rotenberg verließ das Sekretariat.

German schaute Knappstein fragend an.

„Glauben Sie mir," rief Knappstein, „er ist gescheit! Sehr gescheit! Sie müssen immer bedenken, er stammt aus Schlesien, und wer Vater und Mutter gewesen sind, weiß man nicht genau. Jetzt hat er sich emporgearbeitet. Er hat eine Nase und ein Geschick, alle Achtung! Er spricht die Fremdwörter falsch, aber wissen Sie, German, ich bin mir nie klar darüber, ob er sie nicht mit Willen falsch ausspricht. Wissen Sie, warum? Er ist dadurch

populär. Populär. Is auch'n Weg, um bekannt zu werden. Is auch 'n Weg. Sehen Sie, ich weiß, er hat französisch gelernt, er hat englisch gelernt, alles zu Haus. Und ich kenne seinen Bücherschrank. Der ist voll, und er liest seine Bücher. Fast den ganzen Reclam besitzt er. Aber Fremdwörter spricht er noch immer falsch. Ich denke mir, er ist so sehr gewöhnt daran, sie falsch zu sprechen, und man würde etwas vermissen, wenn er sie nicht mehr falsch spräche. Aber er wird auch so geachtet mit falschen Fremdwörtern. Ich weiß nur, er ist klug, sehr klug!"

Eine Klingel ertönte, schrill. Knappstein horchte auf. „Kommen Sie herunter," sagte er zu German, „jetzt müssen wir sehen, daß wir Platz bekommen, lassen Sie Ihre Garderobe oben."

Sie eilten die eiserne Wendeltreppe hinab. Knappstein sprach in dem leer gewordenen Vorraum mit dem Kassierer. Er erhielt eine graue Karte und sagte zu German:

„Hier nehmen Sie meine Karte, Parkett dritte Reihe, rechts. Ich werde mich an der Tür aufhalten und werde herumwimmeln, um zu hören, wie die Stimmung vorne ist und werde auch nach hinten gehen, um zu hören, wie die Stimmung hinten ist und die Kommunikation mit der Bühne herstellen. Das ist wichtig an solchen Abenden."

Knappstein empfahl German einem alten graubärtigen Logenschließer. Dieser öffnete leise die Tür, und German sah von unten an der Seite in das gefüllte Parkett auf die Reihen hellerleuchteter Köpfe, sah viele entblößte, schimmernde Schultern von Damen. Diese Köpfe waren in Bewegung, drehten sich, nickten und schüttelten sich. Ein Gesumme stieg von unten auf, das einem hundertfachen Geflüster begegnete, das von den goldstrotzenden Galerien sich herabsenkte.

German setzte sich auf seinen Platz in der dritten Reihe, der sich gleich an der Ecke befand, und ließ den Blick über die neben ihm sitzenden Leute gleiten.

Die Gesichter dieser Menschen waren ruhiger, die Augen kühler, die Lippen mehr beherrscht. In diesen Reihen überwogen die Männer mit hohen Stirnen, eingesunkenen Schläfen, die Gesichter waren ausgearbeitet und wiesen scharfe Linien auf.

German erkannte in diesen Männern die Vertreter der Kritik. Ihn als Theaterkind überwältigte die Idee, daß sich über hundert Menschen an diesem Abend zusammenfanden, deren Aufgabe es war, in alle Welt nur über diesen Abend zu berichten.

Aber zu gleicher Zeit schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, wie unklug doch eine solche Institution sei, die diese Menschen alle dicht nebeneinander setzt, so daß sie als geschlossene Masse auf ein Stück eingestellt werden.

Der Kronleuchter erlosch. Der Vorhang stieg empor, und es zeigte sich die Szene: Eine einfache bürgerliche Stube, in der eine Frau am geöffneten Fenster sitzt, mit einem Tuch um die Schultern. Sie ist mit einer Handarbeit beschäftigt und schaut hinaus in den grünenden Garten.

Diese alternde Frau von vielleicht vierzig Jahren wurde von Minna Meister dargestellt.

Es rollte sich nun jenes Stück zum ersten Male ab, das nachher so bekannt und berühmt geworden ist und nichts weiter enthält als das Thema, wie auf zwei junge Menschen der Frühling bestimmend wirkt und zwei ältere dabeistehen und sehen, wie Unglück und Jammer daraus kommen muß und dabei demselben Geschicke erliegen, weil auch in ihnen der Frühling wach wird.

Es war dies eines der Stücke jener Epoche, in der die Dichtung zu erweisen suchte, daß die Menschen eng an den Boden, an das Klima, an ihre Umgebung und das Blut ihrer Familien gebunden sind.

Stets war bisher das Publikum angewidert oder abgestoßen worden, weil sich die Konsequenzen zu brutal zeigten. Jede dieser Premieren war zur Schlacht geworden zwischen den Anhängern der Wahrheit und den Gegnern der Häßlichkeit. Dieses Stück aber, das durchströmt war von Schwermut und starken lyrischen Gefühlen, zeigte nur die Vorzüge der Schule. Dazu kam, daß viele der Menschen, die ins Theater gekommen waren, sich auf harte Dinge gefaßt gemacht hatten, und nun zeigte sich ihnen eine reine, fast naive Poesie, die nichts gefährdete, nichts einriß, nichts angriff. Mit diesem Stücke entschied sich der Sieg einer ganzen Generation.

German schwoll die Brust vor Stolz, als er sah, wie diese Menschen um ihn die Köpfe vorstreckten. Die Augen verzehrten, was sich auf der Bühne zutrug. Ein so lautloses Publikum hatte er noch nie gefunden. Das leiseste Geräusch wurde verwiesen, und als der Vorhang zum erstenmal fiel, dauerte diese Ruhe an, um sich dann in einem begeisterten Beifall zu entladen.

Die Schauspieler traten vor den Vorhang, verbeugten sich. Stimmen wurden laut, die nach dem Dichter schrien. Aber schon ging der Vorhang zum zweiten Male auf.

Knappstein war leise zu German herangekommen und flüsterte: „Es wird, es wird, wenn sie nur noch diesen Akt schaffen." Dann zog er sich wieder ins Dunkel zwischen die beiden Parterrelogen zurück.

Auf German wirkte diese Aufführung doppelt stark, weil er auf der Bühne alles verwirklicht sah, was er bei sei-

ner Regie in Nürnberg erträumt hatte. So mußten moderne Dramen gesprochen werden! Ohne Bühnenton, ohne Affektion. Was waren das alles für herrliche Menschen. Dieser Reuter in seiner stürmischen Jugendlust, ein Verführer, dem man es gerne glaubte, daß er aus reinsten Gefühlen handelte. Und wie verkörperte Minna Meister die ältere Frau. Und dieses junge Mädchen, das er zum ersten Male sah, wie fremd war ihr alles falsche Naivtun. Natürlich, einfach kam jeder Satz. German begriff Hausers Ausspruch und Behauptung: „Diese Rollen müßten von Charakteren gegeben werden, keine Routine kann sie erzwingen."

Ueber diese Regie dachte er nach, durch die alles selbstverständlich gemacht wurde. Zum ersten Male sah German ein Theaterstück, bei dem es keine Bühnenstellungen gab.

Er begann, sich auf die Tournee zu freuen. Vergessen war in ihm jedes Gefühl des Neides und der Abneigung gegen Hauser. Er brannte nur noch darauf, mit diesem Menschen zusammen zu arbeiten.

Es trat auf der Bühne der alte Jugendfreund der Frau auf, und German erkannte Cantor.

Aber wie groß wurde dieser Mensch! All seine Sehnsucht, all sein Idealismus war geläutert, künstlerisch gesteigert in diese Gestalt übergegangen. German war so ergriffen nach dem großen Dialoge zwischen der alternden Frau und dem alternden Mann, die ihre Leidenschaften in den Kindern wieder finden, daß ihm die Tränen aus den Augen quollen. Haltlos wurde er, der Theatermensch, der doch wußte, wie alles gemacht wird. Er gab sich drein, schämte sich nicht, er genoß nur das Erlebnis und die große, künstlerische Erregung. Hinter sich hörte er

leises Schluchzen und Schnauben, das die Tränen verriet. Die Erschütterung hatte das ganze Parkett ergriffen und pflanzte sich fort. Selbst nach vorn in die drei Reihen der Kunstrichter flutete die Erregung hinein, und mancher kritische Kopf senkte sich tiefer.

Der Vorhang fiel. Wieder setzte der Beifall ein, aber gesteigert, stärker. Es war, als ob sich die Menge durch Klatschen freimachen wollte von Sentimentalität. Eine sieghafte Stimmung war über das ganze Haus gekommen.

Knappstein trat wieder neben German und sagte ihm: „Die Meister läßt Ihnen sagen, Sie sollen nachher auf die Bühne kommen, sie hätte mit Ihnen kurz zu sprechen."

German sann noch darüber nach, was die Meister wohl mit ihm zu sprechen habe, da ging der Vorhang zum dritten Male auf. Es kam die Stelle, wo die Tochter der Mutter beichtet und die Mutter, die selbst dem Frühling erlegen ist, die Tochter absolviert. Der Vorhang fiel, und es erhob sich ein Beifall, wie ihn German nie gehört hatte. Aus diesen geschäftlichen, nüchternen Berlinern brach eine Flamme hervor, von einer Kraft, wie es German nie für möglich gehalten hätte. Wieder und wieder mußten sich die Darsteller zeigen, und endlich brachten sie den kleinen, schlotternden, nickenden, lächelnden Doktor Ganz herausgeschleppt, der blaß und fast blöde auf die unten ihm zujauchzende Menge blickte.

Aber dieses hilflose Männchen errang sich die Sympathie persönlich noch stärker, als er sie sich schon durch das Stück gewonnen hatte. Wieder und wieder mußte der Vorhang auf und herunter. German stand an der Logentür und betrachtete diese berauschte Menge, und es wurde

der Wunsch in ihm wach, Sieger in einem solchen Haus zu sein, solche Begeisterung selbst zu entfachen.

Betäubt ging er durch die Direktorialloge auf die Bühne und mit dem sicheren Instinkt des Theatermenschen tastete er sich vorbei an den Kulissen und eisernen Lichtapparaten.

Noch verwirrt von dem Siege stand der kleine Doktor Ganz, umgeben von den Arbeitern und Schauspielern, die ihm die Hand schüttelten. Eine blonde Dame im grauen Kleid, die mit Steinen reich geschmückt war, kam von der anderen Seite über die Bühne gelaufen. German erkannte die Medizinalrätin, die enthusiastisch sich durch die Menge Bahn brach. Sie schloß den Doktor Ganz in die Arme, küßte ihn und gratulierte ihm überschwenglich.

Jetzt trat German vor. Er schüttelte auch seinerseits dem Verwirrten die Hand. Er wurde aber zur Seite geschoben, denn Rotenberg drängte sich vor und klopfte dem kleinen, blonden Dichter väterlich auf die Schultern.

„Ich gratuliere Ihnen von Herzen, habe ich Ihnen nicht immer gesagt, daß Sie Talent haben?! Bitte, kommen Sie doch gleich auf mein Bureau. Ich habe Ihnen einen glänzenden, geschäftlichen Vorschlag zu machen!"

Minna Meister trat zu German, zog ihn am Arme und sagte: „Ich muß dich kurz sprechen, komme in meine Garderobe."

German sah, daß bei ihr bereits wieder die Nüchternheit eingetreten war, die er bei ihr nach Premieren kannte. Sie gingen nach rechts über die Bühne, traten in einen Gang und gelangten in die Garderobe Minna Meisters.

Die Garderobiere wartete bereits in dem engen, weiß tapezierten Raume. Die Kleider lagen auf den weißlak-

kierten Stühlen. Vor dem Frisierspiegel brannten die beiden Lampen, viele Blumengaben bedeckten den Diwan.

Der ganze Raum war von Rosenduft erfüllt.

Achtlos streifte Minna vom Diwan ein großes Bukett, langte aus ihrer Jackettasche einen Brief, setzte sich und sagte: „Höre, kleiner Erwin, was hat sich zwischen dir und Fräulein Bachhusen ereignet? Sie schreibt mir soeben, sie würde die Tournee nicht mitmachen, und bittet mich, dich zu veranlassen, sie nicht wieder zu sehen."

German war so erfüllt von den Eindrücken des Abends, daß ihm Minnas Stimme aus weiter Ferne zu schallen schien.

„Was sagst du da?" fragte er.

„Da, lies selbst. Sie will mit dir brechen! Und du erklärst mir augenblicklich, was zwischen euch geschehen ist!? Du mußt das Mädchen aufs schlimmste verletzt haben!"

Sie erhob sich, und ihre Augen wurden hart.

„Ich weiß, du kannst Menschen quälen, du hast auch versucht, mich zu quälen. Ich will wissen, was du mit dem Mädchen getan hast. Du weißt, daß ich für Menschen einstehe, die mir lieb sind."

German hatte harte Worte von Minna noch nie gehört. Er verlor allen Grund unter sich. Ein leichter Schwindel überkam ihn. Er setzte sich auf einen Stuhl nieder, und seine Augen füllten sich wider Willen mit Tränen. Dann aber richtete er sich sofort wieder auf, wischte mit einer kurzen Handbewegung über die Augen und sagte: „Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig." Sehr weich aber fügte er hinzu: „Mir geht es selbst so furchtbar nah. Ich mag sie nicht verlieren. Ich weiß nicht, was sie hat."

„Sie muß in einer entsetzlichen Erregung gewesen

sein, das beweist schon ihre Schrift. Ich werde sofort telegraphieren. Jetzt geh."

German verließ ernüchtert die Garderobe, schritt über die Bühne, die dunkel und leer dalag. Hauser stand düster inmitten der letzten Zimmerdekoration und gab dem Theatermeister einige Anweisungen für künftige Aufführungen. Mit leichtem Nicken begrüßte er German und sagte: „Wir sind heute abend in der Kulmbacher Bierstube zusammen. Ihr Freund Philippsohn hat sich schon bei mir gemeldet. Ich habe ihn hinbestellt."

Philippsohn! — German klammerte sich an die Idee, ihn zu treffen. Er mußte wissen, wie es in Nürnberg stand. Vielleicht hatte er irgend etwas über Fräulein Bachhusen gehört.

Im Foyer herrschte Leere und Dunkel. Nur noch in der Portierloge brannte Licht. German eilte die Treppe hinauf zum Sekretariat, um Mantel und Hut zu holen. Als er in das Zimmer trat, fand er es leer. Einen Lichtkreis verbreitete die Lampe mit dem grünen Blechschirm auf dem Arbeitstisch. Aus dem Nebenzimmer, dessen Tür halb aufstand, hörte er, wie Rotenberg leise mit Ganz sprach. Knappsteins Gesicht sah er fast wie einen Schatten durch den Türspalt im Profil.

„Es ist ein anständiger Vorschlag," sagte Rotenberg, „und Sie brauchen doch Geld. Ich habe das Gefühl, wenn ich das Stück lange spiele, kann ich's hoch spielen. Aber Sie können sicher sein, gute Häuser kommen erst nach der fünfzehnten Aufführung, denn das Stück ist zu literarisch. Aber ich garantiere Ihnen, ich halte es. Ich spiele es dreißigmal hintereinander, und damit mache ich den Erfolg; denn die Presse wird vielleicht nicht gut sein. Also mein letztes Wort: Ich kaufe Ihnen die Tantiemen

der ganzen Saison bis letzten Mai ab für sage und schreibe tausendfünfhundert Mark. Da, ich lege sie hin."

German hörte, wie Ganz den Vorschlag akzeptierte. Knappstein trat aus dem Bureau. Sein Gesicht strahlte. Er sagte: „Na, German, is das nicht 'n Leben in Berlin? Hat das nicht etwas? Es ist doch schöner wie in Nürnberg. Oh, i weiß schon Bescheid. 'N Schohspieler ist solange Schohspieler als er nicht in Berlin mit 'ner Gage spielt. — Na, kommen Sie! Ich möchte mit Ihnen in den Kulmbacher gehen!"

Sie schritten durch die nächtlichen Straßen zu Fuß, da Knappstein frische Luft schöpfen wollte. Der alte Herr redete laut mit der Begeisterung des Stolzes über den Erfolg, als hätte er selbst ihn errungen.

German hörte nicht zu. Er dachte nur an Fräulein Bachhusen. Greifbar sah er im Dunkel ihr weißes Gesicht mit den tiefen Augen vor sich.

Sie schritten durch stillere Straßen, gingen an der alten, mit Holz eingefaßten Friedrichsgracht entlang, wo die niedrigen Häuser noch an das alte Holland gemahnten, vorbei an den Apfelzillen und Ziegelkähnen, deren dunkle Leiber wie schwere Schatten in dem schwarzen Samt des Wassers ruhten. Keinem einzigen Menschen begegneten sie an der Gracht, nur das ferne Brausen verriet den Atem der Riesenstadt.

So gelangten sie zur Petrikirche und zu dem kleinen, bürgerlichen Lokal, das mit seinen weißgescheuerten Tischen, einfachen Stühlen und seiner Enge so gänzlich unberlinerisch im modernen Sinne erschien.

Aus einer dunklen Ecke wand sich Philippsohns Gestalt los. Er begrüßte mit einer eckigen Handbewegung Knappstein und German. Wie gewöhnlich trug er einen eng-

lischen Anzug, der diesmal in braun und schwarz kariert war. Sorgfältig war der kleine rötliche Bart hochgestrichen, als hätte Philippsohn jedes einzelne Haar geordnet, aber über dem nüchternen Gesicht mit den merkwürdig verschwommenen, wasserblauen Augen lag ein dankbares Lächeln. Als er Germans Hand ergriff, sagte er nur stokkend: „Daß Sie wirklich an mich gedacht haben —". Doch seine Rede wurde durch Knappstein unterbrochen, der ihn jovial begrüßte und fragte, wie es ihm ginge, ob er noch das Theater liebe, ob er noch zur Bühne wolle.

German mußte die alten Fragen, die alten Scherze über sich ergehen lassen. Er wartete gierig auf die Gelegenheit, Philippsohn zu fragen, aber die anderen kamen, einer nach dem andern. Zuerst Cantor mit seiner sächsischen Frau. Er schüttelte German herzlich die Hand und berichtete, daß er durch Minna Meister an das Dorothentheater gekommen wäre. Ganz kam mit seiner Liebsten, dem Fräulein Hella, einer üppigen, dunkelhaarigen Dame mit slavischen Gesichtszügen. Beide überfluteten Cantor mit Lobsprüchen für seine Leistung. Ruge und Reuter traten ein und wurden der Mittelpunkt des Gespräches, von dem sich Philippsohn nicht loszureißen vermochte, da ja alles vom Theater handelte. Nur noch Hauser und Minna Meister fehlten.

Endlich gelang es German, Philippsohn beiseite zu ziehen. Philippsohn schüttelte German abermals herzlich die Hand und dankte ihm, daß er im rechten Augenblick an ihn gedacht habe. Er wußte sich vor Rührung nicht zu lassen. Sofort nach Empfang von Germans Telegramm hatte er seine gutbezahlte Stellung niedergelegt, um die gebotene günstige Gelegenheit, mit Theaterleuten zu arbeiten, ja nicht zu versäumen.

German schnitt ihm alles weitere ab und fragte ihn atemlos: „Hast du in Nürnberg etwas von der Bachhusen gehört?"

„Ja," erwiderte Philippsohn, „ich traf die beiden Herren Finsterberg und Sendburg gestern abend im ‚Raben'. Sie sagten mir, Fräulein Bachhusen wäre sehr krank. Es laufen allerhand Gerüchte um."

„Was für Gerüchte?" fragte German.

Philippsohn wand sich. „Sie ist sehr krank. Sie hat zu viel Chloral genommen, heißt es. Ich halte mit Ausnahme der Krankheit alles für Gerede."

German zwang seine Erregung nieder und sagte: „Das arme Mädchen." Aber als er sich auf seinen Platz begab, hörte er nur die Stimmen in fröhlicher Erregung um sich brausen, sah die lebhaften Mienen der Tischgenossen, ohne den Gedanken und Worten wirklich zu folgen. Er atmete endlich auf, als Hauser mit der Medizinalrätin und Fräulein Meister in das Lokal kam.

Eine allgemeine Begrüßung, ein Rufen, ein Anstoßen mit Gläsern fand statt. Ueberschwenglich schüttelte die Medizinalrätin jedem die Hand, belobte, ermunterte und bejubelte einen jeden. German folgte nur mit ängstlichen Blicken Minnas Bewegungen.

Fräulein Meister sah, wie der kleine Erwin totenblaß mit zusammengepreßten Lippen in einer Ecke gedrückt saß. Sie winkte ihn zu sich, nahm ihn beiseite und sagte:

„Hast du Näheres von Philippsohn gehört?"

German schwankte wie eine Espe und erwiderte gepreßt: „Philippsohn sagt, er hätte gehört, sie hätte zu viel Chloral genommen."

Minnas Augen tauchten in Germans Augen.

Sie sagte weich: „Armer Junge, das ist hart." Und nach kurzer Ueberlegung bestimmte sie: „Ich mache mich frei. Den Zwölf-Uhr-Zug nach Nürnberg erreichen wir noch, der um sieben ankommt. Ich kann mit dir von sieben bis neun in Nürnberg sein, fahre um ein halb zehn Uhr wieder zurück und komme zur zweiten Vorstellung gerade noch recht. Mache dich los und erwarte mich mit zwei Billets erster Klasse am Bahnhof."

Sie gab ihm ihr Portemonnaie und setzte sich wieder an den Tisch.

Leise verließ German das Lokal. Er hörte noch, wie Ganz mit überschnappender Stimme rief: „Heute abend seid ihr alle meine Gäste!"

* *
*

Weiße Dampfwolken erfüllten die von den bläulichen elektrischen Bogenlampen erhellte mächtige Halle des Anhalter Bahnhofes. Der rotbärtige, stämmige, bayerische Schaffner warf die Wagentüren des Nachtschnellzuges nach Nürnberg zu. Die Maschinen atmeten brausend wie ungeheure, vorweltliche Wesen, und die Menschen bewegten sich wie kleine, schwarze Flecke in der gewaltigen Halle.

Als der Schaffner zu dem Halbcoupé erster Klasse kam, das sich Minna Meister mit Hilfe eines Talers reserviert hatte, lachte er gutmütig und verschmitzt, denn er hielt die beiden für ein Liebespaar, das ungestört sein wolle.

Die Lokomotive pfiff. Der Zug zog an, setzte sich in Bewegung und begann nun mit eintönigem Rhythmus über die Schienenstränge zu hämmern. Das kleine, rote Coupé der beiden, das nur durch eine schwache, dunkelgelbe Flamme der Wagenlampe erleuchtet war, zitterte. Die Fenster waren dunkel, als wäre ein schwarzes Tuch

von außen über sie gebreitet. Blaß, mit bebenden Lippen saß German in seiner Ecke. Er fror innerlich und hatte Angst vor dem Morgen in Nürnberg, vor dem Zusammentreffen mit einem Mädchen, das ihm so viel war und das er verlieren sollte.

Seine Angst übertrieb seine Vorstellungen, spiegelte ihm fürchterliche Bilder vor. Er sah sich schon im Geiste am Grabe der plötzlich Verschiedenen.

Seine Nasenflügel zitterten. Ein nervöses Zucken trat in seine Halsmuskeln, ein leiser Ton rang sich aus seiner Kehle, ein Ton, der an das schmerzliche Pfeifen einer sterbenden Maus erinnerte.

Minna wandte ihm das Gesicht voll zu. Ihre Augen waren ruhig, und die breiten, großen Züge lebten voll Energie. Trotz der persönlichen Erregung, trotz ihres Mitfühlens war die Kraft dieser Frau so groß, daß sie schweigend betrachten und prüfen konnte.

Ihr starker Instinkt sagte ihr, daß der Schmerz bei German ehrlich sei. Sie richtete kein einziges fragendes Wort an ihn, sie kannte ihn zu genau, um nicht zu wissen, was geschehen sein mußte, um dieses sensible, übernervöse Mädchen mit dem zwiespältigen Blut zu erregen.

Aber sie richtete nicht, sie fühlte nur, daß dieser Mensch da neben ihr in der Ecke des roten Coupés litt, und sprach ihn innerlich von aller Schuld frei, weil sie ihn geliebt hatte und in ihm eine große, noch unentfaltete Kraft sah.

Wieder drang der pfeifende Ton aus Germans Kehle. Da streckte Minna Meister ihre große, warme, weiche Hand aus und zog ihn an der Schulter zu sich, und er sank mit dem Kopfe in ihren Schoß und brach in Tränen aus. Er schluchzte, wie es Kinder tun, die von unfaßbarem

Gram überwältigt werden, von einem Kummer über die Ungerechtigkeit der Welt, die ein Kind leiden läßt.

Minna verstand diesen jungen Menschen, der so viel Hunger nach Glück und Genuß in sich hatte. Sie streichelte seine Locken mit zarten, vorsichtigen Fingern und ließ ihn weinen und ausruhen.

Wohl eine Stunde lang lag er so mit dem Kopfe in ihrem Schoß. Seine Hände hatte er wie ein flehender Knabe um ihre Hüften geschlungen.

Endlich, als er ruhiger geworden war, löste sie sanft seine umklammernden Arme, richtete ihn auf und gab ihm einen leisen Kuß auf die Stirn.

Da kamen ihm die Gedanken an das Leben, an die Wirklichkeit wieder, und in seiner Verwirrung lebte der eine Gedanke auf: sie hat mich noch immer lieb, trotz Hauser.

Dann erschien wieder vor ihm das Gesicht Fräulein Bachhusens, wie er sie in den letzten Tagen in Nürnberg erlebt hatte. Er sah dieses weiße Gesicht mit den großen Augen vor sich und empfand in Erinnerung wieder den körperlichen Abscheu wie an dem Abend, als sie ihn zur Bahn gebracht hatte.

Er wollte anfangen zu reden, aber Minna schüttelte den Kopf und sagte: „Laß nur, kleiner Erwin, mir kannst du nichts erzählen! Ich kann mir denken, wie es gekommen ist. Wozu also reden. Spare deine Kraft, versuche die Augen zu schließen, du hast es nötig."

Und sie stand auf, zog den dunkelblauen Schirm über die Wagenlampe, hieß ihn sich auf die Bank legen, bettete seinen Hinterkopf in ihren Schoß und bedeckte seine Augen mit ihrem zarten, seidenen Schleier, daß ihn der letzte Rest des Lichtes nicht störe. Und so fuhren sie wei-

ter hinein in die einsamen, nächtlichen, lichtschimmernden Bahnhöfe, auf denen die Schaffner mit dunkler Stimme die Namen der Station riefen, hinaus in die Ebene durch rauschende, regenschwere Wälder, bergan, wo die Lokomotiven angstvoll pfiffen, als stießen sie Schreie aus um Hilfe, bergab mit stoßenden Puffern.

Endlich wurde das schwarze Tuch, das vor den Fenstern hing, blauer, durchsichtiger, bis endlich sich blasse Morgenlandschaften in den Scheiben des Zuges zeigten und feuchte, grüne Wiesenvierecke mit einer Drehung vorbeiflogen.

German richtete sich auf. Er hatte fest geschlafen nach den Anstrengungen, Eindrücken und seelischen Erregungen der beiden letzten Tage. Der Duft dieser Frau, in deren Schoß er schlummerte, hatte ihm das Vergessen leichter gemacht, als ein Schlaftrunk vermocht hätte.

Er schaute die Freundin an. Ihre Augen waren umrändert. Sie hatte die ganze Nacht schlaflos gedacht und gesonnen.

Jetzt stand sie auf und griff nach ihrer Handtasche, entnahm ihr ein Flakon Eau de Cologne und betupfte das Gesicht. Dann reichte sie German das Flakon, daß er dasselbe täte.

Das kleine Coupé füllte sich mit dem starken Duft. Sie öffnete das Fenster. Die frische Morgenluft drang stark herein. Minna Meister hüllte sich fest in ihren Mantel.

Häuser flogen vorbei, Fürth war passiert. Der Zug pfiff. Hohe Fabrikgebäude reckten sich zu den beiden Seiten der Wagenfenster auf, verschwanden. Langsamer liefen die Wagen. Nürnberg war erreicht.

German ging an der Seite Minna Meisters durch die

Gassen, die einsam im kalten Morgenlicht dalagen. Die Türen waren geschlossen, die Fenster waren mit Vorhängen verhängt. Hier und da lief ein fröstelndes Dienstmädchen über die Gasse. Ausgelebt und abgebraucht erschien German die Stadt. Die Häuser waren klein, die Straßen veraltet. Die starken Eindrücke von Berlin übertäubten die altertümliche Zierlichkeit und die Schönheit der Straßenbilder.

Provinz, sagte sich German, Provinz. Du muß fort von hier.

Endlich standen sie vor dem Hause mit der kleinen Treppe und der Pforte mit dem messingbeschlagenen Schloß.

German wurde blaß. Wieder überkam seine Seele ein Sturm. Er fühlte sein Schicksal mit dem Schicksal des Mädchens, das in diesem Hause krank lag, verbunden.

Minna reichte ihm die Hand und sagte: „Ich werde zunächst allein hinaufgehen und mit ihr sprechen. Wenn sie es mag, ruf ich dich aus dem Fenster hinauf, oder ich sage dir Bescheid."

Sie reichte ihm die Hand und schritt die vier Stufen empor. Klingelnd öffnete sich die messingbeschlagene Tür und schloß sich wieder hinter ihr.

German schritt die kühle Straße in dem blauen Morgenlichte auf und nieder. Der Stadthimmel war dunstig. Ein kühler Wind strich durch die Straße.

Wie entgöttert erschien ihm dieser Ort, und er gedachte der Nacht, da er vor diesem Hause auf und nieder schritt, bebend vor Erregung und Begierde. Jetzt ging er mit gesenktem Kopf auf den breiten Steinen des Bürgersteges auf und nieder, mit gesenktem Kopf, als erwarte er ein Urteil.

Noch einmal durchlief er die Kette von Tagen, die er mit Fräulein Bachhusen erlebt hatte, und fragte sich: Gehörst du noch zu dieser Frau? Und sie verblich mehr und mehr vor seinem inneren Blick. Der Abscheu, den er am letzten Tage vor ihr empfunden hatte, überkam ihn wieder. Nein, innerlich gehörte er viel mehr jener mütterlichen Frau an, mit der er diese letzte Nacht in dem roten Coupé zusammengesessen hatte. Und er hob seinen Kopf und schritt gelassen die Straße auf und nieder, mochte nun kommen, was da wollte.

* *
*

Minna Meister war die alte, enge, hohe Eichentreppe, die bei jedem Schritte knarrte, emporgestiegen und zog im zweiten Stock den blank geputzten Messingklingelzug an der weiß gestrichenen Tür. Drei kleine Glöckchen ertönten im Innern rasselnd. Die saubere Tür öffnete sich, und ein gutmütiges, altes Weibergesicht guckte heraus.

„Wäre es mir möglich, Fräulein Bachhusen zu sprechen?" begann Minna Meister in ihrem ruhigen, tiefen Alt. „Ich bin auf der Reise, kann mich nur zwei Stunden aufhalten und muß sie unbedingt sehen."

Das gutmütige Weibergesichtchen verzog sich in tausend Fältchen und Runzeln. Die Augen nahmen einen ängstlichen Ausdruck an, und ein leises und vorsichtiges Stimmchen flüsterte: „Meine liebe Dame, das geht durchaus nicht an! Das Fräulein ist sehr krank. Der Arzt hat jeden Besuch verboten. Bitte, nehmen Sie es nicht für ungut."

„So sagen Sie doch fürs Erste wenigstens dem Fräulein, daß Minna Meister aus Berlin da ist. Ich will mich

gerne eine halbe Stunde oder eine Stunde gedulden. Aber mein Zug geht in zwei Stunden. Nur fünf Minuten muß ich das Fräulein sprechen."

Das alte Weibergesichtlein ging in Verzweiflung über. „Aber der Doktor hat doch gesagt —," flüsterte sie wieder.

Da ließ sich die schwache Stimme Fräulein Bachhusens, die durch die Tür doppelt gedämpft erschien, hören: „Minna Meister, treten Sie bitte ruhig bei mir ein."

Minna schob das ängstliche Weiblein beiseite, schritt durch den sauber gebohnten Vorsaal, der mit altem, gut erhaltenem Hausrat angefüllt war und durch zwei kleine viereckige Fensterchen, die zum Hofe hinausführten, erhellt wurde, zum Zimmer Fräulein Bachhusens. Vorsichtig öffnete sie die Tür und trat in den Raum, in dem ein leiser Geruch von Lysol, mit einem anderen Geruch, der bittern Mandeln ähnelte, kämpfte.

Fräulein Bachhusen lag in einem weißen Spitzennachthemd zart und blaß in den Kissen ihres Bettes. Ihre Augen waren noch größer als sonst. Die Lippen zitterten, und die Hautfarbe war gelblich.

Sie reichte Minna Meister mit einem sehnsüchtigen Gesichtsausdruck eine leichte, lose Hand, deren Haut welk und alt erschien.

Minna setzte sich neben sie auf das Bett nieder, streichelte ihr Gesicht und Hände und sagte mit warmem, friedebringendem Tone nur das eine: „Ich weiß, Sie haben viel gelitten."

„Ich danke Ihnen so, daß Sie gekommen sind," flüsterte Fräulein Bachhusen.

Minna antwortete nichts. Sie streichelte nur die Hände der Kranken.

„Bleiben Sie bei mir?" fragte Fräulein Bachhusen, und es lag eine starke Bitte in ihren Augen.

Minna schüttelte den Kopf wehmütig und erwiderte: „Ich muß ja heute abend in Berlin auftreten. Ich bin die Nacht durch gefahren, um Sie zwei Stunden zu sehen. Wir hatten so schreckliche Nachrichten von Ihnen."

Durch den Körper Irenes lief ein Frösteln, als überkäme sie starker Ekel, und sie fragte: „Ist er mit Ihnen gekommen?"

Minna nickte und sagte: „Er ist traurig wie ein armes Kind."

Wieder trat eine Pause ein.

Dann sagte Minna: „Er steht dem ganz ratlos gegenüber."

Das schmerzliche Lächeln, das Fräulein Bachhusen eigen war, breitete sich über ihr Gesicht aus. Aber es war so bitter und so voller Ironie wie nie zuvor.

Sie sagte: „Ich bin so froh, daß ich mich mit einem Menschen wenigstens aussprechen kann, so froh."

Dann legte sie sich zurück und schloß die Augen, und während sie die Hand Minna Meisters umspannt hielt, erzählte sie, als erlebte sie alles noch einmal wieder, mit stockenden Worten: „Ich fühlte in dieser letzten Woche eine seltsame körperliche Veränderung. Ich war so bang. Ich wußte nicht, sollte ich mit German darüber reden. Es war ein Widerwillen in mir gegen ihn, und ich spürte, daß auch ich nicht auf ihn wirkte.

Es tat mir wohl, daß in diesen Tagen ein junges Mädchen vom Theater oft bei mir war, das mich suchte, sich an mich anschmiegte. Dann reiste German ab. Den nächsten Tag nach seiner Abreise kam das junge Mädchen zu mir. Wir tranken zusammen Tee und endlich be-

gann sie mit dem Bedürfnis eines Menschen, der sich einem andern anvertrauen muß, mir zu beichten: sie bangte sich so, es sei ihr so schwer ums Herz, sie hätte Befürchtungen, ob ich ihr nicht raten könnte oder ihr zu raten wüßte.

Ich fand in ihren Worten viel von dem wieder, was mich selbst quälte und bedrückte. Ich geriet in Angst und Aufregung und fing an, in das Mädchen zu dringen und sie auszuforschen. Da gestand sie mir, daß sie seit zwei Monaten in dieser Veränderung lebe, aber sie wüßte nicht, wer der Urheber dieses Zustandes sei. Ich sprach ihr zu und sagte ihr, sie solle sich nicht selbst belügen, und schließlich hätte sie doch auch ein Recht auf die Hilfe des Mannes, dem sie sich geopfert hätte.

Da brachte sie endlich voller Scham und stockend heraus, daß sie zu einem Manne schon länger Beziehungen gehabt hätte, aber plötzlich hätte sie Zuneigung zu einem anderen gefaßt, und dieser andere wäre German."

Die Kranke seufzte und umklammerte die Hand Minna Meisters fester.

„Bei Gott," sagte sie, „ich habe es dem Mädchen nicht entgelten lassen, aber ich selbst kam mir so beschmutzt vor. Ich empfand mich nur als ein Teil dieses Theatervolkes, das sich wahllos miteinander verbindet. Ich wurde an mir irr. Wie konnte es geschehen, daß ich an einem German Gefallen finden konnte!"

Minna streichelte die zarte Hand und sagte: „Liebes Kind, ich kann Ihnen das so nachfühlen. Ich bin selbst ja nicht umsonst eine Frau."

Irene schlug die Augen auf und sah Minna Meister an. Die beiden Frauen tauschten einen Blick, der mehr sagte als eine lange Erzählung. Endlich senkte Minna Meister

resigniert den Kopf und sagte: „Dann kam die Verzweiflung über Sie?"

„Ja!" rief Irene, „an wen sollte ich mich wenden? Oh, wären Sie dagewesen! Aber ich war von Sinnen und wußte mir keinen Rat und lief irr durch die Straßen. Ich habe mich verwünscht, habe ein Unglück ersehnt. In meiner Not lief ich in der Nacht die Burg hinauf und an einer Stelle sagte ich mir: Hier herabfallen — und tat einen Schritt und stürzte. Aber es waren nur wenige Meter und als ich mich erholt hatte, war mir wund und weh. Ich schleppte mich nach Hause und legte mich nieder und konnte nicht schlafen. Vor Wirrnis und Qual, Ekel und Abscheu. Ich nahm ein Chloralpulver, ein zweites, ein drittes, ein viertes, — alle — und dachte: schlafen und nicht wieder aufwachen. Morgens fand mich meine Wirtin betäubt und kraftlos. Sie ließ den Arzt holen.

Nun — es war nicht gefährlich, und vielleicht war alles so, wie es war, gut, um mich von dem freizumachen, was mich körperlich quälte und beherrschte."

Minnas Gesicht war sehr ernst geworden. Sie sagte: „Ich kann Sie so gut verstehen. Ein Weib kommt öfters, als man's gesteht, in die Lage, seinem Leib zu fluchen."

Die Erzählung hatte Irene erregt. Zwei rote Flecken waren auf die Wangen getreten, und Minna erhob sich, um sie besser zu betten, und blieb wohl eine halbe Stunde neben ihr sitzen, ohne ein Wort zu sagen. Sie ließ das Bewußtsein ihrer Gegenwart auf die Kranke wirken.

Endlich sagte sie: „Er ahnt in seiner Jugendtorheit von nichts. Was soll ich ihm sagen?"

Irene schlug die Augen auf und rief entsetzt: „Nichts, nichts!" und leise fügte sie hinzu: „Ich spüre es, er ist unten

an der Tür, er wartet, daß sie ihn heraufrufen. Gehen Sie hinunter, Minna, und sagen Sie ihm, er soll nie wieder kommen."

Draußen klangen die drei klingelnden Glöckchen. Eine helle Stimme sagte: „Ach, bitte nur einen Augenblick, ich will Fräulein Bachhusen diese Rosen bringen."

Leise Schritte huschten über den Vorsaal, geräuschlos öffnete sich die Tür, und Fräulein Hirrich trat mit schlenkrigen Gliedern und verschüchtertem Gesichtsausdruck ein. Sie legte den Strauß blutroter Rosen auf die weiße Bettdecke.

„Ich danke Ihnen, Kind", sagte Fräulein Bachhusen und blickte das Mädchen mit einem langen Blicke an.

Minna folgte der schlenkrigen, ein wenig ungelenkigen Gestalt. Im Augenblick erkannte sie visionär und unbestimmt eine Aehnlichkeit mit dem Dancinggirl.

„Kind," sagte Fräulein Bachhusen mit weicher Stimme, „diese Dame ist nur eine Stunde hier und muß mit dem Zuge weiter, laß mich mit ihr allein."

Fräulein Hirrich verließ das Zimmer.

Die beiden Frauen sahen sich wieder mit verstehenden Blicken an und blieben schweigend beieinander, schweigend, sich verstehend.

* *
*

Unten auf der Straße ging German auf und nieder. Schwere Hände legten sich auf seine Schultern. Friedrich Schäfer, der Charakterspieler, stand neben ihm.

„Nun wollen Sie wieder nach Nürnberg ins Engagement?" fragte Schäfer.

German schüttelte den Kopf. „Ich mache zuerst mit einer Berliner Gesellschaft eine Tournee," sagte er „das ist

beschlossene Sache. Ich hoffe, dadurch etwas im Winter in Berlin zu erlangen."

„Ja, so ist das junge Volk, das keine Familie hat, keine vier Kinder," sagte Friedrich Schäfer. „Aber Sie werden auch noch dahinkommen und sich freuen, wenn Sie irgendwo in einer kleinen Stadt warm gebettet liegen und von den Bürgern geliebt werden."

Fräulein Hirrich kam über die Straße geschritten und trat gerade in diesem Augenblick in das Haus Fräulein Bachhusens. Von der Treppe herab gewahrte sie German. Sie war so betroffen, daß sie im Augenblick ihren Strauß roter Rosen zu verlieren drohte. Dann aber faßte sie sich, grüßte und schritt in das Haus.

„Die Kleine macht einen Krankenbesuch," sagte Friedrich Schäfer. „Sie wissen doch von der Bachhusen?"

German schüttelte den Kopf.

Friedrich Schäfer näherte seinen Mund dem Ohr Germans und flüsterte:

„Ich habe es vom Theaterarzt, ein ganz überspanntes Frauenzimmer! Irgendeine kleine Beschwerde, verstehen Sie —. Das Mädel hat das ernst genommen und unvernünftig viel Chloral konsumiert. Unser Theaterarzt sagt, einer von den typischen Schauspielerselbstmordversuchen, von denen 120 Prozent glücklich ausgehen. Es ist nur eine Pose. Ich möchte wetten, sie will damit Brunner imponieren!"

Fräulein Hirrich kam wieder aus dem Haus heraus. Friedrich Schäfer steuerte mit selbstgefälliger Miene auf sie zu, German folgte ihm. Das Fräulein gab ihre Hand den beiden Herren und fragte German fast ängstlich:

„Werden Sie bei uns in Nürnberg bleiben?"

German schüttelte den Kopf. Fräulein Hirrich reichte

ihm noch einmal die Hand, dann faßte sie Schäfer unter und ging eng angeschmiegt mit ihm die Straße hinab.

German wandelte wieder nachdenklich auf und nieder. Da öffnete sich die messingbeschlagene Pforte. Mit blassem Gesicht, ohne Hut, stand Minna Meister aufrecht auf der Höhe der Treppe. Sie winkte ihm mit einer großen Handbewegung herauf und sagte: „Kleiner Erwin, es ist besser abgelaufen, als wir fürchteten. Geh fort, warte nicht länger, sie will dich nie wieder sehen, und das ist so gut."

Betäubt war German vor dem Hause stehen geblieben; die Tür hatte sich geschlossen. Jetzt erst empfand er diesen Verlust eines wertvollen Menschen. Er wandte sich ab und ging gedankenlos die Straße hinunter, mechanisch nach dem Theater zu. Als er vor dem Gebäude stand, sah er den Portier mit dem Barte Ludwigs II. von Bayern in seiner Lage sitzen und in der Morgenfrühe sein Glas schweren dunklen Bieres trinken.

Der Portier erkannte ihn, nickte ihm zu und sagte: „Sind Sie wieder zurück, Herr German?"

German fragte, ob der Direktor schon im Hause sei.

Der Portier nickte. German stieg die Stufen hinauf. Klar stand vor ihm der Entschluß: Nach Berlin.

Viertes Buch / Der Direktor

Die große, kupferne Hängelampe, die im Keller des königlich preußischen Hofbierverlegers Klänge hing, war von einem steif gespannten orangefarbenen Seidenschirm umhüllt und sandte ihren Lichtstrom in einem breiten Kegel auf den mächtigen, mit grünen Tuch bedeckten Eichentisch herab, dessen Durchmesser wohl an drei Meter betrug.

Die Bänke, die um den viereckigen Tisch liefen, waren zu drei Seiten in die Täfelung eingearbeitet. An der vierten Tischseite, die sich der Tür und einem eisernen Kochofen gegenüber befand, standen als Sitze fünf kleine Portweinfäßchen.

Auf dem Tische waren Gläser aller Art aufgestellt: schlanke Potsdamer Stangen, breite bauchige Weißbierschalen, bayrische Bierhumpen, dünne Pilsener Becher und behäbige Tulpen.

Der kleine Kochofen, dessen Rohr dunkelrot glühte, verbreitete eine starke Wärme. Wenn sich das Auge an das Halbdunkel gewöhnt hatte, konnte es an den Wänden eine Menge Waffen, Bildchen, Statuetten und tausend Schnurrpfeifereien gewahren, die an ein Bauernmuseum erinnerten. Dieses groteske Spiel wiederholte sich auf dem unteren Rand des orangegelben Seidenschirmes, der mit schwarzen Silhouetten beklebt war.

Sie stellten einen phantastischen Zug von Gestalten dar, unter denen der Kundige eine Reihe von Köpfen erkennen konnte, die sich ständig wiederholten. Oben an der Decke der Wand, die der Eingangstür gegenüber lag, befanden sich unmittelbar unter der etwa zwei Meter hohen Decke zwei kleine, viereckige Fenster. Wer auf die unter ihnen befindliche Bank stieg, konnte hinaus auf die Breite der Spree und den lichtumsäumten Mühlendamm blicken.

In diesem eigenartigen Raum hielten die „Thespiskärner" ihre berühmten Nachtsitzungen ab.

Mit dem Namen „Thespiskärner" bezeichnete sich eine Gesellschaft, deren Grundstock die Mitglieder jener denkwürdigen Tournee bildeten, die vor vier Jahren unter der Führung Hausers und Minna Meisters das moderne deutsche und das nordische Drama durch die Provinz und nach Böhmen hineingetragen hatte. Ein jedes Mitglied dieser Tournee hatte sich auf dem heißen Theaterboden Berlins einen hervorragenden Platz erkämpft. Mit Ausnahme Hausers, der am königlichen Theater engagiert war, gehörten sie alle dem Verband der beiden Rotenbergschen Bühnen an.

Die Thespiskärner, die auch einen Tisch im Café Monopol fest belegt hielten, genossen in der Theaterwelt großes Ansehen. Bei ihnen wurde nur vom Theater gesprochen; andere Themen kannten sie nicht und sie ereiferten sich über Inszenierungen, über Kostüme, über Spielweise, als gäbe es nichts anderes auf der Welt.

Durch den rasch berühmt gewordenen jungen Dramatiker Dr. Ernst Ganz war ein gewisses Zeremoniell für die Nachtsitzung eingeführt worden. Ganz hatte für die Gesellschaft Gewänder aus buntem Satin fertigen lassen,

Gewänder, die einer griechischen Chlamys mit weiten bauschigen Aermeln glichen, oder, wie sich Ruge respektlos ausdrückte, bunten Schlafröcken.

Feste Formeln für die Eröffnung der Sitzung und für den Verlauf des Abends waren von Dr. Ganz mit pedantischer Genauigkeit nach tagelangem Tüfteln aufgestellt worden, und zum Schluß ward einem jeden der Hauptteilnehmer ein stehender Kriegsname gegeben.

Hauser, der den Vorsitz führte, hieß „die große Kriegsgurgel", Reuter wegen seines Alterstraumes, Bauer zu werden, „Agricola", Ruge, der alles verspottete, „Der Nihilist" und German seiner Schweigsamkeit wegen „Der Stumme", der Maler Berndt „Der Farbner", Ganz selbst wurde in einer berlinisierenden Verdrehung „Kaput" genannt. Minna Meister erhielt den Beinamen „Sora Maestosa" und Fräulein Christine Berndt, die Schwester des Malers, trotz ihres Haares, das die Farbe von rostroten Chrysanthemen besaß, den Namen „Blondinette", weil sie die Mädchenrolle im „Frühling" mit blonden Haaren gespielt hatte.

Philippsohn wurde, da er Kassenwart war, trotz seines Sträubens „Judas" genannt, während Cantor, der Weltentrückte, den Namen „Gabriel" trug.

Hastige, eilfertige Schritte polterten die enge Treppe, die von der Falltür des oberen Lokales in den Keller hinunterführte, herab. Die Tür ward aufgerissen und ein junger Küferlehrling in brauner Lederschürze und mit nackten Armen hielt die Tür ehrerbietig vor zwei Herren offen, die in schwarzen Mänteln und weichen, breiten Filzhüten eintraten.

„Wat wollen Sie jenehmigen, Herr Jerman?" fragte der Küferbursche, der einen Kopf rund wie eine Kegel-

kugel hatte, umstarrt von igelstachelartigen, kurzen, flachsblonden Haaren.

„Ein Pilsner", bestellte der kleinere der beiden Herren, während der Große überlegte und zögernd fragte: „Soll ich eine Brotsuppe nehmen?"

„Kann ich sehr empfehlen, Herr Cantor," sagte der Küferbursche. „Die neue Ladung Porter ist pikfein und jrade recht gelagert und Kulmbacher haben wir ooch jrade 'n frisches Faß. Ick sage Ihnen, diese Mischung halb und halb macht sich."

Der Küferjunge half den beiden Herren aus ihrem Mantel und stolperte dann die Treppe wieder hinauf.

Die beiden drehten sich zwei Portweinfässer nah an den glühenden Kochofen, setzten sich darauf und schwiegen, während sie sich die krummen Finger wärmten.

Wenig hatten sich German und Cantor in den letzten vier Jahren gewandelt. Cantor war sich völlig gleich geblieben in der Art, wie er die niedrige Stirn in Falten legte, wie sich seine Augen treuherzig und dennoch ein wenig mißtrauisch auf andere Menschen richteten. Auch sein schmerzliches Lächeln, das seinem Gesicht einen besonderen Reiz verlieh, hatte sich nicht verloren.

German trug noch immer wie früher die dunklen Locken, doch zeugten die ausrasierten Schläfen und die gute Lage der Haare davon, daß er ständig einen ausgezeichneten Friseur aufsuchte. Seine Kleidung war unauffälliger geworden, aber die Stoffe waren um so gediegener. Der Hemdkragen, um den sich eine dunkelgrüne Biedermeierkravatte schlang, die nur einen schmalen Streifen Weiß frei ließ, bewies dieselbe blendende Sauberkeit wie die Manschetten seines Hemdes.

Germans Gesichtszüge waren frisch. Sie waren fester

geworden als früher, und aus den grauen, beobachtenden Augen leuchtete ein Glanz, der verriet, daß in diesem Menschen eine Sehnsucht wach war und ein Bewußtsein des eigenen Wertes.

Während die Kohlen im Ofen sprühten und von außen das Rauschen der Spree, die von einem starken Winde gepreßt wurde, heraufscholl, hörte German Cantor zu, der von häuslichen Sorgen erzählte, von mangelnden Gagenverhältnissen, die ihn bedrückten.

„Rotenberg besteht auf seinem Kontrakt," sagte er, „ich habe ihm meine Lage geschildert mit der Frau und den vier Kindern. Neuen Vorschuß will er mir auch nicht mehr geben, und an das Friedrichstheater läßt er mich nicht gehen! Ich hätte da mit einem Schlage dreihundert Mark Gage mehr erhalten!"

Cantor seufzte. Dann fuhr er fort: „Aber ich würde das alles ertragen, wenn ich nicht diese Verelendung in der Arbeit spürte. Bei diesem Kunstverschleißer Rotenberg spielt man ja überhaupt nur vier oder fünf Rollen im Jahr. Mehr noch als Geld brauche ich Aufgaben! Ich muß mich wieder einmal freispielen können! Die modernen modernen Stücke sind mir zuwider. Einmal muß man doch an die großen Dinge herangehen, muß einen Romeo spielen, einen Hamlet, einen Götz."

German nickte nachdenklich, aber er sagte kein Wort. Er kannte die Lebensmisere Cantors zu genau, deren Grundwurzel in der überstürzten Heirat mit der Frau bestand, die er aus Mitleid entführt hatte.

Aber Cantor war in diesem Punkt so empfindlich, daß er nicht die leisesten Andeutungen ertrug. Mit vielen der Kollegen, die ihn sehr gern hatten, konnte er kaum noch verkehren, da sie diese Frau nicht mochten, die auf das

Schamloseste mit einem jeden kokettierte, ohne daß es der allzu harmlose Cantor merkte.

Darum hatte German bei sich beschlossen, diesen Dingen ihren Lauf zu lassen; ewig konnte ja ein solches Verhältnis nicht dauern.

Cantor starrte auf die von Hitze rotbraun gewordene Rundung des Ofens und sagte endlich:

„Ich begreife Hauser nicht. Nach dem Riesenerfolge seiner Tournee genießt er doch wirklich genug Kredit und sollte versuchen, selbst ein Theater zu nehmen."

Der Glanz in Germans Augen wurde heller.

„Glaubst du", fragte er mit ganz leiser Stimme, „daß Hauser das Zeug zu einem Direktor in sich hat?"

„Er hat die Energie, er würde es schaffen."

„Ich sage dir, er ist mehr Komödiant, wie Führer. Ich gestehe ihm gern schauspielerische Genialität zu. Aber um ein Unternehmen zu leiten, müßte er doch ein anderer Kerl sein."

„Ich habe mir bei einem Unternehmen, bei dem wir alle mitwirken würden, niemals gedacht, daß einer von uns ein Direktor im alten Sinne werden würde," sagte Cantor langsam. „Ich habe mir mehr ein Sozietärverhältnis gedacht, wo man sich freundschaftlich gegenseitig ausspricht, so wie wir es auf der Tournee gemacht haben."

German schwieg. Ein kaum merkliches skeptisches Lächeln legte sich um seine Lippen. Er kannte die Schauspieler genug, um zu wissen, daß solche Sozietäten an der Hartköpfigkeit, Eitelkeit und Eifersucht der einzelnen in kürzester Frist zugrunde gehen.

Die Tür tat sich auf und herein trat mit schneebedeck-

ter runder Bieberpelzmütze und nassem, grauem Havelock, Ruge. Sein Gesicht war geisterhaft blaß, die großen Augen irrten traurig und aufgeregt im Zimmer umher. Er grüßte mit der Hand, ohne ein Wort zu sagen, warf den Mantel ab und setzte sich seufzend auf ein drittes Fäßchen zu den beiden, die ihn fragend ansahen.

Ruges Lippen waren schmerzhaft gespannt. Unter den Augen lagen tiefe Schatten, das Kinn war noch spitzer wie früher, und die Wangenknochen traten aus der Haut hervor.

„Was ist?" fragte Cantor mit weicher, liebenswürdiger Stimme und schlug dem Sitzenden leicht aufs Knie.

Ruge schüttelte sich wie im Krampf, sein Bein zitterte, die Augen traten ihm fast aus dem Kopf, die Mundwinkel zogen sich herab und dann sagte er mit schmerzhaft klingender, klagender Stimme, auf das zitternde Bein deutend: „Da siehst du, was mit mir ist."

Cantor starrte den blassen Menschen sprachlos an. Germans Augenbrauen zogen sich höher, und er fragte: „Hast du dich endlich untersuchen lassen?"

Ruge stand auf und näherte die weißen, schmalen Hände dem glühenden Ofen, um sie zu wärmen. Müde sagte er: „Seit anderhalb Jahren habe ich es mir gedacht und den Gang immer wieder hinausgeschoben. Nun habe ich die Gewißheit und kann mir nicht mehr sagen, es könnte auch etwas anderes sein."

„Aber du kannst doch noch spielen?" fragte Cantor.

Ruge nickte: „Fünf, sechs Jahre, jawohl, solange werd' ich wohl noch durchhalten." Er ließ die Schultern hängen und sah verfallen und alt aus. Dann schlug er sich wie prüfend zwei- oder dreimal auf den Rücken, sah sich

nach der Bank, die um den Tisch herumlief, um und setzte sich in die bequeme und gut ausgewölbte Ecke.

„Ich will spielen bis zum letzten Augenblick," sagte er, während er die Hände aufeinanderpreßte und nach einer Pause fuhr er fort: „Und wenn es nicht mehr geht, — na — bestellt mir jedenfalls ein Glas Porter."

German sprang auf und schritt zur Rechten des Tisches, wo der messingne Schnabel eines Sprachrohres in Gestalt eines aufgesperrten Schlangenmaules aus der Wand hervorragte. Er pfiff hinein und bestellte ein großes Glas.

Der junge Küferbursche kam und brachte auf einem Tablett die drei Gläser, das feine schmale Pilsenerglas, die breite Weißbierschale mit der Mischung von Porter und Kulmbacher und einen englischen Zinnbecher für das Porter. Er stellte sein Tablett auf den Tisch, schaute nach dem Ofen, schloß die Tür, aus der im Augenblick ein greller Feuerschein hervordrang und ging wieder hinaus.

Schweigend saßen die drei Kameraden nebeneinander. Die Tür öffnete sich. Philippsohn kam herein. Er warf seinen schwarzen Wintermantel ab, hängte den steifen Hut auf einen Haken und sagte mit erregter Stimme: „Es soll wieder ein Kabarettheater gegründet werden! Es nimmt kein Ende, die Pest!"

Ruge lachte mit gezwungenem Uebermut:

„Judas, alter Knabe, dem ist von Ihnen doch sofort abzuhelfen!"

Philippsohn schaute den Sprecher groß an.

Ruge sagte mit sehr ernstem Gesicht: „Nun, sehr einfach, lieber Pilippsohn, Sie lassen sich als Vortragender engagieren, singen die Chansons selbst und treten in kleinen Szenen auf, das können Sie doch sehr gut."

Die anderen lachten leise. Auch Philippsohn lachte geschmeichelt. Ihn freute es immer, wenn seine schauspielerischen Fähigkeiten anerkannt wurden. Aber er sagte: „Nein, ich habe mir diese Leute alle angesehen. Sie sind Dilettanten, und ich bin wirklicher Schauspieler gewesen. Ich bin zu der Erkenntnis gelangt, daß nur die größten Begabungen bei der Kunst bleiben sollen. Das habe ich auf unserer Tournee eingesehen.

Mein Feld auf dem Theater ist mehr die Administration, die kaufmännische Führung, die Kalkulation! Aber solange ich nicht auf solchen Posten gelangen kann, so lange verkaufe ich Wolle." Und er machte mit der rechten Hand, die mit einem Ring mit großem Opal geschmückt war, eine weiche Bewegung durch die Luft, eine Bewegung, die er von German übernommen hatte.

Ganz und Berndt mit seiner Schwester, die fest vermummt war, traten ein. Berndt war ruhig wie immer, schüttelte einem jeden still die Hand, half seiner Schwester aus dem dicken Mantel und setzte sich in eine Ecke. Ganz entfaltete die Geschäftigkeit eines Festordners und stellte das Symbol des Abends, einen goldenen Thespiskarren mit kleinen Figuren auf die Mitte des Tisches. Dann kramte er aus einem in die Holztäfelung eingearbeiteten Geheimschrank die Gewänder aus, mit denen sich die Festgenossen schmücken sollten. Währenddessen hatte Berndts Schwester sich auf ein Tönnchen neben Cantor gekauert. Sie trug eine weiße, goldgestickte Wollbluse mit schwarzem Tuchjäckchen und schwarzem fußfreien Rock. Mit den Armen umschlang sie die Knie und machte sich ganz klein, so daß von dem Gesicht, das von den reichen, rötlichen Haaren beschattet wurde, fast nichts zu sehen

war, als die dunklen Augen. Sie wechselte verstohlen spitzbübische Blicke mit German.

Die Stimmen schwirrten durcheinander. Philippsohn erzählte von dem neuen Kabarett. Ganz war empört, daß diese Frage vor dem eigentlichen Beginn der Sitzung angeschnitten wurde. Sie gehöre zur Tagesordnung. Indessen trat Reuter ein, der mit einem fröhlichen „Agricola, Agricola!" von allen begrüßt wurde. Nun schwirrten die Spitznamen des Abends durch die Luft.

„Warum ist die große Kriegsgurgel noch nicht da? Wann wird Sora Maestosa kommen?" hieß es.

Indessen breitete der kleine Doktor Ganz sorgfältig seine Gewänder auf den einzelnen Plätzen aus. Sie sollten, wie es Sitte des Abends war, zu gleicher Zeit mit feierlicher Bewegung umgetan werden. Wieder und wieder kam der Küferjunge in der Lederschürze und brachte die verschiedenen Getränke. Reuter bestellte sich eine Semmelsuppe, bestehend aus Pilsner und Ale, während sich Berndt mit einer einfachen Berliner Weißen und einem Nordhäuser begnügte.

Endlich tat sich die Tür auf und Hauser erschien mit glühendem Kopf und gesträubten, abstehenden roten Haaren. Eine schwere Erregung arbeitete in ihm.

Hinter Hauser trat, in einem langen Mantel aus grauem Fay gehüllt und einer gleichen Mütze mit schwarzem Persianerbesatz, Minna Meister. Ihr Gesicht war rot von der Winterkälte. Ihre Augen leuchteten, aber ihr Gesicht sah sehr ernst aus.

„Die große Kriegsgurgel! Sora Maestosa!" scholl es ihnen entgegen.

„Was ist geschehen Hauser, was ist geschehen?" rief Philippsohn.

Hauser gebot mit einer großen Handbewegung Schweigen und sagte: „Kinder, von heute ab bin ich kein königlicher Schauspielsklave mehr. Ich habe mich gewaltsam aus dem Verband des königlichen Theaters entfernen lassen wegen groben Disziplinbruches."

„Was ist geschehen? Was ist geschehen?" fragten die andern.

„Ich habe heute einen Zusammenstoß mit dem Intendanten gehabt", sagte Hauser. „Ich habe ihm den Bettel vor die Füße geschmissen. Ich habe wieder in dem Stücke eines dieser zahmen vom Hofe gelittenen, konzessionierten Schmachtlockendichter eine Mistrolle bekommen und habe dem Intendanten erklärt, ich wäre es mir schuldig, solche Rollen zurückzuweisen. In den klassischen großen Sachen stehe ich an fünfter und sechster Stelle neben den ehrwürdigen Ruinen des Theaters, und wenn moderne Stücke gespielt werden, dann kriege ich die Saurollen, die die verdienten Säulen des Institutes nicht spielen können. Ich bin nicht zur Probe gekommen und habe schriftlich meine Weigerung erklärt. Der Intendant hat mir eine Disziplinarstrafe gegeben! Da bin ich aber klobig geworden, habe meine Entlassung gefordert und auch erhalten. Gott sei Dank! Drei Kreuze hinterher!"

„Ja, und was wird nun mit dir?" fragte Reuter.

„Rotenberg nimmt dich sofort!" rief Ruge.

„Geh mir vom Leibe mit Rotenberg. Der versteht im Grunde auch nicht mehr als so ein hinter den Bretterzäunen der Reaktion aufgewachsener schwarz-weißer Intendant."

„Kinder, es gibt nur noch eins für uns. In die böhmischen Wälder gehen wie Karl Mohr!" rief Ruge lachend.

„Laß die faulen Witze!“ sagte Minna Meister scharf; denn sie war empfindlich, daß Hausers Pathos unterbrochen wurde.

„Ich gehorche gern, Sora Maestosa,“ sagte Ruge.

Hauser fuhr etwas ruhiger fort: „Nein, ich bin heute lange herumgelaufen und habe einen Gedanken umgewälzt: Wir müssen selbst ein Theater gründen. Der Augenblick ist günstig. Wir fangen klein an mit einem Kabarett und entwickeln daraus allmählig ein Theater.“

„Aber Menschenskind,“ sagte Reuter, „dat geit doch nich, wir sind doch alle mit Rotenberg verheiratet.“

„Kein Direktor kann uns verbieten, in einem Nachtkabarett aufzutreten!“

„Ich denke doch, wir wollen das Kabarett bekämpfen!“ rief Ganz voller Entrüstung und fügte dann hinzu: „Aber wenn wir in diese Frage eintreten, dann wollen wir doch unsere Festgewandungen antun und die Sitzung feierlich eröffnen.“

„Ach was, laß die Lumpen!“ rief Reuter. „Wir wollen wissen, was Hauser will.“

Ganz setzte sich mit traurigem Gesicht nieder und hüllte seine kleine Figur in den für ihn bestimmten grasgrünen Satinmantel, um den Anfang zu machen. Er sah aus wie ein bekümmerter Laubfrosch, der schlechtes Wetter prophezeit.

Hauser fuhr fort: „Ich habe mir alles genau überlegt. Wir können von uns aus ein Kabarett machen. Wenn wir unsere Gagen weiter beziehen, so brauchen wir zunächst nur die Saalmiete und die Beleuchtung herauszuspielen. Wir brauchen auch nicht jeden Tag zu spielen, sondern wir spielen nur dann, wenn es uns paßt. Und wir nehmen gleich am Anfang in das Programm kleine

parodistische Stücke und Einakter auf. So führen wir uns beim Publikum ein. In einem Jahr, wenn es gelingt, können wir unsere Kontrakte lösen und können das machen, was wir als Thespiskärner immer machen wollten, eine moderne Bühne mit modernen Grundsätzen."

„Donnerwetter!" rief Ruge, „das ist ja eine fabelhafte Idee!"

Philippsohn sagte: „Ja, wenn wir zunächst auf Gagen verzichten, ist das Risiko nicht groß. So viel, um die Saalmiete und die Beleuchtung herauszuwirtschaften, kriegen wir immer."

Hauser stürzte sich wieder in das Gespräch und rief: „Nicht einmal Proben haben wir für die ersten Abende nötig. Wir brauchen nur die kleinen Stücke, Scherze und Parodien spielen, die wir im vergangenen Winter bei den Gesellschaften der Frau Medizinalrätin vorgeführt haben! Dann haben wir das schönste Kabarett, das sich träumen läßt."

„Aber wer soll uns finanzieren?" fragte Philippsohn.

Alle lachten und Reuter sagte: „Das ist doch klar wie Kloßbrühe. Wenn wir die Stücke spielen, die wir bei der Medizinalrätin gespielt haben, dann wird uns auch die Medizinalrätin finanzieren."

„Ich sehe wirklich nicht ein, was sie hindern könnte," sagte Hauser mit entrüsteter Stimme. „Sie hat doch damals auch unsere Tournee finanziert."

Philippsohn wurde eifrig. „Ja," rief er, „das soll ein Wort sein, daraus kann etwas werden. Ich werde gleich die Anschläge machen und herumlaufen und sehen, wo ich einen Saal bekomme. Herrlich, wundervoll muß das sein, wenn wir ein Kabarett machen!"

Ruge lachte. „Wenn wir ein Kabarett machen," sagte er, „dann hört die Kabarettpest auf."

Alle lachten, nur Minna Meister blieb ernst und schüttelte mißmutig den Kopf. Nur German bemerkte es.

„Ich bitte aber," rief Ganz, „daß wir nun wirklich in die Tagesordnung eintreten und die Satinmäntel anlegen!"

Alle gehorchten dem eifrigen Drängen des kleinen Doktors und legten die blauen, roten, gelben und grünen Gewänder an.

Dann erhob sich Hauser in Scharlachrot und sagte mit würdiger Stimme: „Die feuchte Sitzung ist eröffnet. Der Sprecher hat das Wort."

Der kleine Doktor Ganz erhob sich, nahm das lederne, mit Messing beschlagene Protokollbuch von der Bank, legte es auf den Tisch und begann mit würdigem Pathos: „Die Thespiskärner treten heute in Beratung darüber ein, wie sie sich zu der Frage des Künstlerkabaretts zu stellen gedenken."

Alle brachen in helles Gelächter aus.

Der Nihilist erhob sich und sprach: „Ich bitte die große Kriegsgurgel um das Wort."

Hauser nickte lachend Gewährung: „Der Nihilist mag dem Sprecher Antwort erteilen."

Der Nihilist sagte mit feierlicher Bewegung: „Laßt uns alle dem Sprecher antworten, die Thespiskärner werden das künstlerische Kabarett durch das künstlerische Kabarett vernichten. Ich beantrage dieses Motto in das Buch der Zeit einzutragen."

Alle erhoben sich, reckten die Hände auf und riefen: „So sei es! So sei es!"

Dann setzten sie sich lachend nieder. Der kleine Dok-

tor Ganz aber, der wie ein betrübter Laubfrosch über dem großen, ledernen Buch hockte, fragte traurig: „Ja, aber wo ist nun die Debatte geblieben, wo ist die Resolution geblieben? Wo sind unsere Formen geblieben? Nein! So kann nichts Gutes entstehen."

* *
*

Vier Wochen noch lebten die Thespiskärner wie im Rausch in der Idee ihrer Gründung. Jeden zweiten Abend kamen sie zusammen und erwogen, berieten, faßten Pläne und Beschlüsse und überschütteten sich gegenseitig mit Ideen. Der kleine Doktor Ganz als Sprecher wachte eifrig darüber, daß zu diesen Beratungen die Satingewänder angelegt wurden. Eine halbe Stunde vor der anberaumten Zeit war er da und half einem jeden eigenhändig in den farbigen Mantel.

Waren sie alle vollzählig beisammen, so saßen sie da wie eine orientalische Geheimsekte. So wenigstens nannte es Ruge, „der Nihilist", der keinerlei Respekt vor dem Zeremoniell hatte und des öfteren zehn Pfennig Buße in die große kupferne Drachenkasse opfern mußte, aus deren Inhalt an jedem Monatsende der Punsch oder die Bowle je nach der Jahreszeit gebraut wurde.

„Die große Kriegsgurgel" saß im Purpurmantel wie ein Abbild eines römischen Imperators auf erhöhtem Sitz. Sie streckte die Arme aus, nach rechts und links, und beschrieb in der Luft mit den Daumen gewaltige Kreise.

„Kinder! Zuerst halten wir uns zurück. Da parodieren wir nur die anderen Kabarette. Sprecher, du mußt uns ein Stück schreiben, in dem man im Hintergrund Publikum sieht und zwischen dem Publikum und

dem wirklichen Publikum vorn muß ein Kabarett spielen, und dann verulken wir das Publikum und das Kabarett."

Auf diesen Vorschlag hin begann Ganz in sich zusammenzusinken. Er stützte das Köpfchen in die Hand und versank in Grübeln. In seinem allzuweiten, grünen Satinmantel, der sich bauschte, glich er einem verkleideten Kinde.

Indessen eilte Hauser, ohne sich aufzuhalten, weiter: „Wir machen auch klassische Sachen, Satirkomödien, kleine, nette französische Einakterchen, und am Ende der Saison, Kinder, wißt Ihr, was wir am Ende der Saison loslassen werden? Den zerbrochenen Krug von Kleist. Dann spiele ich den Adam und Minna muß die Alte übernehmen und Blondinettchen nimmt das Evchen und den jungen Kerl spielt Reuter."

Begeistert klatschte er in die Hände.

„Kinder! Solche Besetzung kriegt man ja in der ganzen Welt nicht zusammen, wenn wir das machen!"

Mit träumerischer Stimme bemerkte Berndt: „Man kann wundervolle Kostüme dazu zeichnen. Ich will euch diese holländische Gerichtsstube in einer Weise machen, wie sie noch nie da war. Durch diese kleinen, viereckigen, holländischen Scheiben lasse ich eine schöne Landschaft mit ein paar alten Bäumen sehen. — Kinder, ich wollte, es wäre schon so weit."

Dem hageren, schwarzbärtigen Mann glühten rote Flecken auf den Backen, und er begann vor Aufregung in seinem Notizbuch Baumkronen zu zeichnen.

Reuter lachte wohlgefällig und sagte: „Einen Bauernburschen spiel' ich sehr gern."

Blondinettchen aber, das künftige Evchen, saß mit großen, blanken Augen da und freute sich dieser Idee. Ger-

man, der neben dem schönen Mädchen saß, betrachtete sie aufmerksam. Er konnte den Blick nicht von dem kräftigen Nacken und dem feinen Profil wenden, und er rückte leise näher, um sich in der Ausstrahlung ihres Körpers zu wärmen. Wenn sie den Blick wandte, schaute er auf den Tisch, auf dem ihre weißen, schlanken Hände lässig ruhten. Leuchtend lagen die nackten Finger auf der grünen Moltondecke des Tisches. German vergaß, was um ihn her phantasiert und geredet wurde, bis diese Finger mit den rosigen, blanken, runden Nägeln eine Bewegung machten, so daß der junge Mann fast erschrak wie ein Hirt, der eine Göttin beim Bade überrascht hat.

Aber während alle sich noch an der Idee des zerbrochenen Kruges freuten und Philippsohn beifällig erklärte, es würde dies ein großes Geschäft werden, schmetterte die große Kriegsgurgel ihr Triumphlied weiter. Hauser war bereits bei der zweiten Saison angelangt.

„Kinder!" sagte er, „und dann muß Shakespeare ran! Shakespeare ist überhaupt noch nicht richtig aufgeführt worden in unseren Tagen. Seht mal, da liegt der Macbeth verstaubt da. Wird bei uns aufgeführt als das reine höhere Töchterstück mit gruselig machender Moral. Aber Kinder, wenn w i r Macbbeth machen, dann wird es eine Reckenkomödie, sage ich euch!" Und er schlug sich mit der gewaltigen Faust auf die Brust.

„Kinder! Menschen! Kinder! Diese Reckenkomödie ist schon in den Bildern auszudrücken! Nicht so 'ne zierliche Zuckerbäckerpaläste dürfen dastehen, Festsäle von Markiewitz oder Möbeln von Pfaff und Co. Nee, das muß alles reckenhaft sein. Kinder! Macbeths Schloß muß Mauern haben von Steinen, von denen jeder einen Meter im Kubik mißt und die Rüstungen müssen Rost haben, gebraucht

aussehen, und dann dachte ich mir, daß es Kamine in den Sälen gibt, große, mächtige Kamine mit rauchendem Feuer. In Schottland ist es doch kalt. Und dann muß alles so grau und dunkelblau und schwarz und ungeheuer sein."

Elektrisiert fuhr plötzlich Berndt auf.

„Mit Macbeth," rief er, „habe ich mich oft beschäftigt. Paß' mal auf, Kriegsgurgel, paß' mal auf: Ich geh' bei dem Stück von der Idee aus, daß die beiden Naturmotive verschmolzen werden müssen!"

„Was für zwei Naturmotive?" grollte Hauser, der ärgerlich war, daß er in seiner wilden Schwärmerei unterbrochen wurde.

Berndt erhob die rechte Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger: „Ich meine die beiden Naturmotive der Hexenszene und des anwandelnden Waldes von Dunsinane."

„Die Hexen spielen bei uns Männer!" schrie die Kriegsgurgel. Nur die Männer laß ich bei uns die Hexen spielen. Zu Shakespeares Zeiten wurden sie auch von Männern gespielt. Weiber haben ja nicht den Mut, grotesk zu sein! Stark zu sein."

„Du hast ganz recht!" rief Berndt, der danach trachtete, den Wortfaden wieder zu ergreifen. „Aber paß' auf, was ich meine! Ich will das Waldmotiv mit dem Hexenmotiv zusammenschmelzen." Er zog aus der Tasche ein größeres Skizzenbuch und begann mit ein paar Strichen zu zeichnen. „Schaut an. Ich stelle die Bühne ganz schmal, zwei Meter tief. Hinten lasse ich zwei Vorhänge von grünlichem und rötlichem Nessel herunter, die ich von hinten durchleuchte. Die Rampen vorn ziehe ich ganz ein, nur ein paar grüne Fußrampen lasse ich brennen. Die Heide markiere ich hinten an den Nesselvorhängen durch ein dreißig Zentimeter breites Leinwandband, das über die

ganze Bühne läuft und in das ich Heidekraut und Stroh hineinnähen lasse. Versteht, da man das Licht hinter der Nesselwand hat, so hebt sich das Heidekraut als Schattensilhouett gegen die Hinterwand ab, und wenn ich es mit schnell betriebenen kleinen Blasbälgen aus der Rampe anblase, so sieht es aus wie eine im Winde wogende Heide. Nun kommt der Trick: Auf die Bühne stelle ich staffelförmig von vorn nach hinten rechts drei Kopfweiden, die ich aus Pappe ausschneide in phantastische Formen."

Mit einigen Strichen zeichnete er das Szenenbild auf.

„Und nun paßt auf: Die Szene beginnt in einer unbestimmten, dämmernden Stimmung, alles silhouettenhaft, grüngraues Licht von hinten, und die Hexen lasse ich aus den Köpfen von Weiden herauswachsen. Die Haare müssen in lange Drähte gewickelt werden, daß sie Aehnlichkeit mit den Weidenzweigen haben, so daß Mensch und Gewächs eines zu sein scheinen. Die Weiden sind breit genug, daß die drei Schauspieler auf einer kleinen, gut kachierten Leiter sich hinauf- und hinabbewegen können.

Nun stellt euch mal die Szene vor. Zuerst nur das Heidegras, das sich bewegt, die Silhouetten der Weiden, Sturm, Donner und Blitz, wie es Shakespeare vorschreibt — langsam wachsen die Hexen aus den Köpfen der Weiden hervor, haben ihr Gespräch untereinander, dann treten Banco und Macbeth auf von links. Sie bekommen beide eine kleine Idee Effektlicht, das gerade hinter der Vorhangkulisse links gestellt werden muß, so daß die Ränder der Halme und der Rüstungen silbern schimmern. Dazu Rauschen des Windes, das erregte Gespräch der beiden, und die Hexen, die eins sind mit den Bäumen. Ihre Worte dringen hohl und verloren aus dem Sturmes-

brausen. Könnt ihr euch besser eine malerische Vision vorstellen?

Später wird dann das Motiv der geisterhaften Bäume aufgenommen in der großen Verzweiflungsszene, wenn der Wald von Dunsinane heranrückt."

„Mensch! Gib mir einen Kuß!" schrie Hauser. „Das ist ja fabelhaft, das ist ja wirklich eine Idee. Ich sehe ordentlich die dicken Nebel durch die Wand von Nessel, die durchleuchtet wird. Ach, Kinder, wenn ich erst den Macbeth spiele und Minna, du, die Lady!"

Minna Meister lachte ihr warmes, herzliches Lachen und sagte: „Liebster, wenn wir beide zusammen Macbeth spielen sollen, dann mußt du für ein Engagement in Krotoschin sorgen, in Berlin spiele ich die Lady nie."

„Warum?" fragte Hauser indigniert.

„Weil ich keine Heldin bin," sagte Minna Meister, „weil ich's nicht kann. Ich mache nur das, was ich kann."

„Aber, wer soll dann die Lady spielen?" schrie Hauser in hellster Verzweiflung. „Du kannst das doch viel besser als all die anderen."

„Selbstverständlich!" rief Reuter.

„Ueberhaupt, wie wir das besetzen können!" schrie Hauser in vollster Aufregung. „Reuter den Macduff, German den Duncan und Cantor — Na, Cantor, willst du den Pförtner spielen?"

„Kinder! Jetzt habe ich eine Idee!" rief plötzlich der kleine, grüne Sprecher und kniete sich auf die Bank, um größer zu werden.

„Na, was denn?" fragte die Kriegsgurgel.

„Also, paßt auf," sagte Ganz. „Ich glaube, in dem Stück müssen wir die Kostümierung aus der Zeit Wilhelm Meisters wählen."

„Donnerwetter!“ rief die Kriegsgurgel, und die anderen begannen zu lachen.

„Nicht wahr?“ rief Ganz voller Begeisterung, „alles schwärmt doch jetzt für Biedermeier!“

Ruge wurde blaß vor Lachen und sagte: „Stell' dir vor, Hauser als Macbeth in Biedermeierhosen!“

Alle lachten laut. Ganz schaute sich um und sagte: „Nun ich meine doch in meinem Stück, wo das Kabarett zwischen dem doppelten Publikum ist. Eine Schauspielertruppe spielt im grünen Wald, die Vögel singen und lustige Leute sind mit Eselsfuhrwerken hinausgefahren. So eine Art Vogelwiese muß es sein, und ich habe mir auch gedacht, daß zu diesem Zweck, um dem Publikum diese Anschauung wirksam zu vermitteln, den ganzen Saal mit Tannenreisern dekoriert.“

Alle lachten noch lauter.

Plötzlich aber sagte die große Kriegsgurgel:

„Kinder, der Ganz hat gar keine schlechte Idee. Wenn wir den Sieg gewinnen wollen, müssen wir zuerst dem Zeitgeschmack Opfer bringen. Biedermeier ist gar nicht so schlecht. Vielleicht setzen wir auch in die ersten Reihen einige kostümierte Leute. Es werden sich ja wohl Studenten und junge Künstler dazu bereit finden.“

Inzwischen hatte Philippsohn Germans Aufmerksamkeit durch Husten auf sich gezogen und mit ihm bedeutsame Blicke gewechselt. In einer Pause, die jetzt eintrat, ließ sich Germans Stimme vernehmen. Getreu dem Zeremoniell des Kreises, das an diesem Abend bedenklich ins Schwanken gekommen war, sagte er zu dem Sprecher: „Der Stumme bittet um das Wort.“

Abermals erscholl Gelächter. Denn der Kreis war es nicht gewohnt, daß German jemals mit einem Vorschlag

die lustigen Phantastereien und ernsteren künstlerischen Betrachtungen unterbrach.

„Der Stumme möge seine Lippen öffnen und seine Stimme erschallen lassen," sagte Ganz, der sich in seiner Vereinswürde als Sprecher hoch aufrichtete und mit der flachen Hand dreimal auf das Protokollbuch schlug.

Alle starrten das ruhige Gesicht Germans mit einem gewissen Mißvergnügen an. Seine klugen Augen, seine gehaltene Miene stach von der Aufregung und Erhitzung der anderen ab.

German sagte: „Ich gebe den Thespiskärnern folgendes zu bedenken: Unser Mitkärner Philippsohn hat in der Friedrichstraße zwischen Linden und Behrenstraße einen wundervollen Saal in einem Hinterhaus gefunden, der unseren Zwecken völlig entsprechen würde. Meines Bedenkens tut schnelles Handeln not. Wir müssen uns, wenn wir Ernst machen wollen mit unserer Idee, diesen Saal sichern, müssen das Geld für das Unternehmen zusammenbringen und einen schlagenden Namen wählen, damit wir mit einem fertigen Projekt an kapitalkräftige Leute herantreten können."

Die eben noch so siegessicheren Gesichter der Anwesenden wurden hilflos. Jetzt, wo es an die Realisation der Pläne und Phantasien gehen sollte, begannen sie sich unsicher zu fühlen.

Hauser raffte sich zuerst auf und sagte: „Ja, der Name! der Name! Ganz richtig. Wir müssen einen Namen haben."

Philippsohn, der neben German saß und Baupläne, Zeichnungen und seine Berechnungstabellen auf dem Tisch ausbreitete, riß den Mund auf. Es lag ihm auf der

Junge, der Name ist doch nicht so wichtig! Hier die Zahlen, die Berechnungen sind wichtiger!

Aber er senkte den Kopf und ließ nun eine Flut von Vorschlägen über sich ergehen. Wilde, phantastische Namen wurden ersonnen und in die Luft hineingeknallt. Da wurde vorgeschlagen „Das Haus der Freude", „Das schwarze Kabarett", „Die beiden Masken", „Schauschloß", „Nachttheater", „Schwarzes Theater", „Lebendes Kasperltheater", „Die Peitsche", „Blaue Muse", „Schwarze Muse", „Das Theater der Unentwegten", „Zukunftstheater", „Teufelsburg", „Lucifers Heim", „Wirbeltopp".

Jede dieser Meinung wurde überstürzt geäußert, schnell begründet, viel belacht und leicht vergessen. War der eine für die blaue Muse, so war der andere für die schwarze Muse. Alles geschah mit einem ungeheuren Aufwand von Gebärden, Erhitzung und Begeisterung und wurde begleitet mit kräftigen Schlägen der Fäuste auf den eichenen Tisch. Aber nach einer Stunde des Debattierens war noch kein Name gefunden. Erschöpft saß der ganze Kreis da. Endlich ließ sich German vernehmen. Feierlich meldete er sich wieder zum Worte und begann: „Liebe Thespiskärner und Freunde! Warum schrecken wir davor zurück, das Symbol, unter dem wir uns hier zusammenfinden, und unter dem diese Ideen geboren werden, zu gebrauchen.

Wir haben uns Thespiskärner genannt, weil wir auf der Tournee von Ort zu Ort gezogen sind. Hier nun wollen wir uns ein eigenes Haus bauen und das soll ein Haus sein, das später fähig ist, neben Späßen und Parodien ernste Stücke zu beherbergen. Ich schlage darum vor, das Haus anspruchslos zu nennen: „Thespistempel".

Mit diesem Spottnamen belegt man auch sonst die Theater. Machen wir diesen Spottnamen zu einem Ehrennamen."

Diese ruhigen Worte wirkten lösend und befreiend auf die erschöpften, ermatteten Thespiskärner. Sie fühlten sich bei ihrem Vereinsgeist gepackt und stimmten langsam aber bestimmt einer nach dem anderen zu.

„Junge!" rief Hauser, „du hast ganz recht, ‚Thespistempel'. Das ist das Wort!"

Jetzt aber konnte sich Philippsohn nicht mehr länger beherrschen. Er legte seine Bauzeichnungen vor und wies nach, daß ein altes Geschäftsmagazin in der Friedrichstraße sich ausgezeichnet in ein kleines Theater mit 400 Plätzen umwandeln ließe. Er hatte sich umgetan und mit jungen Architekten gesprochen, die ihm zugesichert hatten, sie würden alles billig ausführen. Sein Hauptvorschlag war: Miete für zwei Jahre müsse deponiert werden, ebenso das Geld für den Umbau und der Anschaffungskosten des ersten Fundus. Philippsohn kam bei seinen Berechnungen, falls die Freunde in der Tat persönlich zunächst auf ihre Gage verzichteten, auf ein Minimum von achtzigtausend Mark, solange das Unternehmen Kabarett sein würde. „Machen wir ein Theater daraus mit einem regulären Gagenetat, so müssen mindestens noch dreißigtausend zugezahlt werden, wenn wir auch nur allmählich wachsen."

„Die Gunst der Verhältnisse", sagte er, „liegt darin, daß wir das Lokal mit fünfzehntausend im Jahr bekommen können. Es ist sicher, daß hernach der Hausbesitzer die Miete steigert, wenn er sieht, daß wir nicht nur ein Nachtkabarett haben, sondern wirklich Theater spielen. Aber fürs erste brauchen wir nur für zwei Jahre zu kalkulieren. Geht

es nicht, dann können wir einpacken, das Geld ist verloren. Geht es, dann kriegen wir schon mehr Geld."

Alle senkten die Köpfe. Die Berechnungen und die Zahlen hatten sie völlig ernüchtert.

„Ich glaube, es wird nichts werden," sagte Ruge mit einem pessimistischen Lächeln, und dann schlug er sich, wie er es in der Ermattung öfters zu tun pflegte, einmal mit dem rechten Handrücken ins Kreuz.

„Achtzigtausend Mark möchte ich haben," sagte Reuter, „damit würde ich mich zurückziehen und Bauer werden."

Minna Meister sagte mit ruhiger Stimme: „Na, Kinder, ich denke, bei diesen Zahlen, die Philippsohn uns da vorrechnet, bekommt ihr von den Kabarettplänen genug. Denn wer wollte uns das Geld geben?"

„Die Medizinalrätin!" rief Hauser mit dröhnender Bruststimme.

Philippsohn nickte und sagte ruhig: „Ich glaube sicher, daß sie uns zu Gebote stehen wird. Sie hat damals an unserer Tournee an ihren zwanzigtausend zehntausend verdient."

„Also gehen wir zur Medizinalrätin!" schrie Hauser, „aber wer soll hingehen, Minna, Philippsohn, ich und wer noch?"

Sein Blick irrte im Umkreis umher und blieb auf Germans Gesicht haften: „German, du kommst mit uns mit. Du hast dich in die Gunst der guten Dame eingekratzt, sie sieht dich gern."

Und so wurde beschlossen, daß am nächsten Tage die vier die Medizinalrätin aufsuchen sollten.

Der Rest dieser Nacht ging schweigsam und in bedrückter Stimmung dahin. Die Phantasien wollten sich nicht mehr so recht herauswagen. Darum brachen die Thespis-

kärner bald auf. Als letzte stiegen die dunkle Treppe, die zum oberen Lokal hinaufführte, German und Fräulein Berndt hinauf. Sie stützte sich auf Germans Schulter und flüsterte ihm zu: „Sie allein von der ganzen Gesellschaft haben einen ruhigen Kopf behalten."

* *
*

An einem trüben naßkalten Dezembertag trat German um 4¼ Uhr in das Café Monopol, wo er Minna, Hauser und Philippsohn treffen sollte.

Getreu seiner Lebensmarime war er zu spät gekommen. Langsam schritt er den Gang des Cafés hinauf, das um diese Zeit leer war. Nirgends sah er ein bekanntes Gesicht. Erst um 5 Uhr begann die Zeit der Theaterleute.

Nur Reisende, die vom nahen Bahnhof abfahren wollten, brachten hier eine flüchtige halbe Stunde zu.

Die Kellner bewegten sich langsam und mechanisch in dem braungoldenen Raum, dessen überladene Architektur erdrückend wirkte, da ihn keine gestikulierende Menge heftig redender Menschen erfüllte.

Gemessen schritt German, der einen langschößigen Mantel im Biedermeierschnitt und einen schwarzen Halbzylinder trug, durch das Café. Er war peinlich überrascht, als er den Nischentisch, in dem die Thespiskärner sich zu treffen pflegten, leer fand. Sofort machte er kehrt. Es sollte nicht den Anschein haben, als warte er auf Hauser und Philippsohn.

Als er sich umwandte, prallte er mit Minna Meister zusammen. Sie trug, wie gewöhnlich in diesem Winter, den grauen, langen Mantel aus Faypelz und die mit schwarzem Persianer besetzte Mütze. Als German ihr ins

Gesicht blickte, sah er, daß sie blaß war und in ihren Augen sich Spuren von Tränen zeigten.

Gewohnheitsgemäß streckte sie ihre schöne Hand German entgegen und begrüßte ihn mit einem müden: „Nun, wie geht es, kleiner Erwin?"

German sah, daß ihr Geist völlig abwesend war. Er hielt ihre Hand fest, beugte sich herab und küßte sie mit einem langen Kusse.

Diese Berührung ließ Minna erwachen. Sie lächelte und sagte: „Sieh, sieh, du hältst mich also deiner Galanterien wieder für würdig, kleiner Erwin?"

German erwiderte mit ernstem Gesicht, seine Liebe und Verehrung für Minna sei, was immer auch geschehe, stets die gleiche.

Als sie Platz genommen hatten, fragte er, ob denn Hauser und Philippsohn noch nicht gekommen wären. Minnas Gesicht wurde ernst. Sie erklärte, sie hätte mit Hauser Differenzen gehabt.

„Schau' an," sagte sie, „Hauser verlangt in allem Ernst, ich soll allein hingehen und die Medizinalrätin um das Geld bitten, weil sie mir damals persönlich für die Tournee die zwanzigtausend zur Verfügung stellte.

Das wollte ich nicht; denn ich habe überhaupt keine große Vorliebe für diese Kabarett- und Brettlgeschichte. Ich weiß genau, diese Brettelei ist eine Modesache und wird in ein paar Jahren zum Teufel gehen wie jede andere Modesache. Es kommt dabei nichts heraus. Wir sind Schauspieler und gehören auf die Bretter, nicht aufs Brettl."

German machte Einwendungen: „Der Plan beruht doch darauf, daß wir allmählich das Brettl in ein Theater umwandeln."

Minna schüttelte den Kopf: „Ach, ihr rechnet doch alle nicht mit Realitäten. Glaubst du denn, Rotenberg wird jemals seine Einwilligung dazu geben, ehe die Verträge, die ihr mit ihm habt, abgelaufen sind?"

German erwiderte langsam und bedächtig: „Ich habe mit Philippsohn alles überlegt. Er hat mit einem Juristen gesprochen. Jeder Vertrag mit Rotenberg kann angefochten werden, denn jeder Vertrag hat Löcher oder einseitige Vorteile für Rotenberg und ich glaube, in dem Falle, in dem wir uns befinden, sind alle Waffen recht."

Minna nickte und sagte böse: „Die meisten geschäftlichen Akte im Theaterleben sind eine fortlaufende Reihe von Gemeinheiten."

Es trat eine Pause ein. Dann fragte German: „Wo steckt Hauser eigentlich?"

„Er ist vorhin hinausgelaufen. Er wollte mich zwingen, allein zur Medizinalrätin zu fahren und als ich es ihm abschlug, wurde er heftig. Philippsohn ist ihm nachgelaufen, um ihn zu beruhigen."

German schüttelte den Kopf. Eine Pause trat ein.

Endlich sagte Minna: „Ich habe diese ganze Geschichte so satt. Wir sollten uns auf so etwas nicht einlassen, sondern einfach weiter Komödie spielen! Das ist viel besser!"

German spürte, daß Minna tief verletzt und erregt war. Er sagte darum kein Wort mehr sondern ließ seine Augen sprechen und sah die Freundin mit weichen, hingebenden Blicken an.

Minna fühlte diese Blicke. Sie begann wieder Willen zu lächeln und sagte: „Nun, kleiner Erwin, was gibt's für neue Abenteuer?"

German behauptete, er wäre aus dem Zeitalter der Abenteuer heraus.

„Mit siebenundzwanzig Jahren?" sagte Minna und lachte dabei laut.

„Ach," sagte German, „die meisten Frauen, die ich kennen gelernt habe, sind charakterlos. Charakter hatte nur eine Frau und das war Minna Meister." Mit traurigen Augen, in denen es feucht schimmerte, starrte er die Freundin an.

Minna strich ihm mit plötzlicher Zärtlichkeit die Locken aus der Stirn, fuhr leicht über seine auf dem Tisch ruhende rechte Hand und sagte: „Rede keine Dummheiten, kleiner Erwin, du kannst dich nicht beklagen. Hast du etwa Irene Bachhusen vergessen?"

„Rede mir nicht von Irene Bachhusen," sagte German. „Ich habe die Nachricht erhalten, daß sie vor zwei Wochen Brunner geheiratet hat."

„Das ist nicht wahr," rief Minna und sprang in der Erregung von ihrem Stuhl auf. Dann aber senkte sie den Kopf, stützte die gespreizten Finger der Hand auf den Tisch und sagte fast resigniert: „Und wenn es wahr wäre, warum sollte sie Brunner nicht heiraten, kleiner Erwin? Haben wir ein Recht, es ihr zu verbieten?"

Den Mittelgang herab kamen Hauser und Philippsohn.

Hauser war dunkelrot und Philippsohn lief neben ihm mit erhobenen Händen und redete auf ihn ein.

Hauser begrüßte German kurz und sagte mit gepreßter Stimme: „Willst du es denn immer noch nicht einsehen, Minna, daß es besser ist, wenn du allein gehst?"

Minna schüttelte den Kopf.

„Nun, dann versuchen wir es in Gottes Namen zu

viert," sagte Hauser, „aber ich weiß genau, es wird nicht glücken."

Sie gingen in gespannter, erregter Stimmung aus dem Café Monopol und quetschten sich zu viert in eine Droschke. Hauser und Minna saßen im Fond und wandten die Gesichter voneinander ab. Auf dem Rücksitz drängten sich German und Philippsohn zusammen. So fuhren sie die Friedrichstraße hinab, die Linden hinunter durchs Brandenburger Tor, durch den Tiergarten zur Viktoriastraße. Langsam, als trüge jeder eine schwere Bürde, stiegen sie zur Beletage des Hauses hinauf, in dem die Medizinalrätin wohnte.

Sie klingelten.

Das saubere Dienstmädchen, im irischen Kattunanzug, öffnete. Sie wurden in das rote Zimmer mit den schwarzen Möbeln geleitet. Nach einer Weile erscholl die überschwengliche Stimme der Medizinalrätin, die in einem lila Teekostüm hereinrauschte und rief:

„Guten Tag, meine liebe Minna!"

Sie schloß Minna Meister in die Arme und küßte sie herzhaft auf die roten Backen.

„Ach," rief sie enthusiastisch, „wie wundervoll haben Sie die Rolle der resignierenden Frau in dem französischen Stücke von Lavellache gespielt."

Dann streckte sie die Hand Hauser entgegen und sagte: „Sie haben Differenzen mit dem Intendanten gehabt. Ich habe davon schon gehört. Was wird nun aus Ihnen? Wo gehen Sie hin? Was werden Sie tun?"

Aber ehe Hauser antworten konnte, war sie bei German und sagte: „Ich muß Sie in jedem Stück mehr bewundern, lieber Herr German. Sie haben alles das gehalten, was uns von Ihnen verheißen wurde."

Zum Schluß drückte sie Philippsohn die Hand kurz und sagte: „Ich freue mich, Sie auch wieder einmal zu sehen."

Hauser, dieser souveräne Schauspieler, der Mann, der nie um eine Antwort verlegen war, legte die rechte Hand auf den Magen und schnappte nach Luft wie ein Fisch. Hilflos blickte er nach Minna Meister und Philippsohn.

German hatte sich zurückgestellt und beobachtete stillschweigend die Entwicklung des Gespräches.

Minna, die die Verlegenheit Hausers merkte, machte der peinlichen Lage ein Ende und sagte frisch und frei zur Medizinalrätin, die auf einem ledernen Sessel Platz genommen hatte: „Liebe Frau Rätin, wir sind hier, um bei Ihnen Unterstützung zu suchen."

Die Frau Dr. Michel lächelte geschmeichelt und sagte: „Was wünschen Sie denn, meine Liebe?"

Minna deutete auf Hauser und sagte: „Lassen Sie sich bitte, von ihm genau auseinandersetzen, um was es sich handelt."

Hauser fuhr mit dem Zeigefinger der rechten Hand in seinen Stehkragen, als wollte er ihn weiten und sagte dann: „Gnädige Frau, es handelt sich um eine Gründung. Wir hatten an Sie gedacht, weil Sie uns seiner Zeit bei der Tournee so gütig zur Seite standen."

Die Medizinalrätin setzte ihren goldenen Kneifer auf und sagte: „Ich hatte damals zufälligerweise zwanzigtausend Mark flüssig, aber augenblicklich weiß ich nicht, ob meine Vermögenslage es zuläßt, eine so große Summe freizumachen. Ich müßte mich mit meinem Rechtsbeistand, dem Justizrat Süßkind, ins Benehmen setzen, ehe ich Ihnen etwas versprechen könnte."

Hauser machte ein hilfloses Gesicht, auf dem geschrieben

stand: wenn sie erst mit dem Justizrat spricht, wird sie uns kein Geld mehr geben.

Da trat Philippsohn vor, vom Scheitel bis zur Sohle Reisender in Wolle und Garn. Er sagte:

„Gnädige Frau, es ist eine ganz sichere Sache, die dem Zuge der Zeit folgt und von großen Talenten getragen wird. Ich kann Ihnen meine Berechnungen zeigen. Einfach prima, muß ich Ihnen sagen, prima. Das Risiko, das Sie laufen werden, wäre ein ganz geringes."

„Um was handelt es sich denn, meine Lieben?" fragte die Medizinalrätin, die bei den dunklen Geschäftsausdrükken Philippsohns nicht mehr wußte, was sie denken sollte.

Hauser faßte wieder Mut. Er sagte: „Es handelt sich um eine glänzende Idee. Um etwas, wozu Sie uns schon längst ermuntert haben, gnädige Frau. Wir Thespiskärner wollen selbst ein Theater gründen."

„Ach, das ist aber reizend!" rief die Medizinalrätin erfreut. „Da werden Sie natürlich die Direktion haben, lieber Hauser?"

Hauser nickte und sagte: „Wir wollen klein anfangen."

„Sehr richtig," sagte die Medizinalrätin, „nur nicht zu hoch hinaus, das ist immer schädlich."

„Es handelt sich um ein Nachttheater," sagte Hauser, dessen Stimme wärmer und dessen Töne voller wurden. „Wir wollen im Kabarettstil beginnen und aus einem Theater, das den bedeutungsvollen Namen „Thespistempel" tragen soll, allmählig ein schönes, großes Theater herstellen, in dem wir selbst Shakespeare spielen können.

Wir hatten nun gedacht, da Sie gewissermaßen unsere Schützerin sind, uns zunächst an Sie zu wenden, wegen der Finanzierung des Unternehmens."

„Welche Summe hatten Sie denn von mir erwartet?"

fragte die Medizinalrätin mit einem völlig resignierten Gesicht.

Hauser stand da, zagend, überlegend und schließlich sagte er schamhaft: „Dreißigtausend Mark."

„Dreißigtausend Mark," sagte die Medizinalrätin, „nun — dreißigtausend Mark würden sich vielleicht erübrigen lassen, aber ich muß das vorher mit dem Justizrat Süßkind besprechen."

Philippsohn trat eifrig vor: „Gnädige Frau," sagte er, „hier sind die Finanzierungspläne. Die Mitglieder verzichten zunächst auf die Gagen. Uns ist die Hauptsache, daß das Unternehmen in Gang kommt. Es wird nur abends die Kasse verrechnet. Gestatten Sie mir, daß ich es Ihnen darlege."

Die Medizinalrätin sah die mit Zahlen bedeckten Blätter hilflos an und fragte, um überhaupt etwas zu sagen: „Wer wird sich denn sonst noch beteiligen?"

„Ich werde mit meinen ganzen Ersparnissen einstehen," sagte Philippsohn, „mit fünfzehntausend Mark. Denn ich glaube, es ist eine große Sache, gnädige Frau. Eine gute Sache. Eine sichere Sache. Eine Sache, die Zukunft hat."

„Ich weiß nicht," sagte die Medizinalrätin, „ich habe fürs Kabarett so wenig über. Ich weiß wirklich nicht, lieber Hauser, ob es angebracht ist, daß Sie in eine so ungewisse Sache gehen. Sie bekommen ja überall so schöne Engagements. Aber wie gesagt, ich muß mir den Fall überlegen. Ich werde mit dem Herrn Justizrat Süßkind sprechen."

Minna, die merkte, daß es richtiger wäre, sich zurückzuziehen, verabschiedete sich von der Frau Medizinalrätin. Die anderen folgten ihr.

Als letzter verabschiedete sich German, aber während er der Frau Doktor Michel die Hand gab, fragte er mit

leiser Stimme, so daß es die anderen nicht hören konnten: „Gnädige Frau, würden Sie mir gestatten, daß ich Sie morgen nachmittag aufsuche?"

Die Medizinalrätin erwiderte: „Gewiß, mein lieber German, kommen Sie morgen nachmittag zum Tee zu mir, es trifft sich sehr gut. Sie werden noch eine Cousine von mir finden. Eine sehr gebildete Dame. Sie versteht es, mit Künstlern umzugehen."

So verließ die Deputation der Thespiskärner das Haus. Als sie sich wieder auf dem nassen Asphalt der Viktoriastraße befanden, begann Hauser seinem Grimme Luft zu machen:

„Nun, habe ich es nicht gleich gesagt? Ich bin nur froh, daß ich nicht mehr genannt habe, als dreißigtausend Mark. Und auch damit wird sie nicht herausrücken, wenn sie mit ihrem Süßkind spricht. Es war ganz falsch. Minna mußte allein hingehen. Sie hätte mehr aus dem alten Reff herausgeschlagen."

Minna erwiderte nichts. Sie winkte in der Tiergartenstraße eine Droschke, die leer vorüberfuhr, stieg ein und fuhr davon.

Hauser trennte sich von den beiden am Brandenburger Tor. German ging mit Philippsohn in den Tiergarten hinein.

Philippsohn begann die Chancen zu erwägen.

„Mit dreißigtausend Mark", begann er, „ist uns nicht geholfen. Wenn ich nur wüßte, wen man noch interessieren könnte!"

„Wieviel brauchen wir, Minimum?" fragte German.

„Für das Kabarett hatte ich achtzigtausend Mark Betriebskapital ausgerechnet. Wenn ich selbst fünfzehntausend gebe, so müßten, damit die Sache überhaupt in Gang

kommt, zunächst immerhin fünfundsechzigtausend Mark herbeigeschafft werden. Wenn die Medizinalrätin dreißigtausend zeichnet, werden für einen sicheren Betrieb noch fünfunddreißigtausend fehlen."

Stillschweigend ging German neben Philippsohn her. Nach langem Ueberlegen machte er halt, legte seine Hand Philippsohn auf die Schulter und sagte:

„Philippsohn, wir werden jetzt die Sache in die Hand nehmen. Es ist gut, daß ich mir jetzt über das pekuniäre Ziel klar bin. Ich werde versuchen, diese Summe zu beschaffen, damit die Träume der Thespiskärner eine greifbare Gestalt annehmen."

* *
*

Seit den Tagen der Tournee hatte die Frau Medizinalrätin Michel eine kleine Schwäche für Ernst German. Der junge Schauspieler war stets eifrig um die Dame bemüht gewesen, hatte ihr kleine Dienste erwiesen und gab ihr über alles Auskunft, während die übrigen nervösen Mitglieder der Meister-Hauserschen Truppe es sie oft fühlen ließen, daß ihre Anwesenheit störte. In Berlin hatte sie dann des öfteren German in ihren engeren Gesellschaftskreis gezogen, auch wenn sie sonst keine Schauspieler zu sich einlud, und endlich war es Regel geworden, daß German in jeder Woche zweimal, Dienstags und Freitags, bei ihr zum Tee erschien und ihr über die kleinsten Theaterangelegenheiten, die sie brennend interessierten, genaue Auskunft gab.

Im Laufe dieser vier Jahre, in denen German aus einem kleinen Provinzmimen ein bekannter und oft genannter Berliner Schauspieler wurde, hatte er diese Frau bis in die letzten verborgenen Regungen ihrer Seele beobach-

tet. Er kannte ihre Gewohnheiten, kannte ihr Bedürfnis nach kleinen Sensationen, ihre Sucht, zu renommieren und ihre Schwäche für eine lebhafte Bewunderung ihrer Person.

German bereitete sich zu seinem Besuch auf das sorgfältigste vor. Er nahm ein Dampfbad, ließ sich frisieren, zog einen schwarzen Jackettanzug an und wand um den hohen Halskragen einen jener Skarfs, die damals so beliebt waren und wohl zwei Meter in der Länge und einen halben in der Breite maßen. Nur ein kleiner, schmaler Streifen des Kragens blieb über dem kostbaren, grün und schwarz gemusterten Seidengewebe sichtbar, das durch eine mit goldenen Perlen verzierte Nadel zusammengehalten wurde, die dem jungen Schauspieler zu seinem Geburtstag von der Medizinalrätin verehrt worden war.

German fand die Frau Dr. Michel in einem kleinen, phantastisch ausgestatteten Gemach, dessen Wände mit geblümten Seidenkreton bespannt waren. Die Stühle waren aus weißem Rohr geflochten, kleine Bambustischchen standen zur Seite, tausend Nippsachen waren auf lackierten Etageren verteilt. Wertvolle altjapanische Holzschnitte in feinen grauen, schwarzen Tönen bildeten den einzigen Bilderschmuck des Zimmerchens.

Die Medizinalrätin und ihre Cousine hatten beide auf einem kleinen Rohrsofa Platz genommen, vor dem ein niedriger Tisch mit der silbernen Teemaschine, der japanischen Teekanne und flachen blauen Schalen aus chinesischem Porzellan standen.

Die Cousine der Medizinalrätin war eine schon weißhaarige Dame mit frischem Gesicht, die ein tiefgrünes Gewand in Biedermeierschnitt gut kleidete, während die Rätin wieder ihr violettes Teekleid trug.

German überreichte drei langstielige, halberblühte dunkelrote Rosen, die mit Bewunderung empfangen wurden. Er küßte der Medizinalrätin beide Hände und begann mit sehr einschmeichelnder, weicher Stimme aus dem Theater zu berichten.

Er erzählte kleine Geschichten, die die beiden Damen oft bis zum Lachen brachten, aber geschickt wußte er einzuweben, daß sich die Schauspieler als Künstler in einer fürchterlichen Misere fühlten, da sie ihre Talente nicht voll entfalten könnten. Alles, was er an künstlerischen Ideen und Anschauungen im Kreise der Thespiskärner aufgenommen hatte, brachte er bei den Damen vor.

„Sehen Sie," sagte er, „wir Schauspieler sind genötigt, jetzt nur mehr in französischen Salonstücken oder in modernen Stücken aufzutreten. Wir sind dadurch in der Nuancierung des Ausdruckes bereichert worden. Aber wir verarmen, weil es keine hohen Aufgaben mehr gibt, die das ganze Temperament verlangen. Der Traum eines jeden Schauspielers muß es bleiben, einmal den Lear, den Hamlet, den Othello, den Faust, den Mephisto, den Wallenstein zu spielen. Doch diese Aufgaben findet einer heutzutage nur dann, wenn er an ein Hoftheater geht, und dort muß er in dem Sinne einer längst vergangenen Zeit spielen. Wie herrlich müßte es sein, all diese Rollen mit dem zu bereichern, was wir aus der eigenen Zeit gewonnen haben! Das ist das, was die Zeit von einem Schauspieler fordert! Und ein solches Institut fehlt uns!"

Diese Folgerung ließ er als Pointe durch die vielen Erzählungen und Anekdoten aus seinem Theaterleben hindurchblitzen.

Endlich verabschiedete sich die Cousine der Medizinalrä-

tin. Sie drückte German herzlich die Hand und bedankte sich bei ihm für den angeregten Nachmittag.

Die Medizinalrätin kam zurück. German, der ihr ansah, daß sie über den Eindruck, den ihre Cousine empfangen hatte, befriedigt war, begann von neuem.

Er zog seinen Sessel näher an das Rohrsofa, auf dem seine Wirtin saß.

Endlich ließ er seine Rede in den Worten gipfeln, bei denen er im Eifer die Hand der Medizinalrätin ergriff: „Und Sie, gnädige Frau, Sie, die Sie so viel Gefühl für Schauspielkunst haben, Sie wären berufen, uns das Theater zu schaffen, das wir brauchen. Es wäre ein Jammer, wenn es nicht zustande käme! Hauser war gestern ungeschickt! Er hat ja gar nicht gesagt, was wir wollen und worauf wir hinzielen!"

Die Medizinalrätin schüttelte den Kopf und sagte: „Ich habe mit Süßkind telephoniert, er ist absolut dagegen, daß ich dreißigtausend Mark in einem Kabarett investiere."

„Sie haben ganz recht!" rief German, „für ein Kabarett sollen Sie keinen Pfennig investieren. Aber stellen Sie die Summe zur Verfügung, die wir brauchen, um ein kleines Theater innerhalb einem halben Jahr aus einem solchen Anfangsunternehmen zu machen! Stellen Sie es in dem Vertrage zur Bedingung, daß Sie uns das Geld nur zur Förderung eines künstlerischen Unternehmens geben, das die Grundlage einer neuen Schauspielkunst wird!"

German hatte sich vor der Medizinalrätin auf ein Knie niedergelassen, sein Arm ruhte auf der Seitenlehne des Rohrsofas. Er schaute sie mit beherrschenden Blicken an, und seine Worte gaben alles wieder, was in den letzten

Wochen an Phantasien, Einfällen, Ideen in den Hirnen der Thespiskärner ausgekocht war.

All seine persönliche Energie und eine Intensität strömte er in diesen Worten aus, die sie gefangen nahmen.

Sie konnte sich der zwingenden Gewalt seines Blickes nicht entziehen. Ihre Lebenssehnsucht wurzelte ja im Theater. Das, was er ihr sagte, entflammte sie.

„Wie groß ist die Summe, die Sie brauchen, um das Unternehmen so zu begründen, daß es sich in ein wirkliches Theater umwandeln läßt?"

„Hunderttausend Mark! Aber ich rate Ihnen, zunächst nur fünfzigtausend Mark einzuzahlen und die anderen fünfzigtausend erst dann, wenn das Unternehmen die Bahnen einschlägt, die wir von ihm erhoffen!" Und er ergriff ihre beiden Hände und sah sie mit Blicken an, als würbe er um ihre Gunst.

Sie machte noch einen schwachen Versuch des Widerstandes.

„Ich werde selbst zu Süßkind fahren," sagte sie, „und es ihm noch einmal vorstellen."

„Aber nein!" rief German, „Sie dürfen Süßkind nicht fragen, Sie müssen ihm einfach sagen, daß Sie einverstanden sind. Süßkind hat die Pflicht, als Ihr Berater Sie vor einer Geldanlage in solchem Unternehmen zurückzuhalten. Nein, sehen Sie die Sache an, wie sie ist. Folgen Sie Ihrer innersten Natur, die großzügig ist und großmütig, wie ich sie nie bei einer Frau gefunden habe. Sagen Sie sich, daß Sie dieses Geld für die Kunst opfern wollen, für eine neue Schauspielkunst!"

Er sprach diese pathetischen Worte im Tonfall Cantors mit einer tiefen vibrierenden Stimme.

Mit halbgeschlossenen Augen lehnte sich die Medizinal-

rätin in ihr Rohrsofa zurück, als erläge sie einer Werbung.

German ergriff ihre beiden Hände, küßte sie, und ehe sie noch etwas sagen konnte, rief er:

„Ich wußte ja, daß Sie Ihre Zustimmung geben würden, wenn Sie wissen, um was es sich handelt! Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen tausendmal!"

* * *

Jeden Tag suchte German nun die Medizinalrätin von neuem auf, um seine Suggestion zu verstärken. Wieder und wieder kam sie mit Bedenken und Zweifeln, die ihr durch ihren Berater, den Justizrat Süßkind, eingeflößt wurden. Solange German anwesend war, pflichtete sie allem, was er sagte, bei, aber hernach ging sie ans Telephon, und German mußte seine Ueberredungskraft jeden Tag von frischem anwenden.

Er setzte alle Reize seiner Männlichkeit ein. Die alternde Frau kostete es mit Vergnügen aus, daß ihr der junge Schauspieler als Mann entgegentrat, der es nicht verschmähte, ihrer Weiblichkeit zu huldigen. Bald war sie so weit, daß ihr etwas fehlte, wenn German einen Nachmittag ausblieb. Dann litt sie unter einer solchen Unruhe, daß sie abends im Theater persönlich nach ihm nachfragte, um zu erfahren, ob ihm etwas fehle.

Da aber German fühlte, daß er bei der Medizinalrätin nicht weiterkam, so suchte er eines Tages den Justizrat Süßkind in seinem Bureau in der Lützowstraße auf.

Philippsohn hatte sich vor diesem Besuch in der Geschäftswelt umgesehen und ihm eine Charakterisierung des großen Juristen verschafft.

Der Justizrat war ein Mann von großem Namen.

Aber seine starken gesellschaftlichen Pflichten und sein Hang für hohes Spiel verschlangen so große Summen, daß er für Geld sehr viel tat.

German fand den großen Juristen in seinem verschwenderisch eingerichteten Arbeitszimmer, in dem die eichenen Möbel in dem Stil jener überladenen Renaissance gebildet waren, wie es in den siebziger Jahren Mode war. Süßkind, der sich aus dem mächtigen Lutherstuhl, der vor seinem geschnitzten Diplomatenschreibtisch stand, erhob, um den ihm bekannten Bühnenkünstler zu begrüßen, war ein großer, kahlköpfiger Herr, mit langem braunen Bart und einer imposanten Körperfülle. Aber in den Worten, mit denen er German bewillkommnete, und in der Frage, mit der er sich sofort nach dem Befinden der Frau Medizinalrätin Dr. Michel erkundigte, lag eine gewisse Ironie. Der Justizrat machte sich im geheimen über die allzugroße Bewunderung seiner Klientin für diesen jungen Mann lustig, der ihm körperlich gar nicht besonders anziehend erschien.

Aber im Laufe der Unterredung, die er mit German hatte, wandelte sich die Ironie in Anerkennung. Der junge Schauspieler bot ihm an, Syndikus für das neue Unternehmen zu werden mit einer festen monatlichen Dotation und einem kleinen Gewinnprozentsatz.

Sowie Süßkind den geschäftlichen Vorteil erspähte, begann er einzulenken. Er ließ sich ein genaues Exposé Philippsohns geben und versprach, es sorgfältig zu prüfen.

Nach einigen Tagen lud er German und Philippsohn zu einer erneuten Unterredung zu sich, redete, um den Schein zu wahren, noch etwas hin und her, ließ sich von Philippsohns Suada gern überzeugen und gab sein Ver-

sprechen, dem neuen Unternehmen als juristischer Berater zur Seite zu stehen.

Nachdem Süßkind gewonnen war, hielt es für German nicht mehr schwer, auch die Medizinalrätin völlig zu gewinnen. In der Tat wurde durch sein geschicktes Eingreifen die Geldfrage für die Thespiskärner endlich gelöst.

Viel größere Schwierigkeiten aber brachten die Verhandlungen Philippsohns mit Rotenberg wegen der Erlaubnis, seine Theatermitglieder nach der Vorstellung in dem Kabarett auftreten zu lassen. Rotenberg ließ sich endlich herbei, zu erklären, wenn ihm 20 Prozent der Abendkasse ausgezahlt würden und er als Mitdirektor des Unternehmens auf dem Zettel genannt würde, so sollte ihm die Mitwirkung seiner Mitglieder recht sein.

German nahm in dieser Angelegenheit Rücksprache mit Süßkind.

Der Justizrat erklärte mit einem Augurenlächeln, es wäre eine Leichtigkeit, sämtliche Verträge Rotenbergs mit seinen Mitgliedern auf prozessualem Wege zu bestreiten. Dieses würde dem Theaterdirektor so viele Unannehmlichkeiten machen, daß er zum Schluß froh sein würde, einen vernünftigen Vergleich zu schließen.

„Aber", fügte er hinzu, „Rotenberg kann vielleicht auch von anderer Seite bearbeitet werden! Ein Theaterdirektor ist durchaus nicht nach allen Seiten hin unabhängig. Vielleicht kriegen Sie heraus, wo er seinen schwachen Punkt hat und wo man mit anderen Einflüssen gegen ihn arbeiten kann, die stärker und schneller wirken, als das Gesetz."

Sehr nachdenklich über die Ratschläge des klugen Juristen verließ German das Bureau des Justizrats und

schritt in die Dämmerung des Wintertages in die Lützowstraße hinein.

Es war ein frostiger, klarer Tag und der blaßblaue Himmel war wenig von dem rötlichen Dunst getrübt, der ständig über der Stadt wie ein Wahrzeichen schwebte. Das geschäftige Treiben der großen Weihnachtskaufwoche hatte eingesetzt. In vielen Straßenecken waren Stände für die Tannenbäume aufgeschlagen und in vielen Schaufenstern drehten sich bereits die mit Lametta und Watte geschmückten und mit kleinen elektrischen Lampen erleuchteten Christbäume, unter denen Weihnachtsgeschenke zu herabgesetzten Preisen von wächsernen Weihnachtsmännern feilgehalten wurden.

German war an diesem Abend spielfrei. Nachdenklich schlenderte er durch die dämmernden Straßen und ließ sich von der schwatzenden, kauflustigen Menge an den blitzenden Läden der Leipziger Straße vorbei zum Spittelmarkt hinabtreiben. Dort bog er in die Grünstraße ein, gelangte zur alten Petrikirche, und da es ihn fror, suchte er das alte Kulmbacherlokal in der Scharrenstraße auf, in dem er zum ersten Male bei der Premiere „Frühling" unter Aengsten Minna Meister erwartet hatte.

Er trat in das warme, bürgerlich einfache Lokal, setzte sich still in eine Ecke und aß das Berliner Nationalgericht, gepökelte Rinderbrust mit Erbsen, zu dem er langsam ein großes Glas schwarzen, schweren Bieres leerte.

Müdigkeit und Abspannung überkamen ihn. Er fragte sich plötzlich ernüchtert, wozu er sich diese ganze Schererei mit der Medizinalrätin, mit Süßkind und Rotenberg mache. Was half es ihm, wenn er Hauser, dessen Selbstherrlichkeit, dessen Dickköpfigkeit er kannte, ein Bett bereitete, in das er selbst sich nie würde legen können. Es

überkam ihn das erschlaffende Gefühl, seine Energie, seine Anstrengung nutzlos zu verpulvern.

Aber dann spannten sich seine Nerven aufs neue. Jetzt war es Ehrensache für ihn, da er das Unternehmen angefangen hatte, es auch zu Ende zu führen. Er überlegte, wer wohl über Rotenbergs Verhältnisse genau unterrichtet sein könnte.

Alle ihm bekannten Persönlichkeiten ging er durch. Als er sich die zweite Zigarette anzündete, fiel ihm der Papa Knappstein ein. Der kannte Rotenberg genau, aber der war zu ehrlich und gutmütig. Der würde niemals gegen Rotenberg intrigieren.

Dann aber überkam ihn wieder die Nervenmüdigkeit. Die lange, zähe Jagd, die er ohne Hilfe der anderen durchführte, hatte ihn mürbe gemacht und erschöpft.

Wieder irrten seine Gedanken zu Knappstein.

Nein, — er würde Rotenberg niemals verraten. Was war Knappstein ohne Rotenberg? Eine gescheiterte Existenz. Er war froh, daß er seine kleine Stellung bei dem großen Direktor hatte, weil er dort seine hoffnungslose Liebe zum Theater befriedigen konnte.

Er sah Knappsteins Gesicht leibhaft vor sich, hörte seine Stimme, hörte die Worte: O i weiß schon Bescheid!

Er mußte selbst über seine lebhafte Vorstellungskraft lachen, die ihm einen solchen Streich spielte.

Dann aber schaute er auf die Uhr und überlegte. Im Bureau war der Papa Knappstein um diese Stunde noch nicht. Erst um neun Uhr pflegte er aufs Sekretariat zu gehen, um sich dort mit Rotenberg für den folgenden Tag zu besprechen. Im Monopol war er um diese Zeit auch nicht. — Wo mochte er sein? Es reizte German plötzlich, dem alten Herrn nachzuspüren und ihn zu finden.

Er lächelte leise über sich selbst und schaute auf. Aber — siehe da — langsam bewegte sich eine große Figur, die in einen langen dunkelblauen Wintermantel gehüllt war, durch den Nebenraum. Auf dem Kopfe saß ein weicher, grauer Filzhut. Die großen, melancholischen Augen schauten suchend nach einem Platz aus und die rechte Hand stützte sich auf die Schulter eines scheeläugigen Mädchens, das ein Krimmerjackett trug und mit lebhaften Bewegungen zu dem alten Herrn redete.

Ehe sich German von seinem abergläubischen Erstaunen erholte, hatte ihn Knappstein erblickt.

„Heidylämmle, schau an!" rief er, „das ist doch unser Freund German." „Hab' die Ehre, Herr German, hab' Sie lange nicht mehr gesehen, nu—un, wie ste—ehts?"

Und mit einem freundlichen Lächeln streckte er seine Hand aus und schüttelte Germans Rechte. Dabei drehte sich mit einem heftigen Zerren der Halsmuskeln der große Kopf zitternd von rechts nach links. Schwerfällig setzte er sich an Germans Tisch nieder.

„Das ist aber mal scheen, Herr Jerman, daß wir Sie wieder treffen," begann das Heidylämmle mit geläufiger Zunge. „Sie sind sehr vornehm jeworden, in den letzten Jahren. Man sieht Sie sehr selten."

„Aber Heidylämmle," sagte der alte Herr, „wie kannste so was sagen, der Herr German ist doch kein Schohspieler, ist 'n Schauspieler, 'n Künstler, verstehste? Kein gemeiner Charakter."

Und er sah sein ehemaliges Truppenmitglied mit melancholischen Augen an und sagte: „Hab' Sie schon lange nicht mehr im Sekretariat gesehen, lange nicht mehr."

„Sie wissen, wie es mit unserer Zeit steht," sagte Ger-

man, „und zudem habe ich die ganze letzte Zeit im Dorotheentheater gespielt und Sie waren im Spreetheater."

Knappstein nickte.

„Kommen Sie öfters in den Kulmbacher?" fragte er German.

Der Schauspieler schüttelte den Kopf und sagte: „Ich bin heute zufällig hier. Ich wollte aufregende Gesellschaft meiden."

„Ganz recht, ist gesund, mal abends allein zu essen und früh zu Bett zu gehen, man muß nicht immer Gesellschaft haben."

Der alte Herr bestellte zwei Portionen Gänseklein und ein Glas Bier und sagte zu dem scheeläugigen Mädchen: „Nicht wahr, Heidylämmle, du trinkst aus einem Glas mit mir?"

„Natürlich, Papile," rief Fräulein Probst und umschlang zärtlich die Schultern des alten Herrn, der wohlgefällig lächelte.

„Wissen Sie," sagte Knappstein, „wissen Sie, German, das Kind macht mir sehr viel Sorge. Sie findet nie ein ordentliches Engagement. Ich hab sie beim Kabarett gehabt. Zuletzt war sie im „Grünen Kessel". Sie ist sehr begabt, muß ich Ihnen sagen, sehr begabt, und Hosenrollen stehen ihr besonders gut! Aber nun sitzt sie wieder da. Wissen Sie nicht 'ne Gelegenheit für sie, lieber German?"

German überlegte. Dann sagte er entschlossen, mit leiser Stimme: „Ich bin für ein Unternehmen gewonnen worden, in dem sich wohl ein Platz für Fräulein Probst beschaffen ließe, aber Sie müssen zunächst Diskretion bewahren."

„Ich bin die Diskretion selbst," sagte Knappstein, wäh-

rend sich sein Gesicht spannte und die Neugier aus seinen dunklen Augen leuchtete.

„Papa Knapp, Sie haben gewiß schon von den Unterhandlungen gehört, die Philippsohn und Hauser mit Rotenberg wegen des Nachttheaters hatten."

Knappstein nickte und sagte: „O i weiß schon Bescheid. Der Rotenberg will seinen Schnitt machen."

„Ich kann Ihnen garantieren," sagte German, „Rotenberg wird seinen Schnitt nicht machen; denn die Leute sind gewillt, eher das Unternehmen aufzugeben, als Rotenberg zwanzig Prozent des Reingewinnes zu geben und seinen Namen als Mitbesitzer des Hauses auf den Zettel zu setzen."

„Der Rotenberg ist gescheit, sehr gescheit! Er weiß, was er will und er setzt durch, was er will!"

„Das wäre sehr traurig für Fräulein Probst," sagte German; „denn ich garantiere Ihnen, Papa Knapp, wenn wir das Unternehmen zustande bringen, lasse ich das Mädchen fest mit dreihundert Mark engagieren."

„Dreihundert Mark?" fragte Knappstein.

„Mein Wort darauf," erwiderte German, „aber die Entscheidung hängt tatsächlich vom Verhalten Rotenbergs ab. Doch Rotenberg ist ja auch nicht allmächtig. Es wird sich wohl auch gegen seinen Willen durchsetzen lassen, was wir wollen, denn wir verlangen ja nichts Unbilliges. Wir wollen nur nach dem Theater zwischen 11 und 1 Uhr spielen, und für die Zeit, wo unsere Verträge laufen, würden wir soweit gehen, ihm bis drei Prozent der Abendkasse auszuzahlen, aber keinen Pfennig mehr."

Knappstein sann nach.

German begann von neuem, und er sprach langsam, als wären seine Worte Fühler: „Es gibt ja auch Leute, von

denen Rotenberg abhängig ist und die ihm ihrerseits Bedingungen diktieren können."

Knappstein sah überrascht auf und es entfuhr ihm: „Ist Pfalzburger auf Ihrer Seite?"

German lächelte fein.

Knappstein fuhr im Eifer fort: „Natürlich, wenn ihr Pfalzburger für euch habt, dann könnt ihr von Rotenberg so ziemlich alles erlangen. Pfalzburger hat ein unglaubliches Geld in den beiden Theatern Rotenbergs stecken, und wenn er selbst bei eurem Unternehmen beteiligt ist, wird er nie dulden, daß sich Rotenberg seine Extraprozentchen macht."

German lächelte.

Knappstein sah German tief in die lachenden Augen. Er verstand. Da flog auch über sein Gesicht ein verschmitztes Lächeln. Er hob sein Glas, das mit frischem Bier gefüllt war, stieß mit German an und sagte: „Na, mag's euch allen gut gehen! Und wenn ihr euren Teil hereinkriegt, so vergeßt das Heidylämmle nicht."

„Prosit!" sagte German, und sie stießen zu dritt an.

* * *

Breite Schneeflocken fielen langsam und weich vom Himmel. Zaghaft legten sie sich auf das unbarmherzige Großpflaster, auf dem sie sofort in Schmutz vergingen.

Mit hochgeschlagenen Rockkragen schritt German durch die Straßen, in denen die Menschen mißvergnügt wegen des naßkalten Wetters zu ihrem Geschäft hasteten. Keiner von diesen Passanten schien daran zu denken, daß dieser emsig bewegte unfreundliche Nachmittag übergehen sollte in den Christabend.

Der Flockenfall ward heftiger und die Straßen gewannen für German ein bildhaftes Aussehen, da das Auge nicht ruhig die Eindrücke aufnehmen konnte. Die Bewegungen der Menschen, der Wagen, der Pferde erschienen ihm ruckartig und unvermittelt, da die fallenden Flocken das ruhige Schauen beständig beirrten.

So wanderte er in einem unwirklichen Gefühl dahin. Es war ihm, als spüre er nicht mehr die harten, breiten Trottoirfliesen unter seinen Füßen, sondern als wandle er auf weißen Nebeln.

Wie ein Traumbild tauchte endlich das altersgraue Haus in der Königstraße auf, das das Ziel seiner Wanderung bildete.

Als er die dunkle, enge Treppe aus einer verschollenen Zeit hinaufstieg und in den Warteraum Pfalzburgers trat, war ihm zumute, als wäre ein Stück seines Lebens ausgeschaltet. Der Duft von nassen Kleidern, schlechter Lüftung und ungewaschenen Menschen quoll ihm entgegen.

Die fächerförmig brennenden, drei offenen Gasflammen gaben einen leisen, schwermütig klingenden Sington von sich.

Nichts hatte sich in diesem Raume verändert. Ebenso alt und bräunlich wie vordem war die Tapete geblieben. Sie zeigte in Sockelhöhe noch immer den grün-schwarzen Ton, der durch das Reiben und Dagegenlehnen von den tausend Rücken derer, die da warten mußten und standen, hervorgerufen war.

Unverändert wie damals, als German zum ersten Male diesen Raum mit Minna Meister betrat, stand unter den Gasflammen der runde, verbeulte Kirschbaumtisch, der auf einer Säule mit drei Beinen ruhte. Unbenützt wie da-

mals prangte die Wasserkaraffe mit den zwei schmutzigen Gläsern auf dem alten Möbel, und die drei vergrämten hölzernen Bureaustühle, von denen jede Politur gewichen war, trauerten nach wie vor über vergangene Zeiten.

Auf den Bänken aber, die rings um das Zimmer liefen, saßen schattenhaft und dunkel Menschen, deren Gesichter unwirklich und deren Augen dunkel erschienen.

Wie Schatten aus der anderen Welt erschienen German diese bejammernswürdigen Gestalten der ewig engagementslosen Schauspieler und Schauspielerinnen, die ihre Köpfe vorstreckten und mit gierigen Augen den elegant gekleideten Eindringling betrachteten.

Vor dem Fenster standen zwei dunkle Gestalten, deren Köpfe beim Eintritt Germans zusammenfuhren. Zögernd und langsam bewegten sie sich auf ihn zu.

Als sie in den gelben Lichtkreis der drei fächerförmig brennenden Gasflammen traten, sah German, daß der eine blond und knochig war und ein von Pockennarben zerrissenes Gesicht hatte. Mit seiner langen, blassen Hand fuhr er sich in einer nervösen Bewegung ans linke Ohr, seine ausdruckslosen Augen starrten German voller Bewunderung an.

Der andere, der sich dicht an die linke Seite des Blonden drückte, war ein kleiner Geselle mit kurzgeschorenen Haaren, die an einen Pferdestriegel erinnerten. Die Kleider, die viel zu weit waren, schlotterten um seine Glieder, und auf seinen Lippen stand ein eingefrorenes Lächeln.

Als die beiden drei Schritte von German entfernt waren, begannen sie unsicher zu werden. Sie sahen sich verlegen von der Seite an, stockten und zauderten.

German bemerkte ihre Scheu. Sein unbewegliches Gesicht nahm einen liebenswürdigen Ausdruck an. Er streckte

seine Hand aus, auf die die beiden gierig losschossen, um sie überschwenglich zu schütteln.

German genoß diesen kleinen Triumph. Er trat mit den beiden erregt auf ihn Einsprechenden in die bläuliche Dämmerung der Fensternische, ließ einen Schwall von Gratulationen über seine große Stellung in Berlin, über sein Ansehen und seine guten Kritiken über sich ergehen und fragte dann kurz und knapp, wie es den beiden in Nürnberg ergangen wäre.

Sie erzählten, indem sie sich wechselseitig unterbrachen: Ganz gut, aber ob er denn nicht wisse, daß Brunner das Theater aufgehoben habe. Es wäre das Gescheiteste für ihn gewesen; denn nachdem die Bachhusen die große Erbschaft gemacht hätte, hätte es doch gar keinen Zweck mehr für ihn gehabt, Direktor zu sein. Oh, dieser Brunner wäre schlau! Er hätte der Bachhusen zu Gefallen nur noch neues Repertoir gespielt und am Ende der Saison, die kein einziges Kassenstück gebracht hatte, wäre er mit ihr zum Standesamt gegangen. Oh, das wäre ein Fuchs. Und jetzt täte er das Gescheiteste, was er machen könne, er reiste mit der Bachhusen als Impresario.

German nickte: „Ich weiß, sie hat große Erfolge gehabt."

„Ja," rief Sendburg, „jetzt hält sie die Sache für reif. Sie will nach Berlin ans Friedrichtheater."

„Ja," meinte Finsterberg, „wenn man Geld hat, dann ist es leicht, Schauspieler zu sein."

„Wo befindet sich denn die Bachhusen und Brunner momentan?" fragte German, den die Erinnerung an die alten Zeiten gewaltsam überkam und der in dieser Frage eine Ausflucht vor seiner eigenen Rührung suchte.

„Die Bachhusen ist doch etwas brustleidend," sagte Fin-

sterberg. „Wenigstens hat mir mal der Theaterarzt eine Andeutung gemacht, daß daher der wundervolle, sphärische Ton käme, wenn sie Verse spricht. Augenblicklich erholt sie sich seit dem September in Nizza."

„Ja," bestätigte Sendburg, „sie will sich stärken, denn wie ich gehört habe, wird sie schon im März hier auftreten."

„So, sie wird im März hier auftreten!" sagte German kurz. Er senkte den Kopf und starrte auf seine Stiefelspitzen.

„Sie ist mit der Hirrich zusammen," sagte Sendburg.

„Mit der Hirrich?" fragte German erstaunt.

„Ja freilich, die sind dicke Freundinnen," bestätigte Finsterberg. „Haben Sie denn das nicht gehört? Die Hirrich hat doch damals einen gesunden Buben gekriegt von dem ehrwürdigen Friedrich Schäfer, mit dem sie immer herumgezogen ist."

Sendburg fügte lachend ein: „Natürlich stritt der Biedermann alles ab und behauptete von der Hirrich, er hätte eine Schlange an seinem Busen genährt. Aber immerhin, er konnte sich nicht ganz davon drücken. Endlich griff die Bachhusen ein und nahm sich des Kindes an. Sie läßt es auf ihre Kosten erziehen und tut für die Hirrich, die nach ihrer Entbindung leidend geworden ist, sehr viel."

Eine lange Pause trat ein.

Endlich begann Finsterberg: „Hören Sie, Kollege —" dann stockte er.

German sah auf. Das erfrorene Lächeln auf Finsterbergs Lippen breitete sich zu einer grotesken Grimasse aus, er schluckte an einem dicken, imaginären Kloß, der ihm in der Gurgel saß, brachte aber kein Wort weiter heraus.

„Sie müssen wissen, Kollege," begann Sendburg — dann aber stockte auch der lange, blonde und fuhr sich wieder mit seiner Hand an das linke Ohr.

German verstand.

Er griff in die Tasche. Finsterbergs Gesicht zuckte noch heftiger. Aber er brachte das Wort nicht heraus. Endlich sagte Sendburg mit einer ganz leisen, schamhaften Stimme: „Sie müssen wissen, Herr German, wir haben seit drei Tagen nichts Ordentliches gegessen."

German hatte sein Portemonnaie in der Tasche geöffnet. Er griff in das mittlere Fach, holte vier Zwanzigmarkstücke heraus und gab jedem der beiden zwei Doppelkronen.

Sie waren starr, denn sie mochten so viel nicht erwartet haben.

German schnitt jeden Dank ab und sagte: „Solltet ihr bis Mitte Februar nichts gefunden haben, so schreibt an Philippsohn, Bellealliancestraße Nr. 3, und meldet euch für unser Unternehmen mit der Begründung, ihr wäret von mir empfohlen."

„Was ist das für ein Unternehmen?" fragten Sendburg und Finsterberg gleichzeitig.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür zum Bureau des Agenten und eine scharfe Stimme rief:

„Ist Herr German schon hier?"

German wandte sich um und sah in dem Türrahmen einen Kopf, dessen braungelbe Haut aus der Wandtapete des Wartezimmers geschnitten zu sein schien. Kleine stechende Augen, die in dem faltigen Gesichte hausten, durchspähten das Wartezimmer und die schwarzen Haarbüschel, die rechts und links hinter den Ohren standen, bewegten sich wie Fühler neben der kahlen Stirn.

German ging auf diesen kleinen, beweglichen Herrn in Gehrock und braunen Beinkleidern zu.

Der kleine Mann legte vertraulich den ganzen Arm auf Germans Rücken, schob ihn in das Bureau hinein und nahm auf seinem Arbeitssessel Platz, während er German zum Sitzen auf einen der drei amerikanischen Holzstühle einlud. Unverändert war dieses Bureau geblieben mit seinen Sitzen, dem Arbeitstisch Pfalzburgers und den alten Aktenschränken.

Souverän wurde der Raum durch das braungelbe Haupt des Agenten beherrscht, der in seinem Sessel am Arbeitstisch wie ein phantastisches Götzenbild kauerte.

„Nun, sehen wir uns einmal wieder, Herr German," sagte Pfalzburger mit schneidender Stimme. „Herr Justizrat Süßkind hat schon mit mir telephoniert. Also, entwickeln Sie mir die Sache, schnell und knapp. Viel Zeit habe ich nicht. Was ist? Was wollen Sie und was geben Sie?"

German machte eine längere Pause. Er ließ seine ruhigen grauen Augen auf Pfalzburger wirken, knöpfte langsam die vier Knöpfe seines Ueberrockes auf, griff ebenso langsam in seine Rocktasche, zog seine Zigarrentasche heraus, bot Pfalzburger an, der ablehnte und schnitt sich ruhig die Spitze einer Zigarre ab. Dann griff er zu einem großen, silbernen mit Monogramm verzierten Feuerzeug, das mit lautem Knacken Feuer gab.

Pfalzburger hatte sich in seinen Sessel zurückgelegt und sah dem Beginnen Germans mit funkelnden Augen zu.

„Muß 'ne große Sache sein, daß Se sich eine so große Zigarre anzünden, Bernstein — pardon, Herr German."

„Es handelt sich um eine Theatergründung, wie Ihnen wohl schon Herr Justizrat Süßkind angedeutet hat."

„Theatergründung? Und wovon gründen Sie?"

German entwickelte mit klaren Worten seinen Plan.

Pfalzburger hörte alles ruhig mit an, und als German fertig war, sagte er: „Hm, dann ist der Leiter des Unternehmens Hauser. Warum kommt Hauser nicht zu mir?"

„Ganz einfach," erwiderte German, „weil Hauser nur mit dem rein Künstlerischen zu tun haben will. Das Geschäftliche wird von Herrn Philippsohn und mir gemacht."

„Philippsohn?" fragte Pfalzburger. „Das ist der gerissene Kerl, den Sie damals mit auf der Tournee hatten. Gute Akquisition. Nun, was denken Sie sich? Sie verlangen von mir, ich soll meinen alten Geschäftsfreund Rotenberg dadurch schädigen, daß ich einen Druck auf ihn ausübe, die Mitglieder, die er mit meiner Vermittlung bekommen hat, für die Abende kostenlos freizugeben? Was habe ich davon?"

„Herr Pfalzburger," sagte German, „ich erkläre Ihnen, daß Rotenbergs Zeit um ist. Nicht jetzt, aber in vier oder fünf Jahren. Rotenberg war ein guter Direktor in dieser naturalistischen Uebergangsepoche, aber das, was die Zeit will, begreift er nicht. Wir wollen das moderne Drama pflegen! Aber wir wollen auch auf die Klassiker zurückgehen und wieder einmal zeigen, was Schauspielkunst ist. Es werden andere Theater entstehen, Theater mit viel mehr Personal, wie Herr Rotenberg hat, und Sie können sich denken, daß aus Theatern mit viel mehr Personal für den betreffenden Agenten auch bedeutendere Provisionen herausspringen.

Außerdem würden wir Ihnen, wenn Sie uns bei diesen

Engagementsfragen zur Seite stehen, eine Extraprovision in einer Beteiligung am Reingewinn geben, die sich natürlich in vernünftigen Grenzen halten muß. Denn Rotenbergs überspannte Forderung können wir nicht annehmen, das sehen Sie als kluger Geschäftsmann selbst ein. Aber die an sich sehr aussichtsreichen Prozesse, die wir mit ihm haben würden, wollen wir dem jungen Unternehmen nicht an den Hals hängen. In anderthalb Jahren sind wir ja ohnedies frei. Also, Sie fragen mich, was ich zu geben hätte:

Erstens eine Beteiligung an diesem Geschäft mit sicherem Nutzen, während Sie, wenn Sie mit Rotenberg zusammenarbeiten, keinen Pfennig bekommen werden, da ja das ein Privatgeschäft Rotenbergs sein würde.

Zweitens haben Sie die Aussicht, für das wachsende Theater sämtliche Engagements zu vermitteln und Sie wissen, daß das eine schönes Jahresrente ausmachen kann."

Um Pfalzburgers Gesicht zuckte es: „Hat 'n Köppchen, hat 'n Köppchen!" rief er, „na, ich hab' es schon damals gesagt, als Sie noch Bernstein hießen und zum erstenmal hier waren, Herr German."

„Also, kann ich auf Ihren Beistand rechnen?" fragte der junge Schauspieler, der sich durch die Anspielung auf die vergangene Zeit nicht erschüttern ließ.

Pfalzburger stand auf. Langsam und ruhig schritt er durch den Raum. Dann trat er hart neben German, legte seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes und sagte:

„Ich will Ihnen was sagen, Sie gefallen mir! Prinzipiell habe ich nichts gegen Ihr Unternehmen, aber ich sage Ihnen nun etwas anderes: Ich bin ein alter Ge-

schäftsmann. Ich bin nicht so unklug, sofort ja zu sagen. Ich warte immer mindestens vierundzwanzig Stunden. So. Alles übrige werden Sie von Justizrat Süßkind erfahren. Guten Abend."

German trat mit ruhiger Miene aus dem Zimmer des Agenten in das Wartezimmer, das einsam und traurig wie zuvor dalag. Alle Köpfe hoben sich grell aus dem Dunkel und sanken wieder herab, da sie German gewahrten.

Als er zur Tür schritt, prallte er mit einem schwerfälligen Mann und einer kugelförmigen Dame in Trauer zusammen.

Die beiden traten einen kleinen Schritt zurück, die Dicke breitete ihre beiden kurzen Arme aus und rief:

„Ist es denn wahr, ist es denn wahr, das junge Genie, das junge Genie! Oh, wie ich mich freue, wie ich mich freue!"

„Wirklich, Herr German, ich freue mich, daß wir Sie so plötzlich wiedersehen," sagte der schwerfällige Herr, der seinen abgetragenen steifen Hut lüftete und nun ein weichliches Clowngesicht mit grauen, kurzgeschorenen Haaren zeigte.

„Fräulein Karoline Mayer!" rief German überrascht, „und Braun!"

„Bitte, Karolina," verbesserte die komische Alte, „wenn ich auch nicht mehr Anspruch mache, aktiv im Bühnenleben mitzuwirken, so will ich mir auch meinen Namen, den ich mir in Ehren erworben habe, wahren."

German schaute den Spieler der Väter und Ehemänner fragend an.

Braun erklärte: „Sie sehen uns beide im Begriff, in das Außenfach überzutreten. Fräulein Mayer gedenkt

Garderobiere zu werden, und ich sehe mich nach einem Posten als Faktotum im Theater um. Ich habe versucht, als Kellner aufzutreten, aber es geht nicht. Wissen Sie, Herr German, wenn man die Kunst einmal liebt, kommt man nie von ihr los."

* *
*

Dank der Energie, die German entfaltete, ward das Unternehmen der Thespiskärner bis Neujahr gesichert.

Süßkind setzte die Verträge mit der Medizinalrätin auf, und die Schwierigkeiten mit Rotenberg wurden durch einen Besuch Pfalzburgers behoben. Der Direktor des Dorotheentheaters gab nach mit der Begründung, er wolle dem Glücke seiner Mitglieder nicht im Wege stehen.

Nun begann Philippsohns Tätigkeit. Unermüdlich lief er hierhin und dorthin, verhandelte mit Bau- und Dekorationsfirmen, sicherte sich das Hinterhaus und war so unermüdlich, daß bereits Mitte Februar den Berlinern verkündet werden konnte, im nächsten Monat würde ein neues Kabarett und Parodietheater sich in der Friedrichstraße in guter Lage auftun, um während der Nachtstunden, während halb 11 und 1 Uhr nach dem Schluß der anderen Theater das vergnügungsfreudige Publikum zu unterhalten.

Als der künstlerische Leiter des Unternehmens, dem man Vertrauen schenken könne, wurde Hauser genannt. Es wurde angedeutet, daß mehrere der beliebten Darsteller des Dorotheentheaters dem Unternehmen ihre künstlerische Kraft leihen würden, dies könne dank des liebenswürdigen Entgegenkommens des kunstfreudigen Herrn Direktors Rotenberg geschehen.

Das Geld sei, wie ein besonders unterrichtetes Blatt

berichtete, von einer in Theaterkreisen bekannten Mäcenin in der liberalsten Weise zur Verfügung gestellt worden. Berlin könne sich freuen, ein so eigenartiges, neues Unternehmen begrüßen zu können, das dem bekannten Nachtleben einen eigenartigen Reiz verleihen würde.

German mußte erleben, was so mancher Mensch erlebt, der ein Unternehmen fördert. Er, der eigentlich Treibende und Wirkende, blieb im Dunkel.

Hauser trat in den Vordergrund. Er ließ sich interviewen. Seine Art, programmatisch mit großen Gesten zu reden, machte auf die Reporter den denkbar günstigsten Eindruck. Wenn er ins Café Monopol trat, war er bald von einer Rotte jüngerer Literaten umgeben, denen er Aufführung aller ihrer Werke versprach. Dafür hörten sie ihm stundenlang zu, wenn er von Shakespeare-Inszenierungen redete oder von Entwicklung der Schauspielkunst.

German sah dies alles mit einer sarkastischen Ueberlegenheit an. Er hatte jetzt die Gewohnheit, mit den Lippen ein wenig in den Mundwinkeln zu rollen, um ein aufsteigendes Lächeln zu unterdrücken. Aber die vielen Worte Hausers schienen ihm für das Unternehmen selbst nicht günstig, und so machte er eines Tages Minna Meister einige sanfte Vorstellungen darüber, daß Hauser doch die Idee der Thespiskärner nicht so billig unter die Leute bringen sollte.

Aber Minna wies ihre Vermittlung bei Hauser ab. Sie behauptete, sie habe keinen so großen Einfluß auf ihn, auch wäre ihr dies Kabarettunternehmen herzlich gleichgültig. Es schien German, als ob sich das Band zwischen diesen beiden Menschen lockere.

Selbst im engeren Kreise der Freunde, bei den abendlichen Zusammenkünften im Keller des Hofbierverlegers

Klänge, fand German nicht die Anerkennung, die er erhofft hatte. Diese Phantasten schlugen seine Jagd nach Geld, seinen Eifer um das Unternehmen während der letzten vier Wochen nicht besonders hoch an. Sie waren zu sehr in ihre künstlerischen Pläne vertieft. Ein jeder hatte sich ein Repertoir zurechtgelegt, das mindestens fünf Jahre des Unternehmens völlig ausfüllen konnte.

Die beiden einzigen, die ihm Gerechtigkeit zuteil werden ließen, waren Philippsohn, der beständig mit Hauser über die Höhe der Anschaffungskosten für Dekorationen aneinandergeriet, und Fräulein Christine Berndt. Kraft ihres natürlichen, weiblichen Realitätssinnes erkannte sie ehrlich an, was German geleistet hatte, um in die Tat umzusetzen, was die andern nur gedacht und geplant hatten.

Als die Thespiskärner eines Nachts wie gewöhnlich um 3 Uhr ihren Keller verließen, blieb das junge Mädchen mit German absichtlich hinter den anderen, die lebhaft debattierend die breite Straße zum Schlosse hinaufschritten, zurück und sagte ihm, sie empfände es als Ungerechtigkeit, daß German so zurückgedrängt würde.

German schritt mit ruhigem Gesicht neben Christine her. Er fühlte, daß ihre Augen auf ihm ruhten, wenn sie eine Straßenlaterne passierten, aber er wartete drei Straßenlaternen ab, um ihr endlich zu sagen:

„Hör' mal, Berndt! Ich weiß nicht, warum ich mich irgendwie verletzt fühlen soll? Wir Thespiskärner sind doch Freunde und leben für unsere Ideen, die uns gemeinsam gehören. Warum sollte ich nicht das tun, was jeder andere von uns getan hätte!"

Aufgeregt antwortete Fräulein Berndt: „Das ärgert mich, daß Sie ein so anständiger Mensch sind und das für

selbstverständlich halten, während es doch gar nicht selbstverständlich ist. Keiner von den andern hätte das getan, was Sie getan haben. Es sind gute Schauspieler und Künstler, aber es sind doch alle Phantasten, während Sie wirklich etwas durchsetzen können, wenn Sie es wollen!"

Diese Worte taten German unendlich wohl. Aber er wollte diese günstige Stimmung des Mädchens festhalten. Ihre Frische und Unberührtheit, die sie sich inmitten des bunten Bühnenlebens erhalten hatte, reizten ihn. Er spürte, daß sie trotz ihrer großen schauspielerischen Fähigkeiten einer anderen Welt angehörte als er selbst. Diese Welt, die er in dem Bruder verkörpert sah, lockte ihn.

Niemals hatte er ein inneres Verhältnis zu dem in sich gekehrten, grüblerischen Berndt gefunden. Doch gemäß seiner zähen Natur hatte er auf seine Stunde gewartet. Er spürte, daß jetzt die Gelegenheit da war, dieses Mädchen zu gewinnen und durch dieses Mädchen vielleicht den Bruder, der ihm mindestens ebenso wertvoll erschien wie Christine.

Darum bezwang er sich, unterdrückte all die Bitternis und die Verärgerung über das Uebergangenwerden in den letzten Wochen und blieb in der Rolle des uneigennützigen Kameraden.

Fräulein Berndt sagte: „Ich habe die letzten Abende aufmerksam verfolgt. Die einzigen vernünftigen Vorschläge, die gemacht wurden, haben Sie gemacht. Aber Hauser hat alles, was Sie vorschlugen, geflissentlich überhört. Er ist eifersüchtig auf Sie."

„Ach, das ist eine momentane Regung bei Hauser!"

„Nein," erwiderte Fräulein Berndt, „Sie irren sich. Ein Groll aus verletzter Eitelkeit bleibt in den Menschen zurück, auch wenn Sie es selbst nicht wahr haben wollen!

Außer Cantor vielleicht stehen alle gegen Sie zusammen, wenn Sie etwas sagen, so selten das auch geschieht."

German wußte genau, daß Fräulein Berndt richtig beobachtet hatte, aber er hütete sich, das zuzugestehen. Er beruhigte sie und sagte, seine Vorschläge wären vielleicht im Augenblick nicht die richtigen gewesen. Die anderen seien ja erfahrener als er, denn er sei der Jüngste und müsse sich also zurückhalten. Allmählich brachte er die Rede auf den Bruder Christines. Es war von ihm nicht unklug, daß er von diesem Bruder mit der höchsten Bewunderung sprach, da sich die Geschwister innig liebten.

Als sie sich beide später am Lustgarten trennten, da German zu seiner Wohnung abbog, die sich in einem alten Hause am Kupfergraben befand, drückte sie ihm kräftig die Hand und sah ihn mit einem Blicke an, der ihm sagte, daß seine ganze Art ihr gefiele.

* *

*

Am 25. März wurde das Thespistheater mit einem buntscheckigen Programm eröffnet.

Zuerst ward ein kleiner, witziger Einakter eines bekannten grotesken Franzosen aufgeführt, der die Leute zu stürmischer Heiterkeit hinriß, weil sie Hauser in der tragikomischen Rolle eines angeführten Polizeisergeanten sahen und Minna Meister als Frau eines Concierge. Was aber alles danach kam, machte, trotzdem die einzelnen Nummern gut waren, den Eindruck des Planlosen und Ueberstürzten. Kleine Umstände trugen dazu bei, den Eindruck des Abends zu schwächen.

Der Saal war gemäß dem halben Varietéprogramm zur Hälfte mit gedeckten Tischen und runden Samt-

fauteuils ausgerüstet, während sich in der zweiten Hälfte regelrechte Parkettreihen befanden. Vor jedem Platz war in der Rücklehne der vorderen Reihe ein Brettchen für Speisen und ein Drahtgeflecht für Biergläser angebracht.

Der Raum selbst war mit großem Geschmack in Weiß und Gold gehalten, aber diese Einfachheit paßte nicht zu dem Publikum, paßte noch weniger zu den bunten Vorgängen auf der Bühne.

In ihrem Eifer, recht stark zu sein, waren die Thespiskärner vor den grellsten Gegensätzen nicht zurückgeschreckt. Nach dem literarisch feinen Einakter, der die Kritik fesselte, trat Ruge auf, der verschiedene Berliner Schauspielergrößen karikierte.

Es war geistige Verwandlungsakrobatik, so wenigstens nannte eine Zeitung am nächsten Tage diese Nummer und bedauerte, daß ein so sympathischer Künstler wie Ruge sich zu solchen Parodistereien hergebe.

Es folgte ein Tanzreigen von fünf in Weiß und Silber gekleideten Mädchen, die Berndt abwechselnd, je nach der Musik, vor einen tiefschwarzen und tiefroten Vorhang stellte. Aber die Musik war langweilig und schläferte ein. Die Mädchen interessierten nicht allzusehr, da sie nicht genug entkleidet waren.

Ein stark beschwipster Herr im Frack rief aus der zweiten Tischreihe zur Bühne hinauf: „Laßt doch die armen Dinger nach Hause jehen, die pipen ja schon vor Müdigkeit!"

Reuter rettete am Schluß wenigstens den äußeren Erfolg des Abends.

Der Liebling des Publikums trat in einer kleinen Biedermeierszene auf, in der ihm von einem Varietélauten-

künstler eine Lautenstunde gegeben wurde. Jeden Griff unterbrach Reuter damit, daß er von seiner Herzallerliebsten erzählte, der Dame, die er anbete, wegen der er Lautenstunden nähme, und die schauspielerische Kraft und die Liebenswürdigkeit Reuters waren so groß, daß das Publikum ihm zum Schluß eine Ovation bereitete.

An diesem Abend gingen die Thespiskärner nach einer kurzen Besprechung im Theater sang- und klanglos auseinander.

Philippsohn, der voller Aufregung über den mißlungenen Abend war, begleitete German zu seiner Wohnung am Kupfergraben.

Trotz der späten Nachtstunde um 2 Uhr kam ihnen aus einem der hinteren Räume im Korridor eine schlanke, weibliche Gestalt entgegen, die erschreckt stutzte, als sie einen zweiten Herrn neben German bemerkte.

German sagte ruhig: „Guten Abend, Fräulein Marie! Das ist sehr nett, daß Sie noch auf sind, haben Sie vielleicht noch zufällig einige Flaschen Bier da?"

„Ich will gleich nachsehen," sagte das Mädchen und verschwand, während die beiden Herren in das Wohnzimmer traten.

Während German im Dunkel die Gashängelampe anzündete, fragte Philippsohn lachend: „Wer ist denn das holde Wesen?"

Mit einem Puff und einer blauen Flamme, die aus dem Zylinder schlug, entzündete sich die Gaslampe, und German antwortete sachlich: „Die Tochter meiner Hauswirtin." Da er aber Philippsohns bewundernde Blicke sah, konnte er sich nicht enthalten, hinzuzufügen:

„Sie ist ganz zahm, wie Sie sehen."

Philippsohn war in diesem Zimmer, das German seit

einem halben Jahre bewohnte, noch nicht gewesen. Neugierig sah er sich um. Gute, solide bürgerliche Möbel aus Nußbaumholz bildeten die Einrichtung. Das Sofa war mit rotem Rips überzogen. An den Wänden hingen Bilder nach Thumann und Sichel. Eine persönliche Note hatte dieses Zimmer durch German erhalten, der alte Waffen und ein paar orientalische Teppiche und bunte Seidentücher an die Wand gehängt hatte.

Das Mädchen kam nach einigen Minuten mit vier Flaschen Bier und ein paar mit Schinken belegten Butterschnitten herein und fragte German, ob er noch etwas wünsche.

Philippsohn bemerkte, daß der junge Schauspieler mit dem Kopfe schüttelte, aber leicht mit dem linken Auge zwinkerte. Darauf reichte das Mädchen, eine volle aber schlanke Brünette, den beiden Herren die Hand und ging.

Philippsohn sah der in weißer Bluse und schwarzem Rock gekleideten Gestalt nach und sagte: „Sie sind doch mit einer Glückshaube geboren."

Aber German ließ sich auf keinerlei Erörterungen ein, er sagte mit ernster Miene: „So, Philippsohn, jetzt heißt es handeln. Sie als Geschäftsvertreter müssen morgen verlangen, daß sofort ein neues Programm aufgestellt wird und daß wir uns die Erfahrungen des heutigen Abends zunutze machen müssen.

Ich habe unten im Parkett herumgehorcht. Mit dem Material, das wir haben, müßten wir einen großen Erfolg erzielen. Aber wir dürfen keine ernsten Sachen bringen und keine Aesthetik. Das Publikum will in so später Stunde unterhalten sein, will Witz und Satire hören. Für die Schnoddrigkeit der Berliner muß etwas her. Sie waren doch selbst mit in Varietés, Philippsohn. Sie wis-

sen schon Bescheid. Couplets brauchen wir, die einschlagen!

Bleiben kann von dem heutigen Programm nur der französische Einakter und Reuters Nummer. Alles andere muß fort. In drei Tagen muß ein neues Programm aufgestellt sein."

Philippsohn dachte nach und sagte dann: „Das hieße für Hauser eingestehen, daß er gleich am ersten Abend nicht alles richtig angepackt hätte. Das tut er nie und nimmer."

„Dann haben wir eben leere Häuser."

Zwei Stunden überlegten die beiden hin und her, und als German endlich Philippsohn entließ, hatte er ihm eingeimpft, was er für richtig hielt.

Aber es kam so, wie Philippsohn vorhergesehen hatte. Hauser wollte nicht zugeben, daß das Programm schlecht sei. Er berief sich auf die Kritiken, die viel günstiger ausgefallen waren, als man hätte glauben sollen, und das Theaterchen schleppte sich mit fast leeren Häusern hin.

Eine Auffrischung fand zufällig nach zehn Tagen statt, als Centa Olivier, Brunner und Sanders von einem anderen Kabarett mit einem Krach abgingen.

Frau Centa Olivier machte Hauser einen Besuch und kreierte am Montag darauf bereits ihre neue Nummer, die zu einem Schlager ward. Sie trug einen schwarzen Trikot, rote Schnürstiefel, die bis zu den Knien reichten, rote Fechthandschuhe und einen roten Federhut, und dazu einen grünen Schirm mit gewaltigen Spitzen, während Sanders in weiten Reithosen, gelben Stulpenstiefeln, schwarzem Frack, Zylinder und weißen Handschuhen und Reitpeitsche auftrat. Beide tanzten und sangen eini-

ge frivole Walzercouplets, die dem lebemännischen Publikum außerordentlich wohl gefielen.

Die Kritik machte gegen diese Nummer sofort energisch Front. Aber das Haus füllte sich. Hauser wehrte damit alle Einwände, die ihm von Ruge, Reuter, German und Minna Meister gemacht wurden, ab.

Unter den Thespiskärnern brach Uneinigkeit aus. Das doppelte Auftreten am Abend und in später Nachtstunde machte sie nervöser, als sie sich vorgestellt hatten. Zudem herrschten in dem kleinen Theater in der Friedrichstraße chaotische Zustände, weil sich ein jeder das gleiche Recht wie der andere anmaßte. Nach Verlauf eines Monats geschah es, daß Sanders gegen Hauser handgreiflich wurde und ein Skandal nur durch das Zwischentreten Reuters mit Mühe unterdrückt wurde.

Es war ein offenes Geheimnis, daß Frau Centa Olivier neben Sanders, der sie nicht losließ, einen mehr als heftigen Flirt mit Hauser angefangen hatte.

Minna Meister wurde im Kreise der Thespiskärner nicht mehr gesehen. Sie trat an der kleinen Bühne nicht weiter auf und zog sich von jedem Verkehr mit ihren alten Freunden zurück.

So waren die Zustände im Anfang Juni höchst unerquicklich geworden, als eines Abends Hauser erklärte, er hätte einen Antrag an die Burg erhalten und stelle darum seinen Direktionsposten den Thespiskärnern zur Verfügung.

Es wurde eine Sitzung einberufen, in der sich alle wild durcheinander äußerten. Sie waren ratlos. Hauser sollte einen neuen Spielleiter vorschlagen. Er bezeichnete Reuter als geeignet, der aber lehnte mit der Behauptung ab, er könne die Verantwortung nicht übernehmen."

Die Sitzung drohte resultatlos zu verlaufen. Da stand Philippsohn auf und erklärte, nach einer Rücksprache mit den Vertretern des Kapitals und dem Syndikus, Justizrat Süßkind, hätte er den Herren die Mitteilung zu machen, daß die Geldgeber zum Spielleiter Herrn Ernst German verlangten. Wenn ihrem Willen nicht gefolgt würde, so würden die Geldgeber von ihrem Kapitalkündigungsrecht Gebrauch machen, und weiteres Geld für das Unternehmen sei nicht zu erwarten.

Feindselig starrten die Thespiskärner German an.

Der Schlag war überraschend gekommen. Keiner hatte daran gedacht, daß sich in dem konstituierenden Vertrag ein Paragraph befand, der das Recht der Wahl eines anderen Spielleiters durch die Kapitalisten nach dem Ausscheiden Hausers für den Fall einer Uneinigkeit vorgesehen hatte.

Die meisten riefen: „Wir machen nicht mehr mit."

Da ergriff German das Wort und sagte: „Ich habe die Absicht, unser ursprüngliches Programm zu verwirklichen. Für diesen Fall steht mir weiteres Kapital zu Gebot. Ich gedenke bis zur nächsten Saison aus dem Thespistempel ein reguläres Theater zu machen, in dem Stücke in unserem Sinne gespielt werden."

Unter den Freunden brach Gelächter aus. Ohne sich weiter zu einigen, gingen sie auseinander.

So ergriff German die Zügel des Unternehmens, ohne sich vorerst noch auf dem Zettel Direktor zu nennen.

Er reinigte das Programm und führte das Unternehmen als Kabarett den ganzen Sommer hindurch.

Zäh arbeitete er daran, mit Hilfe Pfalzburgers

von Rotenberg loszukommen und die Konzession für eine reguläre Bühne zu erhalten.

* *
*

German saß auf einem primitiven, amerikanischen Holzstuhl vor einem mit grüner Decke behangenen, einfachen Fichtentisch in dem kleinen weißgetünchten Raum, der stolz „direktoriales Bureau" hieß. Ein schiefes aus den Fugen geratenes Regal, das mit Manuskripten und Büchern angefüllt war, ein wackeliger, billig gekaufter Aktenschrank und noch zwei andere Holzstühle bildeten neben dem Tischtelephon das Mobiliar des etwa sechs Meter messenden Zimmerchens, an dessen Wänden als Schmuck einige hübsche Plakate Berndts hingen.

Ein grüner Vorhang schloß den Raum vom Vorzimmer ab, aus dem das Klappern der Schreibmaschine hereintönte.

Schwere Tritte und dumpfe Hammerschläge ließen sich in kleinen Pausen hören. Sie kamen von den Bauarbeitern, die Einbauten machen mußten, um den Wünschen der Feuerwehrpolizei nachzukommen.

German rauchte eine große Zigarre und blickte müde von den Haufen von Briefen und Rechnungen hinüber auf die Stöße von eingesandten Büchern und Manuskripten, mit denen ihn die hoffnungsvolle junge Literatur beglückte.

Zu Stapeln von zwanzig und dreißig Stück, wie sie am Tage einliefen, waren sie längs der Wände auf den Fußboden hingelegt.

German hatte fast alles erreicht, was er sich vorgesetzt hatte, und hoffte im September seine Bühne als reguläres Theater eröffnen zu können. Er war von allen Thes-

piskärnern im Stich gelassen außer von Cantor, den aber Rotenberg nicht aus seinem Vertrag entließ. Als sich German an Minna Meister wandte, die nach ihrer Trennung von Hauser ihre Ferien in ihrer mecklenburgischen Heimat verlebte und sie bat, in seinem Theater als Protagonistin aufzutreten, hatte Minna kurz geantwortet:

„Lieber kleiner Erwin! Es wäre doch lächerlich, wenn ich unter Deiner Direktion auftreten würde. Findest Du nicht auch? In Freundschaft, immer Deine Meister."

Diese Absage war der härteste Schlag gewesen, den er empfangen. Er hatte fest darauf gehofft, daß die Meister ihn nicht im Stich lassen würde, zumal er ihr eine sehr hohe Gage bot. Er wußte, er würde einen sicheren Erfolg haben, wenn er die Meister in ein paar bestimmten Rollen auftreten ließ.

Diese Hoffnung war durch den kurzen Brief durchkreuzt. Schwerer aber noch wog für ihn die menschliche Nichtachtung, die er aus dem Briefe las. Sollte er in den Augen dieser Frau immer der kleine, halbverhungerte Schauspieler bleiben, der er vor vier Jahren war! Diese Vorstellung stachelte ihn wie ein Sporn. War schon der Trotz gegen die Thespiskärner groß, denen er zeigen wollte, was er auf die Beine stellen könne, so war die Begierde in ihm noch größer, der Meister einmal zu imponieren, sie künstlerisch zu nötigen, in ein von ihm geleitetes Ensemble einzutreten.

Doch im Augenblick litt er unter seiner Ohnmacht. Er verfügte nicht über die genügenden Kräfte, eine innerliche, moderne Dichtung auf der Bühne zu verwirklichen. Ueberall wurde ihm mit Mißtrauen begegnet. Als der Leiter eines halbverkrachten Kabaretts wurde er von den bedeutenderen Schauspielern nicht ernst genommen.

Sein Blick irrte von Zeit zu Zeit auf die kleine Kalenderuhr, die ein Jahr lief und auf einem Papierstreifen neben der Zeit Datum und Monat anzeigte. Es war ein kostbares kleines Werk, das ihm die Medizinalrätin als Zeichen ihres dauernden Vertrauens geschenkt hatte. Jeden Tag schickte ihm die gute Frau Doktor Michel ihr Mädchen mit einem hübschen, kleinen Frühstückskorb, einem Brief, in dem sie sich nach seinem Befinden erkundigte, und ihn bat, sie anzutelephonieren. Diese ewig dauernde mütterliche Fürsorge, dieser tägliche Rechenschaftsbericht fing an, ihn zu bedrücken. Aber diese Frau hatte das Theater geschaffen, er war ihr verpflichtet und mußte durchhalten.

Um 1 Uhr wollte Christine Berndt zu ihm kommen. Sie hatte sich mit einer Rohrpostkarte angemeldet: „Bin um eins da mit zwei guten Nachrichten."

Er hatte im letzten Monat Christine nur ein paar mal im Café Monopol gesehen, wo sie mit ihrem Bruder noch an ihrem alten Tische saß und mit German nur flüchtig im Gang sprechen konnte.

Die Postkarte hatte am Morgen, als er um 9 Uhr ins Bureau kam, auf dem Schreibtisch gelegen. Sie hatte ihn so beschäftigt, daß er nichts anderes mehr lesen mochte. Mühsam nur war er einem Gespräch mit Philippsohn gefolgt, der mit ihm verschiedene finanzielle Regelungen beriet. Seit einer Stunde saß er nunmehr rauchend und wartend vor seinem Schreibtisch und hing seinen Gedanken nach.

Wieder erscholl fast drohend das Hämmern aus dem Innern des Hauses zu ihm herein, dann folgte ein Krach, als ob irgendein schwerer Gegenstand zu Boden stürzte.

German stand auf und steckte den Kopf durch den grünen Vorhang.

In dem kleinen Vorraum saßen sich am Fenster gegenüber die Schreibmaschinendame und der Sekretariatsdiener in grüner Livree, der Briefe in einen Briefordner einreihte.

German fragte kurz und knapp: „Was ist geschehen?"

Schwerfällig erhob sich der Kopf des Sekretariatsdieners und ein glattrasiertes Clowngesicht wurde sichtbar. Der ehemalige Väter- und Ehemannspieler sagte in ehrfürchtigem Tonfall: „Herr Direktor, ich will sofort nachsehen." Als er aufstand und zu der weißgestrichenen Tür schritt, tat sich der Türflügel von selbst auf: eine Dame im dunkelblauen Tuchkleid und mit einem kleinen Hütchen auf den rötlichen Haaren prallte mit ihm zusammen.

Mit der Miene eines Bullenbeißers fragte Braun:

„Das Fräulein wünschen? Wen soll ich dem Herrn Direktor melden?"

Da aber kam ihm German zuvor. Er trat lebhaft in das Vorzimmer, schüttelte der jungen Dame die Hand und sagte: „Guten Tag, Fräulein Berndt. Sie machen mir eine große Freude."

Mit lachenden Augen folgte sie ihm in das Bureau, setzte sich auf einen amerikanischen Holzstuhl an die schmale Seite des Schreibtisches nieder und sagte: „Nun, German, raten Sie, was ich Ihnen für Nachrichten bringe?"

German sah das Mädchen ernsthaft an und meinte: „Wie soll ich das wissen?"

Sein Blick fiel auf ein kleines Buch, das sie in der Hand hielt, er sagte: „Wie ich sehe, bringen Sie ein Stück."

„Recht!“ sagte sie lebhaft, „ein Stück für sechs Personen! Und wenn Sie es spielen, so wird Ihnen mein Bruder wundervolle Szenenbilder machen.“

German nahm das Buch in die Hand, schaute hinein und sagte: „Von dem nordischen Dichter Bengberg! — Es wäre schön, mit ihm zu eröffnen! Es wäre eine Absage an den Naturalismus! Dann blätterte er das Buch durch und sagte nach flüchtigem Ueberschlage der Seiten:

„Hören Sie, Christine, das ist alles schön, aber ich habe keine einzige Frau, die diese Rolle spielen könnte. Denn Sie wissen, die Meister will nicht bei mir auftreten.“

Fräulein Berndt sah ihn mit lachenden Augen an: „Ich glaube doch, daß Sie die Frau haben werden,“ sagte sie, „Sie wissen ja noch nicht die zweite Nachricht, die ich Ihnen bringen wollte.“

German sah das Mädchen, dessen Nasenflügel zitterten und dessen Augen blitzten, starr an.

„Etwa — Sie?“ sagte er und stockte.

Da sprang sie, da sie sich vor Ungeduld nicht mehr beherrschen konnte, auf und rief: „Natürlich! Gestern ist es mir gelungen, mich friedlich von Rotenberg zu lösen. Seit einem und einem halben Monat betrieb ich ja nichts anderes als diese Lösung. Süßkind hat mir glücklich dazu verholfen. Er fand irgend so einen juristischen Dreh. Süßkind wird Ihnen das alles viel besser erzählen können als ich. Jedenfalls, heute schickte mir Rotenberg einen neuen Vertrag mit Gagenerhöhung. Ich wies ihn zurück und verlangte noch mehr. Das war ihm zu viel, und so sind wir auseinander.“

„Wirklich, das ist eine Nachricht, die etwas bedeutet!" rief German. Er erhaschte die beiden Hände des im Zimmer herumwirbelnden Mädchens und küßte sie.

Sie aber riß sich los und begann im Eifer das Stück zu entwickeln. Dabei erzählte sie, was ihr der Bruder bei der Lektüre über seine malerische Auffassung der einzelnen szenischen Bilder gesagt hatte.

„Christine, wann kann ich Ihren Bruder sprechen?" fragte German das Mädchen plötzlich.

„Treffen Sie mich heute nachmittag um drei bei Kranzler, dann gehen wir hinunter an die Friedrichsgracht, wo er sein Atelier hat."

„Wie danke ich Ihnen!" sagte German und stand auf.

Sie wich einen Schritt zurück. Er sah ihr in die Augen, trat ihr näher. Er merkte, wie sich ihre Augenlider in Erwartung eines Kusses halb schlossen. Da scholl aus dem kleinen Vorraum ein hastiges Poltern, die fettige Stimme Brauns erklang: „Guten Tag, Herr Cantor."

Zum größten Aerger Germans trat Cantor in das Zimmerchen.

Er war totenblaß, und Schweiß feuchtete Stirn, Haar und Schläfe. Mit schmerzverzerrtem Gesicht streckte er German die Rechte hin, grüßte hastig Fräulein Berndt und ließ sich erschöpft auf dem dritten Stuhl des Zimmers nieder. Eine lange Pause trat ein. Endlich fragte Christine Berndt: „Soll ich gehen? Cantor, störe ich Sie, wenn Sie mit German sprechen wollen?"

Cantor schüttelte den Kopf: „Nein," sagte er, gänzlich ermattet, „Sie sind ja ein ehrlicher, anständiger Mensch, Sie können schon dableiben." Dann seufzte er mehrere Male, holte ein Bündel von gemeinen, blauen Brief-

kuverts aus der Tasche und reichte sie German, der einen Brief nach dem andern öffnete und hineinblickte.

Endlich begann Cantor: „Da sieh, das bekomme ich nun seit acht Tagen. Jeden Morgen liegt so ein Brief beim Portier im Dorotheentheater."

In nachgeahmter Druckschrift wurde in jedem Brief Cantor von einem Anonymus aufmerksam gemacht, daß seine Frau ihn betrüge. Der Schreiber, der ihm das mitteile, schrieb voller Zynismus, er wäre jemand, der vorher auch bei Cantors Frau glücklich gewesen sei und aus Rache so handle.

German mußte sich beherrschen; denn unter den Schauspielern war die Tatsache, daß Cantors Frau ihren Gatten hintergehe, allgemein bekannt. Aber so sehr German eine Trennung Cantors von dieser unwürdigen Frau ersehnte, die ihm vom ersten Augenblick an unangenehm gewesen war, so sehr hütete er sich, diesen Mann, der wie ein Mondsüchtiger durchs Leben ging, aus seinen Illusionen zu reißen.

„Ich glaube nicht daran," sagte Cantor, „aber es foltert mich. Ich habe mir geschworen, keinen Brief mehr zu öffnen, und Ihr seht, fünf bis sechs sind uneröffnet. Nun habe ich heute den siebenten erhalten und irgend etwas zwang mich, ihn zu erbrechen. Lest."

Der Anonymus schrieb im letzten Brief:

„Ich weiß, daß Sie am Freitag nur eine kurze Probe haben. Gehen Sie um 1 Uhr 20 Minuten in das Bureau des Thespistempels. Dort wird Ihnen Zeit und Ort mitgeteilt werden, wo Ihre Frau Sie mit einem Kollegen betrügt."

German blickte auf die Uhr. Es war gerade 1 Uhr 25. Er begann zu lachen und sagte:

„Da schau, 1 Uhr 20 ist vorüber, irgendeiner hat sich einen schlechten Scherz mit dir erlaubt."

In diesem Augenblick klingelte das Telephon.

Cantor zuckte zusammen. German nahm den Hörer ans Ohr. Sein Gesicht wurde ernst. Er deckte den Aufnahmetrichter ab und sagte leise zu Cantor: „Hör', der Briefschreiber telephoniert an, willst du allein hören oder soll ich mithören?"

Cantor stand totenblaß, zitternd auf, nahm German den Hörer aus der Hand, wies auf das zweite Hörrohr, und beide lauschten gespannt.

German vernahm eine verstellte Stimme, die sprach: „Hören Sie, Cantor, Ihre Frau befindet sich zur Stunde in ihrem Absteigequartier im Hause Elsässerstraße 14, vierten Stock rechts. Wenn Sie den Korridor hinein gehen bis zur zweiten Tür links, werden Sie sie in den Armen eines Kollegen finden. Schluß."

Cantor ließ den Hörer aus der Hand fallen. German war so geistesgegenwärtig, ihn aufzufangen.

Die beiden Männer sahen sich an. Cantors Lippen waren zusammengepreßt, seine Stirn war feucht und seine Augen waren verschleiert. German legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte zu ihm:

„Höre, es ist ein dummer Scherz, das versichere ich dir! Aber wir können ja hinfahren, wenn's dich erleichtert. Ich bin überzeugt, daß irgendein paar Kollegen in dem Zimmer sitzen und dich mit einem kräftigen Prosit begrüßen werden, wenn wir eintreten."

Cantor ging mit wankenden Schritten auf den Tisch zu, nahm seinen Strohhut und sagte heiser: „Also komm."

Christine folgte den beiden mit großen Blicken. Sie trat auf German zu, der ihre Hand ergriff und ihr etwas

sagen wollte, aber sie nahm ihm das Wort vom Munde und flüsterte hastig: „Geh, geh, er braucht dich."

Auf der Friedrichstraße fanden die beiden schnell eine leer vorüberfahrende Droschke, sprangen hinein und fuhren die lange Linie hinab, am Bahnhof, am Monopol vorbei zur Weidendammerbrücke und gelangten endlich in das nördliche Viertel, von dem aus sich die Prostitution in die innere Stadt ergießt, zur Elsässerstraße.

Vor einem nüchternen Hause, in dem sich ein Bierlokal befand, ließen sie halten. Cantors Gesicht hatte Aehnlichkeit mit einem Jagdhund bekommen. Sie sprangen aus dem Wagen, eilten in einen dunklen, schmutzig riechenden Hausflur, stiegen die steile Stiege mit Eisengeländer zum vierten Stock empor, klingelten an.

Eine alte Frau in roter Frisierjacke, mit schmutziger weißer Haube öffnete. Sie wollte sofort wieder schließen, aber Cantor stieß die Tür auf, durcheilte den Korridor zur zweiten Tür, fand sie verschlossen und warf sich mit der Schulter dagegen. Die Tür gab nach. German sah noch, wie von einem Diwan zwei Gestalten auffuhren. Er glaubte flüchtig Herrn Sanders zu erkennen. Cantor stürzte ins Zimmer. Eine Ohrfeige klatschte. Cantor riß seine Frau, die sich in derangierter Kleidung befand, in die Tür.

German, der bei der Gewalttätigkeit des Freundes ein wenig zurückgewichen war, sah auf einmal diese Frau mit entblößten Armen und Brüsten, und er fand, daß sie jetzt, wo sie wohlgenährt war und ihre eckigen Formen verloren hatte, einen eigentümlichen frechen Reiz ausübte. Zugleich durchzuckte ihn der Gedanke: wie konnte gerade dieser Reiz auf Cantor, den reinen Toren, den Idealisten, wirken.

Cantor hatte das Handgelenk seines Weibes ergriffen, hob die Hand hoch, warf sie nieder und sagte nur: „Pfui!"

Da aber brach es aus der Frau heraus, und sie schüttete sich in Vorwürfen aus; Cantor wäre kein Mann, er wüßte gar nicht, was ein Mann wäre, er kümmere sich ja nicht um eine Frau, er wüßte ja nicht, was eine Frau brauche. Seine Schuld wäre es, daß sie sich einem anderen an den Hals geworfen habe, einem, der ein richtiger Mann sei und nicht nur in den Wolken schwelge.

Sie warf Cantor, der blaß und zitternd dastand, Intimitäten ihres Ehelebens an den Kopf, während im Hintergrunde sich Sanders mit verzerrter Grimasse seine Backe rieb.

German machte der häßlichen Szene ein Ende. Er zog Cantor vorsichtig an den Schultern zurück. Als sie die Tür passierten, mußten sie eine zweite Schimpfflut über sich ergehen lassen, die die Wirtin, die zu einer wahren Furie wurde, über sie ergoß. Mit dem Worte: „Gemeines Schauspielergesindel" flog die Tür hinter den beiden zu.

German geleitete den völlig gebrochenen Freund wieder hinunter in die Droschke und befahl dem Kutscher eine halbe Stunde durch den Tiergarten zu fahren.

Willenlos ließ Cantor alles mit sich geschehen.

German aber betrachtete ihn mit kühleren Blicken und sagte sich: Es ist für ihn so gut! —

* *
*

Je länger German über die Inszenierung des Bengbergschen Stückes nachdachte, desto klarer wurde es ihm, daß für die Hauptrolle dieses Stückes nur ein Darsteller in Betracht kam: Cantor.

Die Frauenrolle würde Christine Berndt wunderbar liegen, die Rolle des anderen Mannes wollte er selbst spielen. Was sonst noch an Rollen in dem Stücke war, konnte bei guter Regie und tüchtiger Arbeit von mittelmäßigen Kräften bewältigt werden.

Bei der Beratung der szenischen Bilder hatte er sich künstlerisch mit Berndt zusammengefunden. Es war eine große Aufgabe, die sich beide gestellt hatten. Das Stück war, wie alle Dramen des großen nordischen Dichters, ein Selbstbekenntnis, eine Selbstzerfleischung, eine Selbstverurteilung.

Der äußere Hergang war bluteinfach. Einem dänischen Chemiker ist in Paris eine große Entdeckung gelungen. Die Umwandlung der Schwefelmolekûle in Bleimolekûle. Preis, Ehrungen und eine große Geldsumme fallen ihm zu.

In seiner Pariser Pension hat er sich einem jungen Mädchen, einer dänischen Malerin, die sich aus Dankbarkeit einem älteren Mann, ihrem Mäzene, versprochen hatte, zugewandt, und beide sind von Paris aus an die bretonische Küste in ein Hotel gefahren, das ursprünglich ein altes Meerschloß gewesen ist.

Das erste Bild zeigt die beiden am Abend nach ihrer Ankunft in ihrem Zimmer beim Souper. Durch die hohen Fenster des Zimmers wird im Mondschein die rauschende See sichtbar. Das Rauschen der Brandung dringt herauf, und diese beiden Menschen, die sich von ihrer bisherigen Welt losgelöst haben, treten sich zum ersten Male in einer Einsamkeit gegenüber. Der geniale Erfinder erweist sich als ein Kind, und das Weib ist so, wie Bengberg die Frauen empfand, als ein Wesen halb unterirdischer, halb überirdischer Art. In einem Gespräch verstricken sich die Seelen beider, die Leidenschaft steigt, aber zugleich auch

eine seltsame Art der Abneigung, und während sie sprechen und zechen, schwillt draußen ein Sturm auf. Die Natur empört sich und zwischen zwei Blitzen setzt bei dem Mann ein visionäres Erleben seiner Zukunft mit dem Weibe ein, er sieht sich mit ihr in verschiedenen Lebenssituationen zusammen, spürt, wie sie ihm das Mark raubt, ihn zum Sklaven macht, ihn vernichtet. Die Rolle jenes anderen älteren Mannes, dem sie davongegangen, wird die eines lachenden Dämonen, der ihm alles Böse mit Bösem wieder vergilt, bis das Stück wieder in das erste Bild mündet, in das Hotelzimmer mit den roten Portieren und den hohen Fenstern, durch die man das arbeitende Meer erblickt. Ein zweiter Blitz erhellt die Szene, der Sturm flaut ab, die Tür öffnet sich und herein tritt der andere Mann, der in der Visionskette der Dämon war. Er ist mild und freundlich, und alles löst sich in Bekennen, Buße und Verzeihung.

Bengberg hatte in einer genialen Inszenierungsskizze angegeben, daß die Bilder der Vision als impressionistische Ausschnitte gegeben werden sollten, als Stücke der Wirklichkeit im ewigen Raum, wie es in seiner überschwenglichen Ausdrucksweise hieß.

Die Lösung hierzu fand Berndt. Er riet, nach der ersten Szene vor den Fenstern der Rückwand einen schwarzen Samtvorhang fallen zu lassen. Die Dekorationen der Traumszenen würden als Impressionen auf dieser schwarzen Samtfläche wirken. An schwarzen Schnüren sollten Hintergrundausschnitte herabgelassen werden, sodaß hinter ihnen der Samtvorhang noch wirkend bliebe. Wenige Möbel könnten die Innendekoration der Zimmer andeuten.

Um das Gespensterhafte der Szene zu erhöhen, wollte

er auf Unter- und Oberlicht durch Rampen gänzlich verzichten. Da die Szenen zumeist in Innenräumen bei Abend spielten, könne die Beleuchtung eine direkte sein. Er schlüge vor, hochkerzige elektrische Lampen in die szenenisch vorgeschriebenen Zimmerlampen einzumontieren. Als starke Stimmungsmittel würden die entsprechenden Farben der Lichtschirme dienen.

Diese Lösung erschien German ebenso einfach wie verblüffend, und er nahm sie mit Begierde an. Freilich mußte ein ganzes Bild geopfert werden, das sich mit diesem Inszenierungsbild nicht vertrug, ein Bild, das in einem Garten spielte.

Es wäre unmöglich gewesen, vor dem gewaltig wirkenden Samtvorhang etwa Theaterbäume oder auch wirkliche vom Gärtner besorgte Bäume zu stellen.

Mit Hilfe Pfalzburgers gelang es ihm, Cantor für einen Monat freizukaufen und sich zu sichern. So begann er die Proben voller Enthusiasmus und mit einer gesteigerten Intensität, da er ja jetzt um eine eigene Sache zu kämpfen hatte.

Cantor wühlte sich in seine Rolle hinein. Den ganzen Jammer seines wirklichen Lebens konnte er hier zum Ausdruck bringen. Der Idealist konnte sich seinem tiefverletzten Gefühl hingeben und es gelang ihm so, von seiner qualvollen Wirklichkeit im Verlaufe dieser Proben freizukommen.

Das, was er an Herzblut, an Selbstqual und Leiden in seiner Rolle ausströmte, teilte sich Christine und German mit. Als die Endproben herankamen, in denen Berndt seine Dekorationen und seine Lichteffekte mitspielen ließ, steigerte sich die Stimmung.

Aus dem dunkeln Parkettraum klang heftiges Schluchzen. Die Frau Medizinalrätin Michel, die keine einzige Probe ausließ, konnte ihrer Rührung nicht mehr Herr werden. Sie hatte den Kopf in ein großes Taschentuch versteckt.

Der alte Braun, der ganz hinten im Parkett dieser Probe beigewohnt hatte, ging langsam nach vorn und sagte laut: „Es ist eine heilige Sache, eine heilige Sache, wie schade, daß ich nicht mehr mit da oben stehen kann."

Aber German war unzufrieden. Sein Theateraberglaube war unbefriedigt. Es ging ihm zu glatt, es fehlte ihm die Reibung. Sie verstanden sich alle zu gut. Die Generalprobe schien fast überflüssig zu sein.

Gern hätte German sich und seinen Mitarbeitern einen ruhigen Tag gegönnt, aber für den folgenden Vormittag hatte sich der Dr. Liesegang angemeldet, Bengbergs Uebersetzer, der Mann, der seit zehn Jahren bemüht war, dem großen nordischen Dichter Einfluß in Deutschland zu verschaffen. German hatte das Bewußtsein, sie würden mit ihrem Stück bei dem Doktor Ehre einlegen.

Aber es kam anders.

Als der Schluß der Generalprobe herangekommen war, trat Liesegang, ein langer, hagerer Mensch in grauem Reisemantel und grauer Reisemütze, dicht an die Rampe und fragte hinauf:

„Ist es Ihr Ernst, Herr Direktor, die für das seelische Problem so unendlich wichtige Gartenszene auszulassen?"

German, der noch in einem grauen Bart und grauer Perücke auf der Bühne stand, trat an die Rampe heran und sagte: „Herr Doktor, glauben Sie uns, wir haben diese Frage sehr reiflich überlegt, und es wäre uns auch

nicht darauf angekommen, diese Gartenszene zu spielen. Allein bei unserem jetzigen Prinzip dauern die Verwandlungen, die wir auf offener Szene durchführen, nicht länger als fünfzehn Sekunden. Der Aufbau und der Abbau eines Waldes aber dürfte so viel Zeit kosten, daß die ganze Stimmung zerrissen würde. Der Uebergang des Bildes würde auch bei schnellerer Verwandlung eine bis zwei Minuten dauern. Glauben Sie uns Theatermenschen, diese zwei Minuten vor und nach dem Bild wären imstande, die suggestive Stimmung des Stückes und seine intime Wirkung zu schwächen."

„Ich stehe hier an dieser Stelle!" rief aber der Graue mit Pathos, „als Uebersetzer und erster Verfechter Bengbergs. Mir ist das Dichterwort heilig. Ich will nicht, daß man mich bezichtigt, um schnöden pekuniären Vorteils willen die Interessen des großen Mannes auch nur um ein Jota zu verletzen. Meine Lebensaufgabe und mein Ziel ist es, der Eindeutscher Bengbergs zu sein. Ich stelle Sie vor die Alternative, bringen Sie die Gartenszene, oder ich werde in der Presse Verwahrung einlegen gegen die Art und Weise, daß um schnöder Dekorationen willen das heiligste Recht eines einsamen Dichters geschädigt wird."

Mit diesen Worten kehrte der graue, hagere Mann der Bühne den Rücken und schritt mit langsam hallenden Schritten aus dem dunklen Parkett hinaus. Er verließ das Theater, ohne sich von Philippsohn, der ihm nacheilte, aufhalten zu lassen.

Aufgeregt kam Philippsohn zurück.

„Was sollen wir tun? Wenn dieser Fanatiker einen Skandal schlägt, kann es uns das Genick brechen. Ein Skandal beim ersten Stück wäre unerträglich."

„Ja, was ist da zu machen?" fragte Cantor und sah sich

hilflos um. „Ich glaube, lieber German, wir müssen wirklich diese Szene noch hineinflicken."

„Ich kann vielleicht ein paar stilisierte Bäume zusammenbekommen bis heute nachmittag," meinte Berndt resigniert. „Es ist schade und bleibt schade, — aber vielleicht löse ich's noch. Ich werde die Bäume grau machen und wir könnten sie aus Pappe schneiden."

„Dann wird uns dieser törichte Mensch vorhalten," erwiderte German mit einer ruhigen Stimme, „daß er einen Frühlingsgarten um die Mittagszeit braucht, und wird verlangen, daß Rosentöpfe dastehen, ein Akazienbaum und all das, was Bengberg in seiner Beschreibung angeführt hat. Nein! Ich führe entweder das Stück so auf, wie wir es uns beide gedacht haben, oder gar nicht."

„Aber der Verlust! Der Verlust, der pekuniäre Verlust!" schrie Philippsohn.

„Darüber reden wir nachher im Bureau," sagte German mit kühler Stimme. „Mir scheint es jetzt viel wichtiger, Philippsohn, daß Sie hingehen und an Bengberg telegraphieren, was er selbst zu der Frage meint."

„Aber wo ist Bengberg?" rief Philippsohn entsetzt. „Ist er in Paris, oder ist er in Finnland, oder in Christiania, oder in Kopenhagen? Wer kann das wissen?"

„Sie telephonieren an den Verleger, und wenn Sie nur eine einzige Adresse haben, lassen Sie ihn mit Rückantwort telegraphisch auf dem ganzen Kontinent suchen, koste es, was es will. Im übrigen will ich in dieser Angelegenheit bis heute nachmittag um fünf Uhr nicht gestört sein. Ich brauche dringend drei Stunden Schlaf."

Mit diesen Worten ging German in seine Garderobe. Ohne sich noch um eines seiner Mitglieder zu kümmern, fuhr er, nachdem er sich abgeschminkt hatte, in seine Woh-

nung und legte sich zum Schlafen nieder. Die Arbeit der letzten Tage hatte an seinen Körper die größten Anforderungen gestellt, und er gab seinem Körper jetzt nach, um frisch zu sein.

Seine Haltung aber hinterließ auf alle, die bei der Generalprobe zugegen waren, einen starken Eindruck.

Berndt sagte, als German gegangen war: „Bei allen Göttern, dieser Mann ist ein geborener Führer."

„Ja, ich bewundere ihn," sagte die Medizinalrätin, der der ganze Vorgang mit dem Uebersetzer unklar geblieben war.

Punkt 5 Uhr kam Philippsohn aufgeregt vor der Wohnung am Kupfergraben vorgefahren und eilte in das Schlafzimmer Germans, der sich gerade erhob.

„Nun, haben Sie von Bengberg schon Nachricht?" fragte German.

„Nein, aber hier liegt ein nochmaliger schriftlicher Protest des Uebersetzers vor. Ich habe gleichzeitig nach Paris, Kopenhagen und Christiania telegraphiert. Rückantworten sind noch nicht eingelaufen."

„Haben Sie für morgen die Presseplätze in der Weise angeordnet, wie ich es Ihnen angegeben habe, daß mindestens immer zwischen zwei Pressevertreter drei neutrale Menschen plaziert sind, womöglich aus Ihrem und meinem Bekanntenkreis, so daß nicht ein auffälliges Lahmliegen der ersten Parkettreihen sichtbar wird, wenn es den Herren Kritikern nicht gefällt?"

„Ist besorgt," sagte Philippsohn, „aber wenn nur Bengberg —"

„Lassen Sie Bengberg, ich muß Ihnen gestehen, mir ist es sogar sehr angenehm, daß wir diese Szene gehabt haben,

denn Sie wissen, Theaterproben ohne Mißhelligkeiten bedeuten Pech."

Ruhig zog sich German an, während Philippsohn aufgeregt im Nebenzimmer auf- und niederlief.

Nach einer halben Stunde kam German wieder zum Vorschein und sagte: „Lieber Philippsohn, wir werden zunächst ins Theater fahren und angeben, daß uns jedes Telegramm von Bengberg sofort von Braun zu Hiller gebracht wird. Dort werden wir hingehen und werden ein gutes Abendbrot essen, ich lade Sie dazu ein."

„Aber um Gottes willen!" rief Philippsohn, „ich habe keinen Appetit, ich bin aufgeregt."

„Was hilft Ihnen Ihre Aufgeregtheit, Philippsohn. Es handelt sich jetzt um das Telegramm, alles andere kann uns nichts nützen. Also, kommen Sie mit mir, essen Sie, trinken Sie. Ich habe die Frau Medizinalrätin auch eingeladen. Grundbedingung ist, daß Sie heute nicht mehr über diese Angelegenheit reden."

Philippsohn fügte sich Germans Willen, und so saßen denn die Frau Medizinalrätin, Philippsohn und German zwischen halb 6 und halb 8 Uhr bei einem guten Souper. Aber die Kosten der Unterhaltung mußte der sonst so schweigsame German bestreiten, der von seinen ersten Theaterjahren erzählte und die Art von Provinzregisseuren so drollig karikierte, daß er die bekümmerte Frau Dr. Michel und den aufgeregten Philippsohn glücklich von ihren trüben Ideen befreite.

Gegen acht Uhr kam Braun mit einem Telegramm aus Hamburg. Der deutsche Verleger Bengbergs, Herr Seuderfen, telegraphierte: „Erfahre eben aus meinem Verlag von telegraphischer Suche Bengbergs. Dichter befindet

sich auf Sörgefjord Lofoten. Telegramm kostet wegen Bootgeld dreißig Kronen. Freue mich auf morgige Premiere."

„Nun also, Philippsohn, telegraphieren Sie und legen Sie sich heute nacht aufs Ohr. Vor morgen früh werden Sie keine Antwort haben."

Philippsohn ging mit Braun davon. Die Medizinalrätin aber reichte German die Hand und sagte:

„Lieber German, ich bewundere Sie von Tag zu Tag mehr, und wenn morgen aus der Premiere nichts wird, soll es mir gleich sein. Ich habe durch diese Tage ein unbedingtes Vertrauen zu Ihren Fähigkeiten bekommen."

Am nächsten Morgen um acht Uhr schon kam Philippsohn mit einem Wagen zu German gefahren und weckte den fest Schlafenden mit dem Rufe:

„Triumph! Triumph! Er erlaubt alles!"

Das Telegramm war nach den Aufgabezeiten acht Stunden unterwegs gewesen. Der Postbeamte war mit einem Boot nach der Schereninsel zwei und eine halbe Stunde hin und zwei und eine halbe Stunde zurückgefahren, und die Antwort lautete lakonisch: „Kinder, tut was ihr wollt. Gustav B."

German schmunzelte und sagte: „Nun, der Dr. Liesegang wird sich freuen."

Um ½10 Uhr fand sich der Uebersetzer Bengbergs im Theaterbureau ein. Mit feierlicher Stimme protestierte er noch einmal. Als er fertig war, zog German das Telegramm aus der Tasche und legte es auf den Tisch.

„Lesen Sie, Doktor," sagte er, „und dann zünden Sie sich eine Zigarre an."

Als er diese Worte sprach, hatte er unwillkürlich den jovialen gutmütigen Ton Hausers angenommen.

* *
*

German war bereits im Kostüm, in dem er im zweiten Bilde aufzutreten hatte. Noch einmal ging er über die Bühne und sah nach, ob die Verwandlungen klappen würden, ob die Arbeiter am Platze standen, ob alle Requisiten zur Stelle wären, dann prüfte er den mit Blumen geschmückten, gedeckten Tisch, der für das erste Bild von Bedeutung war.

Cantor betrat im Kostüm die Bühne. Auch er schaute noch einmal nach, ob alles, was er brauche, zur Stelle sei. Dann schritt er zu den Fenstern und befühlte die Vorhänge aus rotem Seidensamt und die Spitzengardinen. Verwundert fragte er endlich German: „Wo hast du denn das in der letzten Minute aufgetrieben? Gestern war das doch noch alles Theatergeschirr und gefranster, roter Rupfen."

German sagte mit einem leisen Lächeln: „Die Szene mußte so echt wie möglich erscheinen, damit die Traumszenen nachher so phantastisch wie möglich wirken."

Philippsohn kam auf die Bühne gestürzt. Er war im Smoking und seine Hemdenbrust leuchtete in schneeiger Weise. Er war gelb vor Aufregung im Gesicht und roch beständig an seinem stark duftenden Taschentuch. Die linke Hand hielt er ängstlich auf den Magen gepreßt.

„Ach Gott, ach Gott," stöhnte er, „was ich Ihnen noch sagen wollte, Herr Direktor, sie sind alle da."

„Wer ist da?"

„Na alle! Die Thespiskärner mit Ausnahme von Ruge,

der bis ½ 10 Uhr zu spielen hat! Aber der Sprecher sagte mir, er käme auch."

„Philippsohn, nehmen Sie sich mehr zusammen," sagte German ernst, „wenn Sie sich unten im Parkett so aufgeregt benehmen, machen Sie eine schlechte Figur."

Philippsohn seufzte: „Es ist unglaublich, was für Bekannte man alles sieht. Auch die Bachhusen und Brunner aus Nürnberg sitzen unten!"

German fühlte ein schwindelndes Gefühl im Kopf, aber er nahm sich zusammen und sagte kalt: „Ich dachte, die Bachhusen hätte heute wieder ein Gastspiel im Friedrichtheater?"

„Nein," sagte Philippsohn, der die Worte stoßweise herausstieß, „nein, der heutige Gastspielabend ist verschoben, es ist gerade so, als ob sie ihn unseretwegen verschoben hätte. Uebrigens, die ganze Presse ist voll von ihrem Erfolg."

German, der sich sammelte, schaute zu Boden, als denke er angespannt über etwas nach.

Philippsohn begann nervös von neuem: „Nicht weit von den beiden sitzen Sanders und Centa Olivier, die ehemalige Frau Brunner. Sie sitzen in der vorderen Reihe, zwei Plätze links vor der Bachhusen. Das ist doch eigentlich komisch."

Philippsohn versuchte ein Lachen, aber er sah dabei aus wie ein Maikäfer, der sich an einer Stecknadel krümmt.

German hatte seine völlige Selbstbeherrschung wieder gewonnen. Er trat an den Vorhang und schaute durch das Guckloch. Der Saal machte einen festlichen Eindruck. Auf den Rat Berndts war statt des toten Weiß ein warmes Cremgelb für die Wände gewählt worden. Die Decke war zum Tonnengewölbe ausgestaltet. Trotzdem kein Be-

leuchtungskörper sichtbar war, erfüllte den ganzen festlichen Saal, der keine einzige Loge enthielt, ein warmes, mildes Licht.

Diese Beleuchtung war indirekt. Die Lichtkörper lagen versteckt in Kehlen, die die beiden Längswände unterhalb des Tonnengewölbes durchzogen. Ein schönes diffuses Licht strahlte von der Decke nieder. Statt des üblichen Samtes waren die bequemen Klappsitze des Parketts mit warmem roten Leder ausgestattet worden, die das Sitzen allein zu einem Genuß gestalteten.

Die Gesellschaft, die diesen Saal füllte, befand sich in einer angenehmen Stimmung. Jeder einzelne Kopf kam auf dem Cremgelb der Wand gut zur Geltung, unbewußt fühlte jeder einzelne seine Bedeutung gesteigert und es ertönte das behagliche Summen, das dem kundigen Theaterohr das Fehlen jeder Animosität verrät. Der Gesichtsausdruck jedes einzelnen bestätigte German, daß ihm Wohlwollen entgegengebracht würde.

Bei der Musterung des Saales fand er die Gesichter all seiner Freunde und Bekannten wieder. Da saßen in der ersten Parkettreihe in der Mitte die gute Frau Medizinalrätin Michel in einem prächtigen taubengrauen Kleid. Sie prangte im Schmucke ihrer berühmten in Platin gefaßten Brillanten. German gestand sich, daß sie am Abend mit ihrem aparten blonden Kopf nicht ohne Reiz wäre. An einem Seitenplatz entdeckte er Reuters aufmerksames Bubengesicht. Neben ihm saß im schwarzen Gehrock mit weitaufgerissenen Augen der kleine Dr. Ganz. Mit einem gewissen Wohlgefallen kassierte er die Blicke der Leute ein, die sich auf ihn aufmerksam machten.

Alle waren sie da, die damals bei den Thespiskärnern verkehrt hatten. Sein Auge entdeckte das Dreiblatt:

Knappstein, Rotenberg und Pfalzburger. In der Mitte aber saßen die beiden Paare, die sich geflissentlich nicht ansahen, Sanders im eleganten englischen Frackanzug neben Centa Olivier, die ein Kleid aus schwarzen Valenciennes-Spitzen mit grünen Seidenbändern trug, etwa drei Plätze rechts hinter ihnen Brunner mit seinem militärischen Kopf, im Smoking und hohem Kragen, und an seiner Seite, sehr einfach, im schwarzen Rock und weißer Seidenbluse ohne Schmuck, Fräulein Bachhusen, die ihre großen, dunklen Augen wie fragend auf den tiefgrünen Samtvorhang richtete, hinter dem German die Menge beäugte.

Der Beobachter trat von seinem Posten zurück und begrüßte Christine Berndt, die in einem lichtgrünen Gewand, das prächtig zu ihrem brünetten Teint stand, neben ihn trat. Ihre vollen, schweren Haare, die in natürlicher Farbe den tiefen Ton von rostroten Chrysanthemen zeigten, trug sie zu einem einfachen Knoten im Nacken verschlungen. Sie erinnerte an Schönheiten, die von englischen Malern verherrlicht werden.

Die beiden begrüßten sich mit einem langen Blick und reichten sich die Hände. Aber während Germans Hand frisch und kühl war, glühte Christines Hand fieberhaft. Noch einmal sahen sie sich an und nahmen für die Aufführung Abschied voneinander.

German trat in die erste Gasse und gab das Zeichen. Ein schwerer Glockenschlag, der dem G der Altstimme entsprach, fiel.

Ruhiger wurde es hinter dem Vorhang und nach der gemessenen Pause einer halben Minute fiel der zweite schwere Klang und zitterte im Hause nach. Im Saale wurde das Licht langsam eingezogen.

Die Wände gingen in Grau über. Als der dritte Klang fiel, rauschte der schwere, tiefgrüne Samtvorhang mit sparsamer Goldstickerei auseinander und nun rollte sich das Spiel ab, das ununterbrochen zwei Stunden währte und die Zuschauer im eisernen Bann hielt.

Das letzte Bild schwand.

Ein langes Schweigen hallte im Hause nach. Langsam kehrte das Licht, das der Beleuchter nach Germans Befehl allmählich einschaltete, in den Zuschauerraum zurück, Mit dem wiederkehrenden Licht begann sich die Spannung und das Gefühl in Beifall zu lösen, der spontan wuchs und anschwoll.

„Vorhang!" kommandierte German und die grünen Gardinen rauschten auseinander.

Cantor und Christine traten hervor und verneigten sich. Laute Rufe erschollen: German! German!

German winkte dem Garderobier. Mit zwei schnellen Griffen entfernte er Bart und Perücke und schminckte sich ab. Schnell zog er zu seinen schwarzen Hosen, die er seiner Rolle gemäß trug, den Frack an. Lauter und lauter wurden die Rufe nach ihm. Endlich trat er vor die Rampe. Jeder Nerv, jeder Muskel in ihm war gespannt. Er erlebte den oft ersehnten Augenblick: er hatte durch seine Kunst, durch seinen Willen die Menge da unten bezwungen. Sein klares Auge erkannte sie alle, die ihm bekannt waren, die Thespiskärner, die sich nach vorn drängten, Rotenberg, Pfalzburger und Knappstein, die lebhaft miteinander redeten, und an einer Seite rechts die Bachhusen in weißer Bluse und schwarzem Rock, die hoch aufgerichtet zu ihm emporstarrte.

Aber als das Chaos der Stimmen stärker wurde, hob er mit einer beherrschenden Bewegung die Hand und sagte

zu dem verstummenden Publikum gemessen, fast feierlich die Worte:

„Im Namen des Dichters, der nicht anwesend ist, gebe ich mir die Ehre, Ihnen zu danken."

Neuer, spontaner Beifall brach aus, Rufe wurden laut: Hoch Bengberg! Aber andere Rufe wirkten stärker: Hoch German! Hoch das neue Theater!

Blumen wurden gebracht, Kränze flogen hinauf. Wieder und wieder mußte sich German mit seinem Häuflein von Darstellern bedanken, endlich rauschten die Gardinen zum letzten Male zusammen und gratulierend stürmten Philippsohn, die in Tränen aufgelöste Medizinalrätin und die Bühnenarbeiter auf ihn zu. Aber auch die Thespiskärner: Ruge, der kleine Dr. Ganz und Reuter kamen. Sie schüttelten German herzlich die Hand, und Ganz sagte: „Ich freue mich, daß du die Tradition von uns Thespiskärnern hochhältst."

German unterdrückte nur mühsam ein leichtes ironisches Lächeln.

Geschickt wand er sich aus dem Schwarm jubilierender und gestikulierender Menschen los und schritt hinter der Rückwand der Dekoration in den dunklen Raum der leergewordenen Hinterbühne, um ungesehen zur Garderobe zu gelangen.

Aus dem Schatten der eisernen Tür trat Christine ihm entgegen. Impulsiv umschlang sie ihn und küßte ihn und sagte: „Ich freue mich so für uns."

Als er sie umschlungen hielt, sagte er zu ihr: „Du hast mir dieses Glück gebracht."

„Nein," sagte sie leise lachend, „es ist allein zu dir gekommen, es ist gern zu dir gekommen!"

Da umfaßte er sie fester und sagte: „Dieses Glück muß bei mir bleiben, Christine."

Sie legte sich ein wenig zurück und sagte: „Wenn du es festhältst."

Dann wandte sie sich von ihm los und schlüpfte durch die Tür hinaus.

* *
*

Bei der Medizinalrätin wurde das Siegesfest gefeiert. Als German das rote Empfangszimmer betrat, in dem bereits alle Geladenen versammelt waren, eilte sie ihm entgegen und umarmte und küßte ihn öffentlich vor den Leuten. Sofort wurde zu Tisch geschritten. Cantor, Christine, Ewald Berndt und der Justizrat Süßkind waren zugegen. Desgleichen der Verleger Dr. Seudersen, ein schlanker, vornehm aussehender Mann von fünfzig Jahren und seine junge Frau, eine Amerikanerin mit weißblondem Haar, die sehr kokett ein goldenes Monokel im Auge trug. Der Doktor Liesegang, der Eindeutscher des Dichters, hatte sich entschuldigen lassen. Aber in später Stunde kam noch der Direktor Kahn, der bekannte Industriekapitän, ein starker, schwarzköpfiger Herr, der mit der Frau Medizinalrätin Michel befreundet war und als besonderer Mäzen galt.

Der Direktor Kahn belegte German bald mit Beschlag, und fragte ihn nach seinen Plänen und Absichten. German, der in dem massigen Gesichte des Direktors einen klugen und scharfen Geist erkannte, gab klare, kurze Antworten, die Kahn imponierten.

Als sie rauchend in dem Empfangszimmer auf und ab schritten, blieb Cantor plötzlich stehen.

„Jetzt hab' ich's!" rief er aus.

„Was haben Sie?“ fragte Kahn.

„Ich hab's“, sagte der Schauspieler, „woher German das Silber, das Kristall und die roten Samtvorhänge hat. Die Vorhänge, welche wir in der ersten Szene verwandt haben, hingen früher hier. Ich erinnere mich ganz genau.“

Alle, die diese Worte hörten, lachten, aber Kahn sagte mit tiefer anerkennenden Stimme: „Recht so, Herr Direktor German, man muß, wenn man etwas durchfechten will, alles in den Dienst seiner Sache stellen!“

Am anderen Tage fand German in seinem Arbeitszimmer am Kupfergraben einen großen Stapel Zeitungen aufgehäuft, die ihm der sorgsame Philippsohn zugesandt hatte. Einmütig wurde er von der Presse als der Direktor bezeichnet, auf den die Zukunft des Berliner Theaterlebens beruhe.

Marie, die Tochter seiner Wirtin, brachte ihm mit glänzenden Augen das Frühstück.

Sie gratulierte ihm herzlich, setzte sich auf die Lehne seines Polsterstuhles, umschlang ihn und gab ihm einen Kuß.

Dieser Kuß des fröhlichen und naiven Kindes erschien ihm schal nach dem gestrigen Abend, an dem Christine in seinen Armen gelegen hatte. Aber er bezwang sich und sagte:

„Es tritt eine große Veränderung in meinem Leben ein. Ich habe viele Verpflichungen und muß näher bei meinem Theater wohnen, das ist die traurige Seite des Erfolges.“

„Sie wollen von uns gehen?“ fragte das Mädchen entgeistert.

German lächelte. „Nun, so ganz gehe ich natürlich nicht fort,“ sagte er beschwichtigend. Da klärten sich die Züge

des Mädchens wieder auf, und mit leichten Schritten und einem Lächeln auf den Lippen verließ sie das Zimmer.

German aber lehnte sich in seinen Stuhl zurück, zündete eine Zigarre an und begann über die nächste Inszenierung nachzudenken.

Georg Müller Verlag München

In Kürze gelangt zur Ausgabe:

Friedrich Freksa
Hinter der Rampe

Geh. Mk. 1.—

Freksa gibt in diesem Buch Impressionen aus dem Theaterleben. Er schildert Fragen, die den Schauspielerstand bewegen, zeigt auf, worin die Arbeit einer Probe liegt, schildert das Wirken des Regisseurs und gibt hundert psychologische Details aus der Welt der Bühne.

Diese Impressionen wurden geschrieben, als sich Freksa noch im Theaterleben, besonders im Deutschen Theater bei Max Reinhardt betätigte. Einem jeden werden diese Beobachtungen des Autors von „Erwin Bernsteins theatralischer Laufbahn" von besonderem Interesse sein.

Soeben erschien in zweiter Auflage:

Friedrich Freksa
Phosphor

Roman

Mit fünfundzwanzig Zeichnungen und Einband von

Emil Preetorius

Geh. Mk. 7.—, geb. Mk. 8.—

Luxusausgabe, vom Verfasser und Künstler signiert, Mk. 20.—

Die „Münchner Neuesten Nachrichten" schreiben: „Friedrich Freksa hat einen köstlichen Roman in Buchform erscheinen lassen. Emil Preetorius hat eine Reihe Zeichnungen zu der Geschichte des

Dr. Phosphor geliefert, ausgezeichnete künstlerische Gaben, die die wundersame Geschichte trefflich illustrieren. — ‚Das Buch Phosphor' ist ein gar ergötzliches Buch. Es erzählt die Geschichte eines ehrsamen Erdenbürgers, der eines Tages das Unglück hat, auf den Kopf zu fallen. Die Folgen des Sturzes machen sich bei Dr. Phosphor in einer Veränderung seiner Lebensanschauung bemerkbar. Da ist es nun höchst amüsant und lehrreich, zu sehen, wie der ‚auf den Kopf gefallene' brave Erdensohn durch die Welt wandelt. Das Buch wird zu einer Schale geistvoller und humorgewürzter Satire. Die Leser werden ihre Freude daran haben."

Die „Karlsruher Zeitung": „An die erste Stelle gehört der mit fünfundzwanzig Zeichnungen von Emil Preetorius geschmückte Roman ‚Phosphor' von Friedrich Freksa. Er bedeutet insofern eine Überraschung, als er nach ach so langer Zeit wieder einmal den Typus des humoristischen Romans großen Stils (Sterne, Swift, Dickens, Jean Paul, Vischer) erneuert und so die erfreuliche Tatsache feststellen läßt, daß den Autoren von heute nun endlich auch Schöpfungen von dauerndem Wert gelingen. Wer den Roman liest, wird dieses Lob verstehen."

Die „Frankfurter Zeitung" schreibt in einem fünfspaltigen Feuilleton: „Treffe ich dich endlich, köstliches Kind eines überlegenen Geistes, eines menschheitliebenden Herzens, auf den Gefilden deutscher Dichtung? Bist du es wirklich, Humor? Und wenn du es bist, wie wagt sich der gemütvolle, zarte, seltene, unerkannte Gast auf den Plan, wo noch die Gestalten des rücksichtsloseren Busch siegreich das Feld behaupten, wo täglich die Grotesken, die Verzerrungen, die das billige Lachen hervorrufenden Zynismen der neueren Literatur angeblichen Humors in unseren Witzblättern neu erstehen, um täglich willig in den Tod zu gehen? Aber ein noch so zartes Dasein kann Keime ewigen Lebens in sich tragen. Und schon bin ich in Angst, ob du nicht dennoch zu robust seiest, um wahrer, göttlicher Humor zu sein. Ach, wenn du nicht nur einen frechen Ton auf deiner Leier hättest, sondern die vielen: die kecken, die schelmischen, die süß-ernsten, die aus unergründlich lächelnden Tiefen strömenden, wie die Töne des Quells?

Dieses alles hoffte ich, als ich das Buch ‚Phosphor' von Friedrich Freksa zu lesen begann, und ich bin nicht ganz betrogen. Die Seltenheit des Auftretens eines humoristischen Dichters hat es fast vergessen lassen, wer ein solcher sei . . . .

Diese Ausführungen habe ich für nötig gehalten, um den Autor des Buches Phosphor von alledem zu unterscheiden, was man sich, mangels eines wirklichen humoristischen Dichters als einen solchen anzusehen gewöhnt hat oder, besser, womit man sich an seiner Stelle begnügt hat. Denn haben wir uns nicht mit dem Witz, mit der Posse, mit der Groteske, mit der Frivolität, mit dem Schwank, kurzum mit dem Komus und seinem Reich begnügt und ist er nicht, angetan mit Ehrennamen des Humors, oft genug fälschlich bei uns umgegangen?

Zwar fehlt es auch Friedrich Freksa an der absoluten Souveränität Sternes oder Rabelais, und insbesondere geht ihm dessen Naivität ab; zwei Eigenschaften, die sich sehr wohl vertragen, wenn man unter Naivität das Unbewußt-Überraschende versteht, das das wahre autogene Werk eines Dichters von einem kunstbewußten Dichtwerk unterscheidet. (Wenn ich Friedrich Freksa mit diesen beiden vergleiche, so soll ihm damit die Ehre des höchsten Maßstabes zugebilligt werden. Und aus diesem Grunde wird er es auf der anderen Seite vertragen, wenn wir ab und zu noch die ‚berühmten Muster' bei ihm sehen. Aber daß sein Humor deutsch ist, deutsch und stark, deutsch und gesund, deutsch und bieder, das danken wir ihm.

Gibt es eine köstlichere humoristische Idee als die, daß ein Mensch, der bisher in der größten Strenge der Konvention dahingelebt hat, plötzlich, sich selbst unbewußt von allen Fesseln der Konvention befreit, in Aktion tritt. Die Wirkungen sind verheerend. Der Abstand der Konvention zu dem von ihr befreiten, natürlichen, unbefangenen Anschauen der Dinge ist, wie der Dichter durch das abrupte Nebeneinanderstehen der beiden Anschauungsweisen in der nämlichen Person zeigt, von einer ungeahnten, fast tragischen Weite. Dieses ereignet sich mit dem Doktor Phosphor. Eines Montags fällt er von seinem nicht gar hohen Balkon in den Garten auf den Kopf. Als er nach dem Sturz wieder zur Besinnung kommt, ist sein ganzes Wesen nur um jene Kleinigkeit verrückt, daß er alles, was er bisher in konventioneller Befangenheit erblickte, nun unbefangen anschaut. — Trotz dieser geringen Verschiebung wirken nun alle seine Wandlungen exzentrisch; sie verzerren sich in den Augen seiner Mitmenschen, die auch alle fein säuberlich im Gehege der Konvention herumspazieren, zu Ungeheuerlichkeiten.

Diese Erfindung, daß der Doktor Phosphor auf den Kopf fällt, bedeutet für Friedrich Freksas Werk dasselbe wie der Geisteszustand des Kandidaten Jobs für die Jobsiade, wie die Erschaffung des Riesen Gargantua für das Werk Rabelais, wie das Rittertum von der traurigen Gestalt für den Don Quichotte.

(Folgt Inhaltsangabe! . . .)
Das alles muß der Leser aus dem Buche selbst erfahren, dessen Inhalt sich glücklicherweise — wie der Inhalt aller guten Bücher — dagegen sträubt, in anderen Worten, sich wiedergeben zu lassen als in denen der Dichtung selbst.

Das alles zieht sich nahe am Grotesken hin. Aber es ist nur die Kühnheit des Dichters, welche, ungefährdet für die Feinheit des Humors, diese Nähe aufsuchen darf. Solche Dinge, wie der Streit um die Existenz der Wirklichkeit, sind schlechterdings nur durch den Humor genießbar zu machen und in den vollen Glanz ihrer Erfindung und Durchführung zu setzen; unter der Groteske würde die heitere Ernsthaftigkeit dieser Vorstellung zerbrechen wie ein schwankes Schilfrohr, auf dem sich statt des geflügelten Puck ein plumpes Nilpferd schaukeln wollte.

Nun denn: Ihr „Grand-buveurs“: genießt! Meine Aufgabe ist zu Ende. Ich hatte euch sozusagen einen blumigen Wein von der Karte zu empfehlen, auf der vielerlei Gewächs verzeichnet steht und angeboten wird. — Ah! Ihr wollt wissen, aus welchem Glas ihr den Wein trinken sollt? Nehmt das, in welches der Humor von Emil Preetorius das Werk des Dichters gegossen hat. Er ist es, der einen prächtigen Einband für das Buch gezeichnet und jedes Kapitel vorahnend durch eine köstliche Vision skizziert hat. Es ist, wie wenn man gutgelaunt ein gutes Glas Wein erhöbe und gegen das Licht hielte; er verspricht schon Dinge, ehe er auf die Zunge kommt.“

Die „Münchner Neuesten Nachrichten“ schreiben über dieses Buch in einem vierspaltigen Feuilleton: „Nicht jeder mag vielleicht das richtige Verhältnis zu den die Seele aufwühlenden Einaktern finden, alle aber müßten, meinem Gefühle nach, an Frekſas jüngst veröffentlichtem Roman ‚Das Buch Phosphor‘ größten Gefallen finden. Das Buch Phosphor ist ein humoristischer Roman. Aber mit einer solchen Abstempelung ist wenig gesagt, nur das eine ist damit dokumentiert, daß es ein Buch ist, das sich vergnüglich liest. Aber das Vergnügen, das so viele andere humoristische Romane als Endzweck verfolgen, ist hier nur die freundlich schimmernde, köstliche, appetiterweckende Schale einer Frucht, die an geistigem Gehalt höchsten Nährwert hat.

‚Das Buch Phosphor‘ handelt von dem gutbürgerlichen Dr. Phosphor, der eines Tages das Mißgeschick hat, von dem Balkon seines Hauses auf den Erdboden zu fallen, und zwar mit dem Kopf voraus. Von jenem Tage an lebte er ein Leben, das just den Gegensatz zu seinen bisherigen Lebensanschauungen und -taten bedeutete. Aber hier zeigt sich des Dichters Überlegenheit. Nicht das scheint uns verkehrt, was der auf den Kopf gefallene Dr. Phosphor tut, sondern das, was seine entsetzte Umgebung von spießigen Mitbürgern für verkehrt, für verrückt hält. Mir ist keine Dichtung gegenwärtig, in der auf künstlerisch reinerem Wege, zwingender und gütiger, mit weniger Schärfe an boshafter Satire die Lebensführung und die Gesellschaftskreise ad absurdum geführt worden wäre, als in dem Buche Phosphor.

Ich kann den Inhalt des Buches hier nicht erzählen. Ich kann nur den Rat geben, sich das Buch zu verschaffen und es zu lesen. Jedem wird sich darin eine Welt zeigen, die er kennt, und die er doch noch nicht so tief erkannte, als es ihm des Dichters Lebensfreude gestattete . . .

Das Buch Phosphor ist ein Lebensbuch, ein Buch, das Leben darstellt und Leben bedeutet. Solche Bücher sind es, die uns die Welt verständlich und — erträglich machen. Denn sie tragen uns über den Alltag hinweg durch künstlerische Erhebung und geben uns zugleich die Einsicht, den Mut und den Willen, den Alltag zu bezwingen.“

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt.

EA!

45.

2 Bde